

Der Patriot.

Ein komischer Roman

von

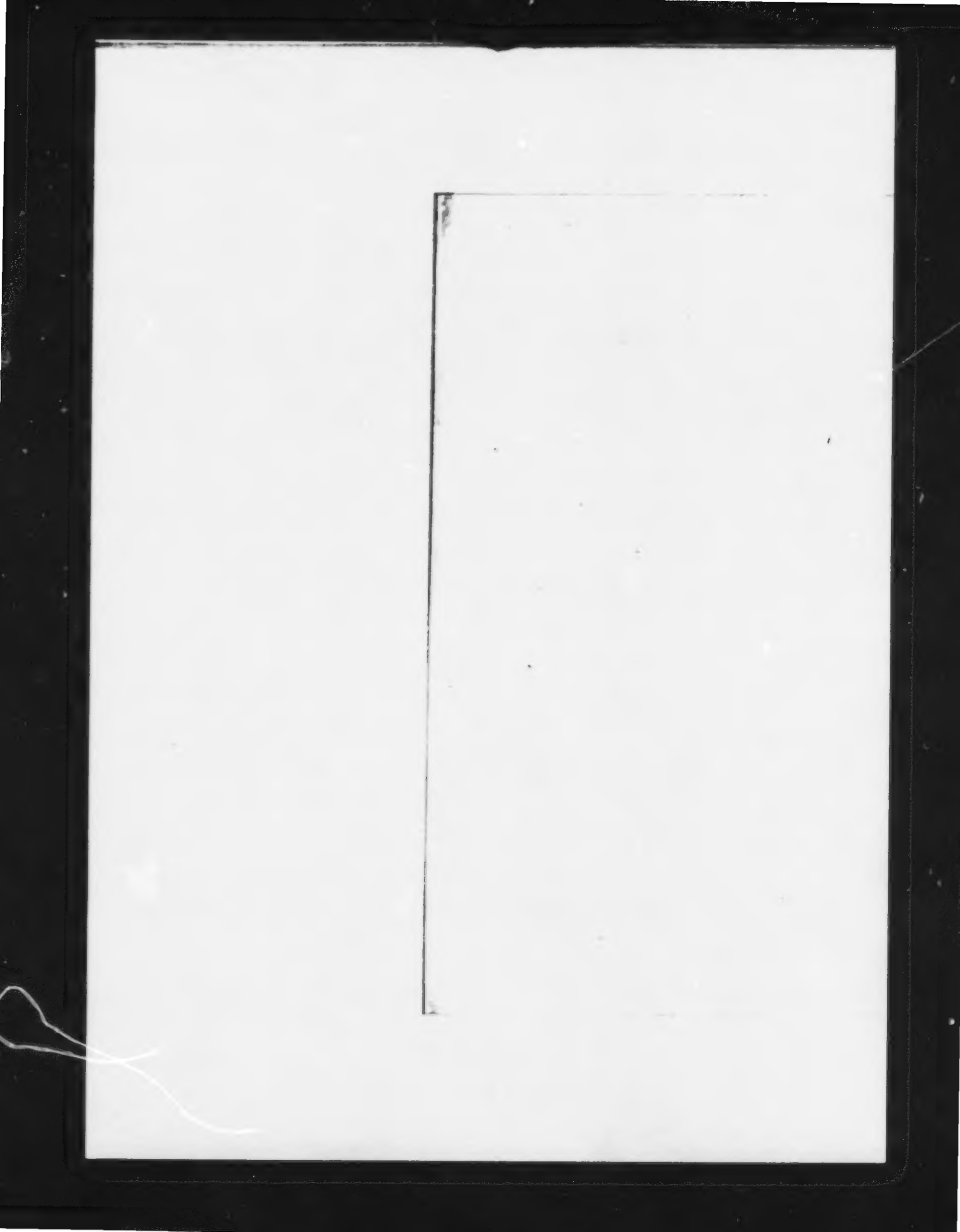
Friedrich Seybold,

Verfasser des „Gautschens.“

München.

J. C. Gr a n d t.

1830.



Erstes Kapitel.

Thaddäus und Fürstzogott Napoleon Pfefferkorn,
Vater und Sohn, auf der Kirchweiße zu
Kleinfuchenheim.

Eine Stunde, weniger 2 Minuten 29½ Sekunden, von Spießburg, der Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Glachsenfin- gen, an dem Hauptflusse des Landes, der an diesem Orte 19½ Fuß breit ist, liegt das Dorf Kleinfuchenheim. Früher betrug die Entfernung, nach der pflichtmäßigen Berech- nung des Generalliebt-, Reichs- und Staats- Geometers, gerade eine Stunde Wegs, nicht mehr und nicht weniger. Seit aber in Folge eines Länderzuwachs von 5 Quadratmeilen mit 5555 Einwohnern die Seelenzahl des Fürstenthums auf die Summe von 55555 an-

gestiegen, somit eine neue Organisation und
Ereirung neuer Regierungsbehörden erforder-
lich, und zur Unterbringung der Präsi-
denten, Directoren, Rätbe und Expeditoren
von fünf neuen Departements eine neue
Hauptstraße von fünf Häusern auf jeder
Seite, die Fürstenstraße genannt, erbaut
worden war, betrug von dem Fürstenthore
an die Entfernung nach Kleinfuchenheim nur
noch 57 Minuten $30\frac{1}{2}$ Sekunden, worüber
sich alle Bewohner der Residenz sehr freuten.
Dieß war jedoch nur die gemeine Berechnung,
der aus altem Herkommen der Bürger- und
Bauerdmann noch anhing, denn in der offi-
ciellen Reichsvermessung, welche die Ent-
fernung der Meilenzeiger bestimmte, war die
Poststunde nur zu drei Viertheilen der ge-
wöhnlichen Landstunde berechnet, wodurch
sie um ein Viertel kürzer, das Fürsten-
thum hingegen um den vierten Theil länger
wurde — und in demselben Maße nahm

auch der Nationalstolz der Einwohner von Glacsenfungen zu.

Der Wirth zum schwarzen Beck in Kleinkuchenheim war ein dicker und braver Mann, der als junger stinker Kellner die alte lahme Wittwe seines in Gott ruhenden Vorgängers geheirathet und dadurch sein Daseyn in der Welt, im Fürstenthum Glacsenfungen und im Dorfe Kleinkuchenheim auf die solide Unterlage eines frequenten Gasthofs, eines wohlgefüllten Weinkellers und eines bedeutenden Güterbesizes gestellt hatte. Er war ein Politicus im Fache, versetzte seinen Wein bloß mit einem Drittheile Obstmost, machte seine Würste um einen Viertelszoll länger, und gab größere Brodportionen, als sein Nebenbuhler in loco, der Wirth zur goldenen Gans — und erlangte dadurch das Lob eines rechtschaffenen Mannes und, was noch besser war, eine starke Einnehr; er trug immer Sorge für hübsche Kellermädchen,

drückte die Augen zu, wenn die Gäste etwas handgreiflich mit ihnen scherzten, machte Knittelverse, hielt ein geheimes Zimmer für Hazardspieler, gab jährlich ein oder zweimal den Gutschmedern der Hauptstadt für geringen Preis ein schönes Essen, belachte aus vollem Halse die seltenen Witze und die häufigen Abergewisse seiner geliebten Consumenten, riß Zoten — und wurde daher allgemein als ein guter Gastgeber gepriesen; seiner alten Ehehälfte, die, in Ermangelung andern Genusses, sich dem Trunk ergeben hatte, verschloß er die Kellerschlüssel nicht, prägelte seine Stieffinder niemals öffentlich, wurde von keiner der Kellnerinnen und Mägde, die sein Haus in andern Umständen verließen, vor Gericht als Vater angegeben — und erndete hiedurch das verdiente Lob eines guten Ehegatten; nachdem der ungehinderte und häufige Genuß starker Weine seinem betagten Weibe eine Wassersucht und, unter

den Händen der Kunstverständigen, einen methodischen Tod zugezogen hatte, betrauerte er sie, als guter Christ, die gesetzmäßige Zeit in Flor und schwarzer Weite, verkürzte seine angegebenen Kinder nur um so viel, als der Reichsgeometer die hochfürstlichen Staaten verlängert hatte, wurde immer reicher, heirathete des Schulzen Tochter — und ward mithin zum Gemeinderath gewählt. Da er nun, nach der Berechnung des Flachsseufzinger Volksfreunds, zu den 10,000 Staats- und Gemeindevienern (die Nachtwächter mit inbegriffen) des Fürstenthums gehörte, nahm er eine entsprechende Amtseiene an, drückte bei dem verliebten Commerç seiner Gäste und Kellermädchen nur noch Ein Auge zu, verschloß die Thür, worin die verbotenen Spiele getrieben wurden, doppelt, lachte nimmer aus vollem Halse, sondern lächelte nur noch bedeutungsvoll, riß weniger Zoten, machte bloß noch Knittelverse, wenn er ein

Glas über den Durst getrunken hatte, pffiff dem Kellner und Hausknecht, statt ihnen zu rufen, rechnete den Handwerksburschen, die bei ihm übernachteten, einen Kreuzer Schlafgeld weiter, um sie dadurch, wie er sagte, aus seinem Hause zu vertreiben, und nannte die Stadträthe der Residenz „Herr College“, welches sie sich, in Anbetriff seines schönen Vermögens, und weil er ihnen eine Flasche vom Extrafaß zu reichen pflegte, gefallen ließen.

Am Sonntage Oculi, als an welchem die Kirchweihe des Orts war, pflegte die halbe Haupt- und Residenzstadt Spiesburg, welche beiläufig den zehnten Theil der Gesamtbevölkerung des Fürstenthums in sich faßte, nach dem Dorfe Kleinkirchenheim zu strömen. Nachdem der Geist (sit venia verbo) der guten Spiesburger sich die liebe lange Woche hindurch in Staats- und Canzleigeschäften, im Seisensieden und Lichterziehen,

im Lehren und Lernen, im Wurst- und Kleidermachen, im Restauriren und Weinschenken, im Brod- und Semmelbacken, auf dem Exercierplatz, im Feinsieden, erschöpft, in der Küche, im Gymnasium, im Keller, in der Schule, im Theater, im Concert, im Stall, in der Kirche, auf Redouten und Bällen, in der römischen, in der griechischen und in der flachsenfingischen Welt sich abgemüdet und seine Kräfte aufgezehrt hatte, bedurfte er, ja an Sonn- und Feiertagen, einer billigen Erholung, die nicht angemessener gefunden werden konnte, als in einem mäßigen Spaziergang zur Beförderung der Verdauung, an dessen Ziele der Schild zum schwarzen Beck und neue Labung winkten. Nur wenige Grillenfänger der Hauptstadt ergingen sich auf einsamen Fußpfaden, in Wäldern und Feldern; sie schwanden aber in Nichts dahin vor der großen Masse, die auf der gebahnten Straße, welche in die

Dörfer naher führte, dem Ziele ihrer Bestimmung zupilgerte.

Abgesondert von den Varias des Landes, die in der gemeinen Wirthshube aufgeschichtet waren, saßen im Extrazimmer die flachsenfingischen Honoratioren. Ein Honorator ist ein Individuum, das von andern Individuen geehrt wird, weil es einen Titel oder Mittel hat. Die Stufenleiter, auf welcher die Honoratioren stehen, ist höher als die Himmelsleiter, die der fromme Erzvater Jakob im Traume sah; sie steht mit dem einen Ende auf dem Boden, auf welchem Adams Fluch ruht, und das burleske Aggregat, das man gemeinhin Volk nennt, sieht mit Staunen zu ihrer Spitze hinauf, die sich im Nimbus des Throns verliert; von unten blickt man mit Bewunderung die Leiter aufwärts und von oben mit Verachtung herab; der Pöbel, dem vor jeder Höhe graut, wird schwindlicht bei dem bloßen Gedanken, sie

zu ersteigen; wer oben steht, weiß, daß er hinauf gekrochen ist, vergift es aber wieder, wenn er herunter sieht. Diese Operation gehört zu den ersten Staatsgeheimnissen, um welche bloß die Nächsten an Gott und am König wissen dürfen. Der Abstufungen sind so viele, als des Sandes am Meer; das Bindungsmittel, das sie aneinander knüpft, ist das Wörtlein „Herr“; wer sich desselben nicht zu erfreuen hat, verliert sich in der gemeinen Menge.

Die Residenz Spießburg, deren Bewohner nicht hinter dem Zeitgeiste zurückbleiben wollten, besaß in nuce alle die Anstalten, die in den Hauptstädten großer Reiche zur Beförderung des allgemeinen Wohls, der Wissenschaft und Kunst errichtet zu werden pflegen. Wer die Zeitung von Spießburg las, fand darin Nachrichten von sachsenfinnischen Landwirthschafts- und Kirchengesangsvereinen, Musik- und Handelsvereinen,

Credit- und Wohlthätigkeitsvereinen, Vereine für Vaterlandskunde, Gesellschaften für die Verbesserung des Weinbau's, Bürgergesellschaften, Missionsgesellschaften, Museen, Harmonien, Bibelanstalten, Liederkränzen u. s. w. Diese Anstalten, auf welche man den verjüngtesten Maßstab angewendet hatte, waren jedoch erst im Entstehen begriffen, und der letzte Jahresbericht sprach, sich auf die hohe Vaterlandsliebe der Flaschenfinger stützend, die Hoffnung aus, daß im nächsten Jahre, nach Abzug der Druckkosten, etwas für den eigentlichen Zweck übrig bleiben werde. Zur Ersparung der Kosten hatte man die sämmtlichen Vereine in einen einzigen verschmolzen, und um 3 fl. 45 kr. jährlichen Beitrags konnte man Mitglied aller gemeinnützigen Gesellschaften von Flaschenfinger werden. So oft die Beiträge gesammelt wurden, nahmen sich die meisten Mitglieder vor, in diesem Jahre auszutreten;

wenn sie aber dann wiederum in der Spießburger Chronik und in dem jährlichen Rechenschaftsberichte ihre Namen gedruckt lasen, spornte sie ein edler Ehrgeiz an, keine Lasten scheuend, in der Gesellschaft zu beharren. In einer der Jahresversammlungen bewies ein gelehrtes Mitglied mit tausend Gründen, auf welche es sich Kürze halber beschränkte, daß die flachsenförmigen Vereine im Kleinen eben so viel zu leisten im Stande seyen, als die Londner und Pariser im Großen, und daß, wenn sie bisher noch nichts geleistet hätten, solches seinen Grund in der Unzulänglichkeit der Mittel habe. Als in Folge dessen der geehrte Herr den Antrag machte, den jährlichen Beitrag um 30 Kreuzer zu erhöhen, wurde die Opposition so heftig, und die Sitzung so stürmisch, daß sich sofort ohne die patriotische Vermittlung des Hof- und Ganzeibuchdruckers, der sich erbot, künftig den Bogen um 15 Kreuzer wohlfeiler

zu drucken, sämmtliche flachsenfingischen Vereine aufgelöst haben würden. Der Antrag wurde, zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther, auf der Stelle zurückgenommen, und der Cassier der Gesellschaft berechnete, daß nunmehr, Dank dem nicht genug zu preisenden Patriotismus des Herrn Hof- und Kanzleibuchdruckers, ein jährlicher Ueberschuß von 15 fl. 15 Kreuzern zur Verfügung bleiben werde. Ueber die Verwendung desselben entstanden sehr lebhafte Debatten, und es wurde zuletzt mit Stimmenvielheit beschlossen, daß sie für den Zweig der Vaterlandskunde, zu dessen Gunsten ein Alterthümer eine zwei Stunden lange Rede hielt, verwendet werden sollten. Ueber die Art der Verwendung waren die Meinungen nicht minder getheilt. Ein flachsenfingischer Philosoph zähmte die Hitze der Discussion durch die Bemerkung, daß vor allen Dingen die Frage zu entscheiden seyn möchte, was in

den Kreis der Vaterlandskunde gehöre — und was nicht. Hierüber aber wurde, nach mehrstündigem Streite, nichts entschieden, und daher einmüthig beschlossen, von der Summe von 15 fl. 45 Kreuzern, welche nach der muthmaßlichen Berechnung des Cassiers im nächsten Jahre in der Vereinskasse vorhanden seyn würden, 10 Gulden für die beste Preisschrift „über den Begriff und die Gränzen der Vaterlandskunde“ auszusetzen. Fünf Gulden sollten zur Erhaltung der ehrwürdigen Ruinen des hochfürstlichen Stammschlosses Flachsensingen aufgewendet werden und fünfzehn Kreuzer baar in der Casse bleiben. Nachdem mit vieler Mühe dieses Resultat erzielt war, ging die Versammlung auseinander, höchst vergnügt über das erste Wirken der Flachsensinger patriotischen Vereine und voll froher Ausichten in die Zukunft. Neben den patriotischen Gesellschaften besaß die Haupt- und Residenzstadt Spies-

burg auch mehrere Vereine zum geselligen Vergnügen, welche zahlreiche Mitglieder zählten, da die Versammlungen im Wirthshause gehalten und keine andern Beiträge gefordert wurden, als welche Jeder, je nach Kräften, an Scherz und Ernst zur allgemeinen Unterhaltung zu spenden vermochte. Einer dieser Vereine, Aglaia genannt, hatte heute, aus Gelegenheit der Feier der Kirchweihe, seine Sitzung im schwarzen Bock zu Kleinfuchenheim. Ein kleiner Mann mit einem großen Zopf führte den Vorsitz. Es war der Stadtrath und Handelsmann Thadäus Pfefferkorn, den die Gesellschaft zu ihrem Präsidenten gewählt hatte, weil er sich erbot, die Gelegenheitsgedichte des Canzleiraths Butterweck, welcher der einzige und beste Dichter in Spießburg war, in so weit sie sich auf den Verein bezögen und nicht fünf Bogen jährlich überstiegen, auf seine Kosten drucken zu lassen. Jeden

Sonntag hielt der Verein ordentliche Sitzung in einem Wirthshause, welches zu bestimmen in der Amtsbesugniß des Präsidenten lag, wodurch er der Gegenstand der Berechnung sämmtlicher Wirthe der Stadt und Umgegend wurde. Als seine Frau die jährlichen Druckkosten für fünf Bogen Butterbedischer Gedichte berechnete und dabei den Kopf schüttelte, lächelte Herr Thaddäus Pfefferkorn auf eine feine Weise und sagte kurz „das muß ich verstehen.“ Von dieser Zeit an nahmen die meisten Wirthe ihren Zucker und Caffee im Laden des Herrn Pfefferkorn; seine Frau nickte beifällig mit dem Kopfe und sprach: „mein Thaddäus ist doch ein alter Praktikus, das muß wahr seyn!“ „Umsonst ist der Tod!“ erwiederte Herr Thaddäus mit einer listigen Miene, die er selbst sein diplomatisches Gesicht zu nennen pflegte, und staubte den Tabentisch mit seinem langen Zopfe ab. Die

andern Kauf- und Handelsherrn aber traten erboßt aus dem Vereine, schalteten den Herrn Thaddäus Pfefferkorn eine alte Judenfessele und schwuren der Aglaia den Untergang.

Die Mitglieder des Vereins der Aglaia saßen an einer großen Tafel, die der Länge nach durch den Saal des Gasthofs zum schwarzen Bock lief. An kleineren Tischen umher saßen Fremde, da es heute an Raum in der Herberge gebrach und der Wirth der ehrenwerthen Gesellschaft kein eigenes Zimmer einräumen konnte. Neben dem Präsidenten saß dessen einziger, eheleiblicher Sohn, Fürchtegott Napoleon Pfefferkorn, der vor noch nicht langer Zeit, mit der Doktorwürde besleidet, von der Universität zurückgekommen und der Stolz des Pfefferkornischen Hauses war. Seine Gestalt war lang und schmal; er trug einen schwarzen deutschen Rock mit entsprechenden Beinkleidern;

sein Haupthaar hing wild um die Schultern; Schnurr- und Knebelbart sollten seinem Gesichte eine Bedeutung geben, die es nicht hatte. Wenn man die beiden Figuren neben einander von hinten betrachtete, hätte man sie eher für Gegensüßler, als für Vater und Sohn halten sollen. Der alte Thaddäus behauptete, daß ihm sein junger Fürchtengott aus dem Gesichte geschnitten sey, und er mochte in so fern Recht haben, daß die Züge des Sohnes eben so bedeutungslos waren, als die des Vaters. Es gibt Gesichter, von denen man mit Wahrheit sagen kann, daß sie einander weder ähnlich noch unähnlich seyen. Unter den übrigen anwesenden Mitgliedern der Aglaia zeichnete sich Herr Sebastian Butterbeck, Carzeleirath und Localgenie, durch seine krummen Beine, Herr Theophilus Wurmsaamen, Stadtkirch, durch seine lange Nase, und Herr Habakuk Masthof, Weinwirth

und Gastgeber, durch seinen dicken Rauch aus. Die Andern sahen aus, wie sich der Jäger in Wallensteins Lager „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ denken mochte. Der innere Mensch straste, nach dem Inhalte der Unterhaltung zu urtheilen, den äußeren nicht lügen. Die Gegenstände, welche besprochen wurden, waren so mannichfaltig und vielseitig, daß jeder Weisiger, von welchem Fache er seyn mochte, Gelegenheit fand, das Wort zu nehmen und seine Kenntnisse an den Mann zu bringen. Die Unterhaltung dieses geistvollen Klubs umfaßte alle Zweige des menschlichen Wissens, flog vom Nordpol zum Südpol, durchwanderte alle Theile der Welt, roullirte durch Himmel, Hölle und Erde, schwebte in die Sphäre der Planeten hinauf und fiel in die Pontinischen Sümpfe herunter, lauschte der Natur ihre Wunder ab, lästete kühn den Vorhang des Allerheiligsten, sprach von

Gott und Unsterblichkeit, vom ewigen Leben, von Belohnung und Bestrafung, von der Religion und Politik aller Völker und Reiche, pflückte mit Adam im Paradiese den Apfel, bestieg mit Moses den Sinai, umfuhr mit Ahasen die Welt, zog mit Napoleon zu Moskau und mit der Quadrupel-Allianz zu Paris ein, bis sie sich zuletzt in loco Flaschenfingen, als ihrem eigentlichen Elemente fixirte. Die einzelnen Zwischengespräche, das Salz der allgemeinen Unterhaltung, aufzufassen, wäre selbst dem aufmerksamsten Beobachter unmöglich gewesen. Es ist wirklich schade, daß nicht jede Gesellschaft ihren eigenen Geschwindschreiber hat; man würde aus ihren Debatten bisweilen Resultate erzielen, welche sich mit den Verhandlungen mancher Ständerversammlung messen könnten. Der Chronograph von Flaschenfingen gibt über diese Sitzung der Aglala nur sehr dürftige Notizen. Als von der Pest in Constantinopel

die Rede war, nahm Herr Theophilus Burmsa amn Gelegenheit, seine medicophysische Gelehrsamkeit zu entwickeln, und erklärte seinen Nachbarn: „die Pest oder Pestilenz, welche *pestitis*, *pestilientia* oder *febris pestilentialis* genannt werde, sey nichts anderes, als eine Art der giftigsten Fieber und von denselben in Hinsicht des Subjecti gar nicht, und nur der Symptomatum halber, unterschieden, die sich hier im höchsten Grade durch *eruptiones*, welche man *bubones*, *carbunculi* und *vibices* nenne, äußere. *Bubones* oder Beulen seyen Geschwülste, welche sich unter den Achseln, hinter den Ohren, am Halse u. s. w. setzen, *carbunculi* oder Carunkel heißen solche *Exanthemata*, die sich an den fleischigen Theilen des Leibes, als eine Blatter mit einer schwarzen und glänzenden Kruste, höchster Hitze, Inflammation und Modification der nahe heiliegenden Theile einfunden; die *vibices* endlich seyen

rothe Striemen oder Schwielen, welche von den schon vorhandenen oder noch tief verborgenen liegenden Carfunkeln herrühre.“ Die Zuhörer wunderten sich pflichtmäßig über die profunde Gelehrsamkeit des Doctors und priesen sich glücklich, daß sie keine Türken und Einwohner von Constantinopel, sondern gute Christen und flachsenfingische Staatsbürger seyen. — Als der Herr Doctor Pfefferkorn mit Begeisterung von dem wilden Au der urgermanischen Wälder sprach, fiel der Hofmeier der Residenzstadt ein und erzählte die Geschichte eines fetten Ochsen, den er vor einigen Jahren geschlachtet und welchen die Innung der Metzgermeister für den größten Ochsen erklärt habe, der je das Pflaster von Spießburg betreten. — Als von dem ausgebreiteten Handel der Engländer die Rede war, bemerkte Herr Pfefferkorn senior, daß auch das Commerc von Spießburg im Zunehmen begriffen sey, da

laut Zollregisters im letzten Jahre 20½ Pf. Caffee mehr eingeführt worden, als im vorhergehenden. — Die Genscn auf den Schweizer Alpen gaben dem Hofsäckler Gelegenheit, von seinen gemäledernen Hosen zu reden; von der Toga der alten Römer, deren Form ein gelehrter Professor beschrieb, gieng der Hofschneider auf den neuesten Pariser Schultt über, und die Erwähnung der letzten Hefjagd und der Hasen, die auf ihr geschossen wurden, führte auf natürlichem Wege den Hoshutmacher auf die Hutfabrikation, deren Schwierigkeiten und Finessen.

Nachdem die Köpfe etwas warm geworden waren, ließen die schönen Geister von Spiesburg ihre Wige los. Das tiefsinnige Gebicht, welches der Stadtpoet Sebastian Butterbeck machte, erregte die gespannte Erwartung der ganzen Gesellschaft, bis endlich, als dessen Ergebnis, folgende drei

syllbige Charade an das Licht von
Kleinfuchenheim trat:

So klein, daß es der Fraß der Fisch' und Vogel
ist,

So groß, daß eine Lang' an seinem Panzer bricht,
Der Thiere großem Reich mein Erstes ange-
hört.

Die beiden andern sind der Schöpfungseff auf
Erden,

Nichts wurde ohne sie, nichts ohne sie kann werden,
Nimmst du sie heute weg, so ist das All'
zerstört.

Mein Ganzes ist ein Gift, das für mein Erstes
tödtlich,

Und eines Mannes Nam', der so gelehrt als
redlich.

Das kreisende Gehirn der guten Spiege-
burger setzte sich sofort in Arbeit: der Cy-
clus des ganzen Thierreichs wurde durchlau-
fen, um nach der ersten Sylbe zu haschen;
glaubte man sie gefunden zu haben, so wollte

sie nirgends auf die beiden andern raffen; vergebens zermarterten sich die Köpfe, um den Schöpfungsstoff aufzufinden, ohne den das Weltall nicht bestehen kann; die drei Eysen, das Gift, das sie in sich saßten, und der Name des „so gelehrten als redlichen Mannes“ blieben ein Räthsel. Kein Oedip wollte hervorgehen aus Spieburgs Mauern, und der räthselhafte Stadtpoet saß so triumphirend auf seinem gepolsterten Sessel, als die geflügelte Sphyr auf der Zinne ihrer Thebanischen Felsen oder die geheimnißvolle Pythia auf dem Delphischen Dreifuß. Zuletzt erhob der Scepticismus sein Haupt und äußerte kühne Zweifel an der Unfehlbarkeit des Dichters, der nun, vielfach bestürmt, sein Räthsel preisgab und durch die Nennung des Wortes „Wurmsaamen“ die Zweifler beschämte. Nach erfolgter Analyse: „Wurm, Lindwurm, Saamen, Wurmsaamen“ feierte der Dichter den wohlver-

dienten Triumph; die Charade wurde in Schreibtafeln und Notizenbücher eingetragen; der Herr Doctor Burmsaamen machte dem Poeten ein verbindliches Compliment „für den so gelehrten als redlichen Mann“, und der Birrh, der, seit er Gemeinderath geworden war, den Mäcen spielte, ließ eine Flasche von Nummer Eins holen.

Der ersten Flasche von Nummer Eins, welche der Gastgeber gratis gespendet hatte, folgten nun auf Kosten der Gäste noch mehrere, wodurch er für den Aufwand seines liberalistischen Patronats wieder reichlich entschädigt wurde. Die Köpfe wurden immer wärmer, und in Folge dessen sprach man von Freiheit und Sklaverei, von Republiken und Monarchien, von der Pressfreiheit, vom Presszwang, von der englischen und französischen Constitution, und zuletzt von der Nothwendigkeit, auch dem Fürstenthum Flack-

senfingen eine Verfassung zu geben, wurde allgemein anerkannt, denn die Bewohner von Spießburg waren Patrioten, so oft und so lange sie im Wirthshause saßen, aber über die einzelnen Bestimmungen derselben erhoben sich zwischen den legislativen Köpfen der Versammlung sehr lebhaft Debatten. Die Meinung derjenigen, welche die Verfassung von Flachsensfingen der englischen oder französischen Constitution nachbilden wollten, wurde von der Mehrzahl, die etwas Rein-Nationales-Deutsch-Flachsensfingisches verlangte, häufig bestritten. Die Discussion belebte sich, in Folge des genossenen Weines, so sehr, daß selbst das Ansehen des Präsidenten, der, in Ermangelung einer Glocke, mit dem Messerrücken am Glase kimperte, mißachtet wurde, und wenn seine Schwerdtter blinkten, wie auf dem polnischen Reichstage, so lag der Grund davon bloß darin, daß die friedlichen Bewohner

von Spiesburg keine anderen Waffen zu führen pflegten, als große und kleine Taschenmesser, deren Bestimmung rein gastronomisch war.

In einem der Nebentische saßen zwei Fremde, welche den Debatten der großen Tafel sichtbare Aufmerksamkeit schenkten. Der eine von ihnen war ein Jüngling von etlichen zwanzig Jahren; er trug einen altdeutschen Rock, der seinen hohen und kräftigen Körperbau noch mehr hervorhob; in hellbraunen Locken fiel sein Haupthaar herab, die breiten Schultern und die gewölbte Brust umwandelnd; hellblaue Augen, in schwärmerischem Feuer strahlend, belebten die edlen Züge, in denen eine schöne Mischung von Kraft und Milde lag. Der Andere war ein Mann von etwa dreißig Jahren; er trug eine Kleidung nach der Mode des Tags, welcher er, nach seinem Anzug zu urtheilen, sich mehr zu bequemem, als ihr zu huldigen schien; sein

Körperbau war kräftig, seine Züge tief und bedeutungsvoll; die Nase war kühn gehoben, um die Lippen schwebte je und je ein sarkastisches Lächeln; unter der gewölbten Stirne glänzten ein paar feurige schwarze Augen, welche die kalte Ruhe, die der Charakterzug des Gesichtes war, Lügen zu strafen schienen. Der Jüngere der beiden hörte den Debatten an der langen Tafel mit lebhafter Theilnahme zu, während das Gesicht des Älteren von Zeit zu Zeit ein Lächeln des Spottes und der Verachtung überflog. — Herrmanns Geist, sprach Jener mit Innigkeit, ist in Teuts Enteln wieder erwacht und waltet mächtig in Germaniens Gauen. Dieses vielseitige Streben der Deutschen, dieser gewaltige Drang nach einer bessern Gestaltung ist mir Bürge für eine schöne Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes. — Ich weiß nicht, ob es Herrmanns Geist oder der Weingeist ist, der an der Tafel da drüben

waltet, und was Deutschlands schöne Zukunft betrifft, welche Sie daraus geognostisiren, so fürchte ich fast, daß sie, wenn sich morgen diese Glachsenfingischen Patrioten die Augen ausreiben, mit dem Weindunst im Rauch aufgehen werde, erwiderte dieser kalt und gelassen. — Wie mag ein edles Herz sich mit einer Eistrinde umgeben und alles Schönen und Großen spotten? sagte der erste im Tone des Vorwurfs. — Wie mag ein guter Kopf die Vernunft gefangen nehmen und durch die gemeine Grimasse und die plumpe Larve des Patriotismus sich täuschen lassen? entgegnete mit Ruhe der andere.

Eben wurde an der langen Tafel der Titel vom Glachsenfingischen Oberhause abgehandelt. Ein republikanischer Kopf stellte den kühnen Satz auf, daß der Glachsenfingische Staat keine Pairskammer, und überhaupt keinen Adel, brauche, und fragte den

jungen Psef erkorn, ihn mit Namen aufrufend, ob er nicht auch seiner Meinung sey? — Pfefferkorn? wiederholte der Jüngere der beiden Fremden, gleichsam in Gedanken, mit lauter singender Stimme, und alle Köpfe wendeten sich nach dem andern Tische. Der junge Pfefferkorn, die Flaschenfingische Constitution sammt dem Ober- und Unterhause vergessend, sprang rasch auf und stürzte mit dem Ausrufe: «du hier, mein Herrmann!» in die Arme des Fremden. — Ich bin's, mein Isenbart, erwiderte dieser und schloß ihn an die Brust. — Und was führt dich hierher in unsere Mitte? fragte Fürchtegott den Fremden. — Ich habe den Wanderstab ergriffen, antwortete dieser, mit eigenen Augen zu schauen das rege Lebensgetriebe in seiner Vollkraft, wie es jetzt aufgeht unter Germaniens Stämmen; ich will Selbstzeuge seyn des Einigungsdrangs und der Ei-

nungskraft deutscher Nation, nachdem sie sich losgerissen aus den Banden des gewaltigen Völkergewalters, der sie einheerden und einschachteln wollte in das Völkerallerlei und in den großen Ländermang, Universalmonarchie genannt. — Und glücklich haben dich deine Wandersfüße hieher geführt in die gesegneten Gauen der biedernden Flachsenfinger, wo Freundesbusen dir entgegenschlügt und wo du finden wirst viele edelthätige Herzen und weiterbildsame Gemüther, Feinde jeder Ausländerei, Freunde deutscher Volksthümlichkeit, die da gefasset sind im Wettstreben zur Menschheit und im Ahnen und Glauben an die Ziel- und Allverbindung der Nationen, die hervorgehen wird und muß aus Deutschlands Einigkeit und Einheit, denn wir sind das Mittelvolk und Mittelvolk Europa's. — Mit Vergnügen habe ich bereits wahrgenommen, welcher Strebenödrang herrscht unter Spießburgs edlen Bürgern,

und sie werden nicht die letzten seyn unter Germaniens Stämmen, deren Namen glänzen wird in des wiedergeborenen Deutschlands kräftiger Thatenhalle, erbaut nach der trüben Zeit deutschen Kummerdaseyns unter welscher Zwingherrschaft und verkittet mit dem Blute deutscher Blutzengen, die gefallen sind als Blutopfer im Volksthumringen.

Die guten Spießburger hörten diesem Zwiegespräche mit stummer Verwunderung zu, und da sie nichts davon verkünden, bekamen sie eine sehr hohe Meinung vor den beiden Sprechern, welche nicht wenig gesteigert wurde, als der junge Hürchtegott den Fremden seinem Vater als den Baron Herrmann von Waldeck vorstellte. Die ganze Gesellschaft fuhr ehrerbietig vom Tische auf, ihn zu begrüßen, und der Spießburger Republikaner, der kein Oberhaus dulden und den Adel abschaffen wollte, bückte sich am

tiefften. Der junge Fürchtegott bat den Freund, bei seinem Vater abzustiegen, und der alte Thaddäus versicherte, unter vielen Bücklingen, daß dieß für sein Haus eine große Gnade seyn werde. Der Fremde nahm die Einladung für sich und seinen Freund, den er als Friedrich Rosen verstellte und der nur halb so tiefe Bücklinge erhielt, an, und die Gesellschaft machte sich sofort auf den Rückweg nach der Haupt- und Residenzstadt Spiesburg. Auf solche Art endigte sich die Sitzung der Aglaia auf der Kirchweihe zu Kleinfuchenheim, ohne daß über die künftige Verfassung des Fürstenthums Flachsenfingen etwas Definitives entschieden wurde.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte geht rückwärts. Biographie eines
Spießburgerd.

Der Ursprung des Hauses Pfefferkorn verlor sich nach der Behauptung eines Spießburger Genealogen im grauen Alterthum der Stadt Spießburg, und wenn man seinen Gründen, welche sich auf alte Urkunden stützen, Glauben schenken wollte, so hatte es in Spießburg schon Pfefferkorn gegeben, ehe es noch eine Stadt, viel weniger eine Haupt- und Residenzstadt, war. So viel ist gewiß, daß seit Menschengedenken in dem Hause an der Marktecke ein Pfefferkorn Taback und Käse verkaufte, und daß die ältesten Männer von den Mitgliedern der Familie rühmten, sie seyen alte

Stadtkinder. Herr Thaddäus Pfefferkorn besaß einen Stammbaum, der bis in die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs hinausreichte; und pflegte ihn mit vielem Selbstgefühl vorzuzeigen, und dabei die Vermuthung zu äußern, daß seine Familie einst von gutem altem Adel gewesen sey, da sie einen Schweißhund im Wappen führen, welcher offenbar auf die Jagd, als eine adeliche Beschäftigung, deute; der Name Pfefferkorn, als welcher keinen edlen Klang hat, wurde durch die tiefe Heraldik des gelehrten Genealogen, der aus dem Hunde im Pfefferkornischen Wappen den Schluß zog, daß die Familie einst den Namen von Hundesheim oder von Hundesberg geführt haben müsse, beseitigt; später, als die Familie dem edlen Waidwerk absagte, um sich dem gemeinen Geschäfte des Handels zu ergeben, legte sie aus gerechter Scham ihren adelichen Namen ab, um dafür einen entsprechenderen anzu-

nehmen, und behielt nur noch, zum Andenken an ihren alten Ruhm und Glanz den Hund im Wappen bei. Alles dieses bewies der Spiesburger Genealog durch eine solche Reihe von Hypothesen, welche den Satz bis zur Evidenz erhob, und der alte Pfefferkorn nahm sich heimlich vor, wenn er einmal (und diese Hoffnung war ihm so theuer, als die des ewigen Lebens) um seines Geldes willen in den Adelsstand erheben werden sollte, sich nicht von Pfefferkorn, sondern durch Auffrischung des alten Adels von Hundesheim oder von Hundesberg zu schreiben. Auf diese Katastrophe in seinem Hause pflegte er bisweilen, wenn ihn der Wein fröhlich und guter Dinge gemacht hatte, in so klaren Rathseln anzuspielden, daß seine Frau am andern Tage nicht in den Laden gieng, die Nase rümpfte, wenn die Magd oder der Lehrling sie »Frau Pfefferkorn« nannten, und sich unter der Hand erkundigte, wo doch

wohl im deutschen Vaterlande das Dorf oder Schloß Hundshcim oder Hundsbcrgr liege.

Vom dreißigjährigen bis zum siebenjährigen Kriege, welches eine schöne Reihe von Jahren ist, waren die Mitglieder des Hauses Pfefferkorn Krämer an der Markttecke und nannten sich Hündelsleute; sie verblieben in Beherzigung des Sprichworts: »bleibe im Lande und nähre dich redlich« immer in loco Spiesburg, vererbten ihren Stammladen vom Vater auf Sohn, trieben Nebenzweige, kamen mit der halben Stadt in Verwandtschaft und mithin in Ansehen, trieben Handel und Wandel nach der Weise ihrer Väter, lieferten Mitglieder in den Stadtmagistrat, und waren angesehene Leute in Stadt und Land. Ihre Vor- und Zunamen wurden in Hochzeitgedichten und Leichenreden, in Kirchenregistern und Seelentabellen der Nachwelt aufbewahrt, und der selige Vater unse-

reß Thaddäus hatte sich, nachdem er reich geworden war, aus diesen sorgfältig gesammelten Familienurkunden einen Stammbaum verfertigen lassen, den er erst braun rücherte und dann als ein altes Document, das sich glücklich wieder vorgefunden, über dem Spiegel seines Wohnzimmers aufhängte. Sein Sohn Thaddäus, der noch reicher wurde, ließ, im Geschmacke der Zeit, dieses Familienheiligthum in einem Futteral von rothen Cassian verwahren, und entfaltete es mit geheimnißvollem Wesen blos in vertrauten Zirkeln, und bald hieß es in der ganzen Stadt: auf dem Pfefferkornischen Stammbaum stehen mehr Namen, als auf dem Geschlechtsregister des Königs David, und er müsse sich wenigstens aus der Arche Noah datiren. Von da an leimte und reiste in Herrn Thaddäus Pfefferkorns hochsinniger Brust der edle Gedanke, sich dereinst nobilitiren zu lassen.

Die Epoche des beginnenden Glanzes der Familie Pfefferkorn fällt in die Zeiten des siebenjährigen Kriegs. Der bewegende Grund dazu ist an sich so geringfügig, als die meisten Ursachen in der Weltgeschichte, und hätte sicherlich einen Platz in der Geschichte großer Begebenheiten aus kleinen Ursachen gefunden, wie er zur Kenntniß des Verfassers derselben gelangt wäre. Zu der Zeit, als die Selbstherrscherin aller Rußen 100,000 Mann an die Weichsel schickte, um sich für ein Verbrechen eines wüthigen Königs zu rächen, und Ludwig von Frankreich, von dem die Geschichte meldet, daß er der Fünfzehnte dieses Namens gewesen, eine Armee über den Rhein rücken ließ, um dem Hause Oesterreich Schlessien wieder erobern zu helfen, weil Maria Theresia seine Maitresse »ihre liebe Base« genannt hatte, setzte auch der regierende Fürst von Habsburg seinen Heeresmacht, die in 600 Mann Fußvolf, 50 Hu-

saren und einer Kanone bestand, auf den Kriegsfuß, um zur Vernichtung des großen Königs mitzuwirken. Der Kostenpunkt dieser außerordentlichen und in den Annalen des Fürstenthums unerhörten Kriegsrüstung machte den Finanzmännern von Flachsenfingen nicht geringen Kummer, denn an den Ausgaben der fürstlichen Hofhaltung wollte nichts abgebrochen werden, da solches die Ehre des hohen Hauses nicht gestattete; die Steuern konnte man um deswillen nicht erhöhen, weil es unmöglich war, die bereits bestehenden einzutreiben, und vom Credit keinen Gebrauch machen, weil das Land keinen hatte. In diesen Tagen der Krisis, welche den Flachsenfingischen Staat an den Rand einer Revolution und Reicherecution stellte, besand sich der Vater des Herrn Thaddäus Pfefferkorn, dessen Vorname ohne Zweifel in den Kirchenbüchern von Spiesburg nachgeschlagen werden kann, wenn Jemand

etwa daran liegt, ihn zu wissen, in seinem Weinberge und pflückte mit jener beneidenswerthen Ruhe guter Bürger, die von den Gefahren nichts ahnen, womit stets Throne und Altar umgeben sind, große Traubenblätter, die er auf Haufen legte. Als er eben hiemit beschäftigt war und an nichts dachte, kam ein großer Jagdhund suchend durch die Rebstöcke, schnupperte an einem der Haufen und wälzte sich dann behaglich darinn. Der wackere Mann, der für einen friedlichen Bürger und Krämer vielen Muth und vor gemeinem Vieh keinen Respekt hatte, stieß einen unchristlichen Fluch aus und gab dem ungezogenen Thiere einen Hundstritt. Im nämlichen Augenblicke aber erhielt er selbst von hinten eine derbe Ohrfeige, eine donnernde Stimme schraubte ihn an: »Wer ist er?« und der tief Gebeugte glaubte in den Boden sinken zu müssen, denn als er die Augen aufschlug, stand er vor seinem gnädigsten Landesherren. »Kaufmann

Pfefferkorn,« stotterte er erschrocken und brachte mechanisch die Hand an den verletzten Theil, »Ihro hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst aufzuwarten.« — »Was macht er da?« fragte der huldreiche Herrscher weiter. — »Ich sammle hier Traubenlaub, mit Ihro hochfürstlichen Durchlaucht gnädigster Erlaubniß.« — »Was will er damit machen?« — »Hm! Hm! Ihro hochfürstliche Durchlaucht gnädigster Herr und Landesvater es ist so . . . so . . . zum . . . zum . . . Privatgebrauch.« — »Was meint er damit?« — »Hm So . . . so . . . gleichsam zur Amelioration des Tabaks, mit Ihro hochfürstlicher Durchlaucht Wohlnehmen.« — »Das heißt, er vermischt den Tabak mit Traubenblättern?« — »So . . . so . . . Ihro hochfürstliche Durchlaucht verzeihen gnädigst, so . . . gleichsam ein wenig, möchte sonst zu stark seyn für das gemeine Volk«, setzte er furchtsam scherzend hinzu und wagte hiebei seinen Kopf bis

zur Höhe des hochfürstlichen Bauches zu erheben. — »Merkt denn das gemeine Volk das nicht?« fragte der Herrscher lächelnd. — »Gott behüte, Ihre hochfürstliche Durchlaucht«, erwiderte jener ermutigt; »ist zufrieden, wenn es nur Rauch sieht.« — Sinnend stand der Fürst eine Weile und erhabene Herrschergebanken schienen durch seine Seele zu ziehen; dann wendete er sich kurz ab, und sagte zu dem Verwunderten: »Komme er morgen zu mir.« — »Ihre Durchlaucht gnädigsten Befehl Folge leistend....« Morgen frühe um 7 Uhr, hört er!« wiederholte der Fürst und entfernte sich mit schnellen Schritten. — »Sehr wohl, Ihre hochfürstliche Durchlaucht«, stotterte ihm der überraschte Spießburger unter hundert Bücklingen nach.

Die Nachricht von diesem außerordentlichen Vorfall durchlief in drei Minuten die ganze Hauptstadt Spießburg und veranlaßte

dieselbst die abentheuerlichsten Vermuthungen. Die Einen schüttelten den Kopf und prophezeihten nichts Gutes: Perdrix, den der verwegene Pfefferkorn ungebührlich getreten, sagten sie, sey der Leibhund des Fürsten und habe noch nie einen Tritt bekommen, als von den höchstkeigenen landesherrlichen Füßen; es frage sich nun, folgerten sie hieraus, ob nicht dadurch ein Verbrechen *laesae majestatis* begangen worden? Andere meinten, die Vermischung des Tabaks mit Traubenblättern könne den guten Pfefferkorn theuer zu stehen kommen, denn Seine hochfürstliche Durchlaucht seyen ein gerechter Herr und lasse nicht leicht eine Gelegenheit vorüber, dem höchsten Herrar eine Strafe zuzuwenden. Wieder Andere dagegen argumentirten aus Syro Durchlaucht lächelnder Miene und höchstbedenklichen Wesen etwas Gutes für den armen Pfefferkorn, wußten aber nicht — was. Die Pfäffern gaben sich ein geheim-

nigsvolles Ansehen und hielten mit ihrem Urtheil zurück; alle aber beschlossen in ihrem Herzen, sich von dem Individuo quaestionis weislich entfernt zu halten, um nicht in dessen Fall und Untergang mit verwickelt zu werden, wenn das Ungewitter des hochfürstlichen Zorns über ihn hereinbrechen würde. Der Patient selbst verlebte, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, eine Nacht der Todesangst, und als er am andern Morgen, bevor er sich ins Schloß verfügte, seinen schwarzen Anzug im Spiegel musterte, blickte aus demselben ein todtenbleiches Gesicht, wodurch sein Aug mit bangem Zagen erfüllt und ihm zu Muthe wurde, als ob er sich selbst zur eigenen Leiche gehen sollte. Als er durch die Straßen der Stadt gieng, zogen sich alle Köpfe vom Fenster zurück, und blickten ihm vorsichtig durch die Scheiben nach. »Wer wird auch den Leibhund des Fürsten treten!« murmelte dieser. — »Das kann zu nichts Gu-

tem führen! ergänzte Jener. — »Oder Traubenlaub unter den Tabak mischen!« sagte der Eine. — »Das hätte aber nicht so viel auf sich, wenn es sonst nichts wäre!« erwiderte der Andere.

Als die Flügelthüren des hochfürstlichen Audienzsaals aufrauschten, schwankte die Körperlast des Eintretenden unter seinen zitternden Füßen; schon erhob er, nach dreimaligem Bückling (wie man ihn gelehrt hatte), die Augen vom Boden und erblickte Seine hochfürstliche Durchlaucht in Uniform und Ordensstern, wie Fürsten angethan sind, wenn sie repräsentiren und regieren. »Das ist der Mann, von dem ich ihm gesagt habe,« sprach der Herrscher zu einem der neben ihm stehenden Rätthe der Krone, und der Delinquent glaubte in diesen Worten sein Todesurtheil zu vernehmen. — Der Ihro Durchlaucht Leibhünd fragte der Rath mit einer Verbeugung

gung. — Der nämliche, fiel der Fürst ein. — Und der in seinem Weinberge Traubenlaub begann ein anderer Rath. — Ja, ja, der ist's, sagte Serenissimus dazwischen, Kor ... Korn... Koriander heißt er, glaube ich. — Pfefferkorn, verbesserte der Patient mit kaum hörbarer Stimme, mit Ihro hochfürstlichen Durchlaucht gnädigster Erlaubniß. — Versieht er sich auf die Tabaksfabrikation, so auf den Zusatz, den man ihm geben kann, meine ich? fragte der Durchlauchtigste weiter. — Ihro hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst aufzuwarten, erwiderte der Gesagte. — Hat er das in unsern Staaten gelernt oder ist er auswärts gewesen? — Ich habe einen Commis gehabt, der früher bei der Tabaksregie in Strassburg angestellt war, von dem ich die Amelioration des Tabaks erlernte. — Gut, sagte der Fürst. Das ist der Mann, wie wir ihn brauchen, fügte er, zu seinen Rätthen gewendet, hinzu. Ich muß

doch überall selbst Rath schaffen, wenn Noth an Mann geht, sprach Serenissimus mit Selbstgefühl weiter und blickte seine Diener erwartend an. — Ihro Durchlaucht hohe Einsichten begann ein Geheimerath mit tiefer Verbeugung, und die übrigen bückten sich nach. — Schon recht, fiel der Durchlauchtigste ein; das Detail könnt ihr mit dem Manne da im geheimen Cabinet besorgen; ich habe jetzt andere Geschäfte. — Die Audienz war zu Ende, und Seine Durchlaucht ließen sich Ihre Hunde vorführen, nahmen von deren Fortschritten in der Dressur bis ins geringste Detail genaue Kenntniß, versetzten sich sodann in eigener Person in den Marstall, sahen Höchsteilste zu, wie ein ungeschickter Stallknecht, der Höchsterleibrosß, Ali genannt, mit der Dunggabel in den Fuß gestochen hatte, fünfzig ad posteriora empfing, belohnten den Bellzieher der Strafe mit dem fürstlichen Geschenk einer vollwich-

tigen Dufate, und nannten den Patienten einen Esel, bekamen hierauf Langeweile und begaben sich zu Höchstherr Gemahlin, führten dieselbe zur Tafel, giengen dann ins Theater, gähnten daselbst, sahen auf die Uhr, verließen den Saal, ehe das Stück zu Ende war, und verfügten sich in Höchstherr Appartements, wo Sie Ihren ersten Kammersdiener und noch Jemand antrafen, mit welchem Höchstherr dieselben Geschäfte abzumachen hatten, von deren Gang und Resultat nichts Zuverlässiges zur Kunde des Publikums gekommen, und mithin in der Chronik von Spiesburg, deren Verfasser außerst vorsichtige Historiker waren, nichts verzeichnet ist.

Die ganze Haupt- und Residenzstadt Spiesburg nahm, wie billig, den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal ihres Mitbürgers und erwartete dessen Rückkehr aus dem Schlosse mit Ungeduld. Es wurde Mittag, es wurde

Besperzeit, es wurde Nacht — und kein Professor Kornlehrte zurück aus den Mauern der fürstlichen Burg. Die Nachbarn communicirten durch Hinterfenster, Hinterhöfe und über Gartenzäune miteinander, denn Niemand wagte sich auf die Straße, um nicht als Hochverrätber und Mitverschwornen gegen Sr. hochfürstlichen Durchlaucht Leibbund angesehen und als solcher verhaftet zu werden. Einige wollten den Scharfrichter in seinem rothen Mantel an einem Schloßfenster erblickt haben und munkelten von einer heimlichen Hinrichtung; andere hatten einen verschlossenen Wagen aus dem Schloßthore fahren sehen, und schlossen daraus, daß der Hochverrätber bereits auf das alte Bergschloß, welches man die Festung Hohenlachs fenstingen nannte, weil auf dessen halbverfallenen Mauern zwei alte Kanonen stunden, abgeführt und daselbst in ein unterirdisches Gefängniß geworfen worden sey. Ganz Epices

burg legte sich in Todesangst zu Bette, träumte von Schwerdt, Galgen und Rad, von schauerlichen Burgverließern, wo Schlangen und Ottern nisteten, und abgekehrte Gefangene auf verfaultem Stroh in schweren Ketten liegen, und stand in der bangen Erwartung auf, das Haupt des armen Pfefferkorn an der hohen Pforte des fürstlichen Schlosses aufgesteckt zu erblicken. Als die Nachbarn an der Marktecke mit vieler Vorsicht den Kopf aus dem Fenster steckten, um das Trauerhaus zu betrachten, sahen sie, zu ihrem ausnehmenden Erstaunen, den in den Träumen der Nacht gehängten, geräderten und geköpften Delinquenten nicht nur lebend, sondern sogar mit großer Behaglichkeit seine Morgenpfeife rauchend, unter der Ladenthüre stehen. Da wich plötzlich alle Angst von ihnen, und sie begrüßten ihn als einen Begünstigten des Himmels, dem es vergönnt sey, den fürstlichen Leibhund ungestraft mit Füßen zu treten, und den Rauch-

tabak mit Traubenlaub zu amelioniren. Mit Bligeschnelle (diesmal, und nie wieder, in zwei Minuten) lief die Kunde von dem Leben und Wohlsyn (maßen er eine Pfeife geraucht) des alten Pfefferkorn an der Marktecke durch alle Viertel der Hauptstadt und das Gerücht fügte hinzu: er sey bei Hofe äußerst gnädig aufgenommen, an den Kammerisch gezogen, und mit einem Türkenkopfe beschenkt worden, aus dem er heute unter seiner Radenthüre, im damastenen Schlafrock und gelben Pantoffeln, die erste Pfeife geraucht habe. Seine Mitbürger beneideten ihn um sein Glück und wünschten nichts sehnlicher, als ebenfalls von hoher Hand eine Ohrfeige zu erhalten, sofort am fürstlichen Kammerische zu speisen, und aus einem hochfürstlichen Türkenkopfe zu rauchen. Der Kramladen des alten Pfefferkorn war heute besuchter als je, und die Käufer vernahmen von dessen Frau, die eine geheimniß-

volle Miene annahm, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß ihr Mann bereits wieder im Schlosse sey, und vermuthlich den ganzen Tag dort bleiben werde. Von diesem Tage an trugen sämmtliche Angehörige der Familie Pfefferkorn ihre Nase um einen Zoll höher.

Einige Tage darauf erschien ein hochfürstliches Rescript folgenden wesentlichen Inhalts: »Nachdem Seine hochfürstliche Durchlaucht, stets väterlich besorgt für alles Wohl Ihrer lieben und getreuen Unterthanen, mit gerechtem Mißfallen haben wahrnehmen müssen, wie der meiste aus dem Auslande in die fürstlichen Staaten eingeführte Tabak mit schädlichen und der Gesundheit nachtheiligen Ingredienzien gemischt ist, als haben Höchstselben, theils zur Beförderung der Rationalindustrie, theils um Ihren geliebten Unterthanen einen gesunden und aus lauter un-

schädlichen Bestandtheilen zusammengesetzten Rauch, und Schnupstabak zu verschaffen, gütigst zu beschließen geruht:

1) Es soll, nach dem Muster anderer Staaten, eine Tabakregie errichtet werden, von welcher sämtliche fürstliche Unterthanen ihren Bedarf an Rauch, und Schnupstabak zu beziehen haben;

2) alle Einfuhr ausländischen Tabaks hi den Einzelnen verboten;

3) Der Kaufmann Pfefferkorn ist, um seiner Kenntnisse in der Tabakbereitung willen, zum Admodiateur der zu errichtenden hochfürstlichen Tabakregie ernannt.

Von dem Tritt, den der alte Pfefferkorn dem fürstlichen Leibhunde gab, von der Ohrfeige, die er dafür bekam, und von diesem hochfürstlichen Rescript datirt sich der Hler der Pfefferkornschen Familie, und mittelst die-

ser Reihenfolge von Ereignissen, in denen sichtbarlich der Finger der Vorsehung waltet, wurden die Mittel gefunden, die hochfürstliche Armee durch Solderhöhung von täglich Einem Kreuzer per Mann, mobil zu machen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, in das Feld zu rücken und an den Vorbeeren, welche die deutsche Reichsarmee in der Schlacht von Reßbach pflückte, leidenden Antheil zu nehmen. Dieß sind die befriedigenden Resultate, auf welche der Forscher stößt, wenn er dem dunkeln Ursprung der Weltereignisse nachspürt!

Nachdem einmal der alte Pfefferkorn einen Fuß in den Finanzen von Flachsensingen hatte, zog er auch, wie kluge Leute pflegen, sachte den andern nach und stellte sich mittelst des edlen Grundsatzes: »Eine Hand wäscht die andere« immer fester auf den Stufen des Flachsensingischen Throns.

Der Fürst von Flaschenfingen war ein Regent von hohen Einsichten, der einem kleinen Reich große Marimen anzupassen wußte. Er pflegte, wenn er bißweilen nach dem Datum sah, je eine der Anekdoten im Flaschenfingischen Kalender zu lesen, und hatte auf solche Weise erfahren, daß der türkische Großsultan seine Paschas, nachdem sie durch Erpressungen reich geworden, hinrichten lasse, um sie zu beerben. Diese einfache Methode, einen Akt der Gerechtigkeit mit einer Finanzoperation zu verbinden, sprach sein fürstliches Gemüth an, und er machte im nächsten Staatsrath den unerwarteten Vorschlag, vorläufig ein halbes Duzend seiner reichsten Beamten hinrichten zu lassen. Der gesammte Geheimrath gerieth hierüber in nicht geringe Bestürzung, da sämtliche Staatsdiener von Flaschenfingen in einem näheren oder entfernteren Nexus der Betterschaft oder Schwägerschaft stunden, und einer der beredtesten Geheimräthe hielt, nachdem

er sich in etwas gesammelt hatte, eine lange Rede aus dem Stegreif, worin er viel von Christenthum und Civilisation sprach und zu beweisen suchte, daß es einem christlichen und gebildeten Fürsten, als welches Seine Hochfürstliche Durchlaucht unstreitig in jeder Beziehung seyen, da Sie sowohl in der christlichen Religion als in den Wissenschaften von gottesgelehrten und gelehrten Männern vieljährigen Unterricht empfangen, nicht gezieme, türkische und barbarische Maasregeln nachzunehmen und anzunehmen. Da sich in diesem dringenden Falle zum erstenmal in den Annalen des Flachsensingischen Staatsraths, eine Art Opposition gegen die hochfürstliche Willensmeinung bildete, so schenkten Se. Durchlaucht einem vermittelnden Vorschlag geneigtes Gehör, und beschloßen, für dießmal die, nach zuvor erfolgter Hinrichtung, zu beerbenden Staatsbeamten gnädigst zu pardonniren, und dieselben bloß mit einer, je nach Verhält-

niß ihres amtlichen Nebenberwerbs, angemessenen Strafe anzusehen. Der Tabakadmodiant Psefferkorn, dessen administrative Fähigkeiten im Geheimenrathe bereits rühmlichst bekannt waren, wurde zum geheimen Agenten in dieser Finanzoperation ausersehen, wofür er, neben 10 Procent Provision, den Titel eines hochfürstlichen Commerzienraths erhielt. Auf solche Art in die Staatsgeheimnisse eingeweiht, mit den fürstlichen Räten, Kammerdienern und Leibhunden vertraut, willig und brauchbar zu allen Geschäften, flug im Nehmen und Geben, machte der alte Psefferkorn eine Laufbahn, welche in Spiesburg glänzend war, erhielt eine stille Aktie im Salzmonopol, wurde als Mittelsperson im Diensthandel gebraucht, hatte seine Hände in allen Geldangelegenheiten des Landes, war dabei flug und ließ seinen Kramladen fortgehen, der immer besucht wurde, je höher das Ansehen seines Besitzers im Staate stieg,

gieng als Kaufmann in den Laden, als Christ in die Kirche und als geborner Spiesburger in das Wirthshaus, verlebte einen Tag nach dem andern, wurde reich, alt und fremd, wendete sich in der letzten Zeit dem Himmel zu, fürchtete den Tod und hoffte auf das ewige Leben, machte deshalb eine wohlthätige Stiftung und ließ den Altar neu bekleiden, starb zuletzt, weil es nicht anders seyn konnte, als guter Christ, nachdem er das heilige Abendmahl empfangen, und hinterließ seinem Sohn Thaddäus als den einzigen Erben seines wohlerworbenen Vermögens. Als die Einwohner von Spiesburg sein Ende vernahmen, sagten sie: »Hat endlich der Teufel den alten Schuft geholt?« zogen sich schwarz an und giengen ihm andächtig mit der Leiche.

Als der Lärm der französischen Revolution selbst bis in Spiesburgs Mauern widerkündete, wurde Herr Thaddäus Pfefferkorn ein Patriot, weil man seiner unterthä-

nigsten Bitte, ihn, um der Verdienste seines seligen Vaters willen, mit dem Titel eines fürstlichen Commerzienraths zu begnadigen, höchsten Orts nicht willfahrt hatte. Ueber den Grund dieser abschlägigen Antwort schweigt die Spießburger Chronik und meldet bloß, daß es, laut hochfürstlichen Rescripts, aus bewegenden Ursachen geschehen sey. Gleichfalls aus bewegenden Ursachen nun warf sich Herr Thaddäus ganz in die revolutionaire Laufbahn, stürzte, als er im Gasthof zum schwarzen Ochsen saß, mit dem Pariser Pöbel die Bastille, zog mit den Fischweibern nach Versailles und brachte den König gefangen zurück, stritt hitzig gegen das königliche Veto und murrete über die Größe der Civilisten, ohne eigentlich von beiden einen deutlichen Begriff zu haben, glaubte mit Zuversicht an Mirabeau's prophetisches Wort: »daß die französische Revolution die Reise um die Welt machen werde,« und hoffte sie dem-

nächst mit Extrapost vor Spieburgs Thore eintreffen zu sehen, setzte dem König in den Tuilerien eine rothe Mütze auf, schalt die Königin eine Oesterreicherin, schimpfte über Pitt und Coburg, half die königliche Familie in den Tempel führen und rief mit den Jakobinern die reine und unheilbare Republik aus. Als der Herzog von Braunschweig so rasch auf Paris losrückte und einige Plätze ihrer Thore öffneten, sprach er viel von der Unüberwindlichkeit der Preußen, begann wiederum an die Nothwendigkeit des Königthums in Europa zu glauben und erklärte die Gefangennehmung des Königs für eine Verletzung der Constitution. Nach dem Rückzuge der Preußen hielt er den General Dumouriez für den größten Feldherrn aller Zeiten, fand die Beurtheilung und Hinrichtung des Königs in der Ordnung und redete, trotz Robespierre, von der Heilsamkeit des Terrorismus. Zu gleicher Zeit

übernahm er Lieferungen für die österreichische Armee, betrog und verkürzte, entging mit genauer Noth dem Strick, wurde an den Beutel gehängt und hieß dafür die Oesterreicher »Kosibbeutel.« Sofort klatschte er dem Fall und Ende Robespierre's Beifall, nannte ihn ein Ungeheuer, eroberte mit Bonaparte Italien, schlug mit dem Erzherzog Carl den General Jourdan, bewunderte Moreau's Rückzug, gründete in Egypten ein neues Reich, stürzte die brittische Herrschaft in Indien, bewies die Unmöglichkeit von beidem, nachdem die Franzosen geschlagen und gefangen waren, hielt, als Bonaparte den Kaisers thron bestieg, die Republik für ein Unding, nannte ihm zu Ehren seinen neugeborenen Sohn »Napoleon,« und nach einem alten Vetter, den er zu beerben hoffte, »Fürchtgott.« Auf solche Weise kam der junge Fürchtgott Napoleon Pfefferskorn zu seinem Namen.

Als er in Folge eines kaiserlichen Dekrets für etliche Gulden englische Waaren verlor, wurde er ein erklärter Feind des Continentsystems, rächte sich an Napoleon und hieß seinen Jungen nur noch »Fürchtegott«, erwartete von der österreichischen Tapferkeit und den Einsichten des Sandwirths Hofer die Befreiung Deutschlands, hoffte dann, als er sich in beiden getäuscht fand, inögeheim auf Napoleons Tod, als das einzige Rettungsmittel, entsetzte sich über die furchtbare Armee, die nach Rußland zog, freute sich über den Brand von Moskau, erkannte in dem Untergang des französischen Heeres den Finger der Vorsehung, betete die Kosaken als die Apostel der deutschen Freiheit an, und prophezeigte, daß durch ihren Rantschu Deutschland zur Einheit und Freiheit zurückgeführt werden würde. Als Napoleon bei Elzen und Baugen siegte, zitterte er für die gerechte Sache, setzte alle seine Hoffnung

auf Oesterreichs Beitritt und wurde durch den Sieg der Tripelallianz bei Leipzig in einen patriotischen Freudentaumel versetzt. Als sofort die Kosaken in Spiesburg eintrafen, legte er zu ihren Gunsten die freiwillige Opfergabe von 10 Maas Brantwein und 20 Pfund Dreikönig Nummer Eins auf dem Altar des Flachsenfingischen Vaterlandes nieder, nannte den Rheinbund eine politische Sodomiterei und Paris das moderne Babel, sah den Kaiser Alexander mit Hochgefühl zweispännig fahren, abonnirte auf den rheinischen Merkur, las Justus Gruners Proklamationen mit andächtigem Entzücken und freute sich auf die Theilung Frankreichs, von dem, wie er hoffte, die größere Hälfte dem Fürstenthum Flachsenfingen zufallen werde. Hierauf gieng er mit Schwarzenberg bei Basel und mit Blücher bei Mannheim über den Rhein, ärgerte sich über die langsamen Operationen der verbündeten Armeen,

versprach sie, wenn man ihn zum Generalissimus mache, innerhalb acht Tagen nach Paris zu führen, glaubte an Napoleons Vernichtung bei Brienne, wunderte sich sehr über den Rückzug der Allirten nach diesem entscheidenden Siege, bekam neuerdings Respekt vor des französischen Kaisers Feldherrntalent, und wußte nimmer, was er von der Sache denken sollte. Als ihn die Kunde von der Einnahme der französischen Hauptstadt aus seinen Zweifeln riß, war es gerade Mitternacht; er sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, stürzte in den Unterhosen auf die Straße und läutete an allen Hausglocken, um zuerst seinen Nachbarn die große Nachricht zu verkünden, weshalb er in ganz Spiedburg das Lob eines ächten Deutschen erndete. Als Napoleon, von Elba zurückkehrend, bei Connes landete, erklärte er ihn für einen Zollhändler, und als er in Paris einzog, für ein Riesengenie; nach der Schlacht von Wa-

terleo hielt er Wellington für den ersten und Blücher für den zweiten Feldherrn in Europa, fand die Resultate des Kriegs unter seiner Erwartung, und setzte nun seine ganze Hoffnung auf die Weisheit und den Patriotismus des deutschen Bundestags, dessen erste Sitzung er kaum erwarten konnte. Napoleons Verweisung nach St. Helena fand er allzugelinde, zweifelte, ob man ihn dort gehörig werde bewachen können, zitterte vor seiner Rückkehr, bevor das große Werk der europäischen Wiedergeburt vollendet sey, und wunderte sich, daß er in seinem Unglück noch Freunde habe. Hierauf wurde er ein deutscher Patriot, und half mit nach Versassungen schreiben, las sofort die Verhandlungen der französischen Kammern, erfuhr dadurch, daß die Ultras auf der rechten Seite, die Ministeriellen im Centrum und die Liberalen auf der linken Seite sitzen, lernte die Herren Manuel, Foy und Benjamin

Constant aus ihren Reden kennen, wurde selbst liberal und hielt, in Ermangelung einer Glacéfensterglückseligen Deputirtenkammer, in allen Birchhäusern Reden über Pressfreiheit und Oeffentlichkeit. Als die Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Piemont ausbrachen, wurden Niego, Quiroza, Sepulveda, Pepe und Santa Rosa seine Helden, und er versicherte mit geheimnißvoller Miene, daß auch in Glacéfenstern das Feuer unter der Asche glimme. Nachdem durch Contrerevolutionen und bewaffnete Vermittlungen das revolutionäre Feuer in seinen Staaten gedämmt, Ferdinand restaurirt und Niego gekent war, bekam er hohe Achtung vor der politischen Tiefe des Fürsten von Metternich und der profunden Weisheit des österreichischen Beobachters, hielt die Diplomatie für die erste Wissenschaft und das Wiener Cabinet für das weiseste in Europa, gelobte in seinem Her-

zen, der Politik abzusagen und sich nimmer in die Regierung der Welt und des Fürstenthums Glachsenfingen zu mischen. Bevor er jedoch auf diesen heilsamen, eines Fürstlich Glachsenfingischen Unterthans und Einwohners der Hauptstadt Spieckburg würdigen Entschluß zurückkam, hatte er noch manche traurige Irrpfade zu durchwandeln, wie die Folge dieser wahrhaftigen Geschichte zeigen wird.

Drittes Kapitel.

Demagogische Umtriebe der Gymnasiasten zu Bocksb-
berg.

Herr Jonathan Schwammburger war Rektor des Gymnasiums zu Bocksb-
berg und ein grundgelehrter Mann. Er war überall
zu Hause, nur da nicht, wo er lebte; er
wußte Alles, nur nichts von dem, was man
im Leben braucht; er kannte genau die Tem-
pel, Theater, Amphitheater, Triumphbogen,
Ehrensäulen, Pieder, Gärten, Cloaken, Was-
serleitungen und Grabmäler des alten Rom,
aber in Bocksb-
berg wußte er kaum das untere
und das obere Thor zu finden; die Berge
Seelius, Esquilinus, Viminalis und Quiri-
nalis, das Capitol, den aventinischen Berg
und den pincischen Hügel hatte er in Gedan-

ten schon unzähligemal bestiegen, aber auf die liebliche Höhe, die seinem Fenster gegenüberlag, war er noch niemals gekommen; er hatte das Marsfeld, das Forum, die Circus durchwandert und kannte die Namen aller Brücken, die über die Tiber führten, aber eine halbe Stunde von Voßberg wußte er weder Weg noch Steg zu finden; wenn er spazieren gieng, stolperte er über alle Steine, fiel in alle Gräben und stieß den Kopf an alle Bäume, weil er, statt auf den Weg zu sehen, Stellen aus Cicero, Tacitus, Horaz, Virgil, Homer und Plutarch für sich recitirte; er stand furchtlos vor allen Trümmern des Alterthums und schmetterte einen Caligula, einen Nero und Domitian mit Sentenzen zu Boden, aber in der Gegenwart des gefürchteten Consistorialdirectors von Voßberg verstummte er und wußte keine Epilbe vorzubringen. Das Publikum hielt ihn daher für ein Genie und übergab ihm seine Söhne

zur Bildung; seine Frau aber nannte ihn einen gelehrten Esel, der seinen Hund vom Ofen zu locken wisse.

Herr Thaddäus Pfefferkorn hatte sieben stereotype Witze, die er bei allen Gelegenheiten anzubringen pflegte. Wenn er dann erwartend um sich sah, um den verdienten Beifall zu erndten, pflegten ihm sein Beichtvater, dem er am Neujahrstage zwei Dukaten schickte, und der dafür von Zeit zu Zeit mit ihm zu Mittag oder Abend speiste, der Direktor einer wandernden Comödiantenbande, der ihm seine Garderobe für hundert Thaler versetzt hatte, und etliche andere Schmarozer zu sagen: „Es ist Schade, daß Sie nicht studirt haben.“ Herr Thaddäus beschloß demnach, seinen Sohn Färrichtegott, auf welchem des Vaters Geist ruhte, den Wissenschaften zu widmen — nur war er lange unschlüssig, welchem Zweige

derselben? Als er eines Tages vernahm, daß der Oberbischprediger für die Taufe des jüngsten Glachsenfingischen Prinzen in einer Dose von zehn Dukaten im Werth fünf Dukaten in Gold erhalten hatte, entschied er sich für das Studium der Theologie; einige Wochen darauf hörte er, daß der Doctor Wurmsaamen, der einen gewissen Prinzen von einer gewissen Krankheit geheilt hatte, dafür fünfzig Dukaten bekommen habe, und bestimmte mithin seinen Sohn zum Arzt; zuletzt aber erklärte er der Jurisprudenz den Preis zu, weil er erfuhr, daß der Advokat Schwarzhaar für einen Prozeß von fünfzig Louisd'or, den er verloren, hundert Louisd'or angerechnet und empfangen habe, weshalb ihn Herr Thaddäus Pfefferkorn und alle Einwohner von Spiesburg für den besten Rechtsgelehrten in den Glachsenfingischen Staaten hielten. Auf solche Weise wurde der junge Fächtegott Rapo-

Leon Pfefferkorn, nachdem er zuvor durch alle Schulen und das Examen gegangen, durch den Finger Gottes, der die Wahl seines Vaters leitete, zuletzt Doctor beider Rechte, und ward dem Rektor Jonathan Schwamberger, von welchem das Gerücht rühmte, daß er die besten Lateiner und Griechen auf die Universität liefere, zur vorläufigen Ausbildung in den Hülfswissenschaften in Kost und Unterricht gegeben. Sein Vater begleitete ihn selbst an den Ort seiner Bestimmung, und bei seiner Zurückkunft nach Spießburg wußte er nicht genug zu erzählen, wie gelehrt dieser Schulmann sey, da er in Gedanken die Suppe neben das Teller herausgeschöpft, die Bratenbrühe auf seine schwarzen Hosen geschüttet, ein Stück Brod, statt in den Mund, an das Ohr gebracht, ein Glas nach dem andern ausgetrunken und, ohne es zu merken, einen Rausch bekommen habe, weß-

wegen nun nicht zu zweifeln sey, daß er seinen Sohn Fürchtegott zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft bilden werde.

Obwohl man sich von Herrn Jonathan Schwammburger erzählte, daß er am Abend seiner Verheirathung sich in sein Studierzimmer begeben, und daselbst die ganze Nacht mit Lösung einer schwierigen Stelle des Homer beschäftigt habe, so erinnerte er sich gleichwohl, wie es scheint, nachmals seiner ehelichen Verbindung wieder, denn seine Ehe war mit einer Tochter gesegnet, welche den Namen, sonst aber nichts, mit ihm gemein hatte. Sie hieß z. springlich Barbara, wurde aber, als französische Einquartierung in das Städtchen kam, von ihrer Mutter Babette genannt; als später Vermaniens Würde gebieterisch forderte, das Franzosenthum bis auf die Wurzel auszu-

rotten, hieß man sie B a b e , welches weder deutsch noch französisch war. Sie war ein hübsches Mädchen, von üppigem Busche, lebendigen schwarzen Augen, dunkelbraunem Haar und vollen rothen Wangen; ihr Stußnäschen stund ihr allerliebst zu Gesichte, und sie war eben so gewandt, als Herr J e n a s t h a n S c h w a m m b e r g e r , der im R i r s c h e n b u c h e als ihr Vater verzeichnet stund, linksich war. So oft in den Fockéberger Theevisiten die Rede auf sie und ihre Eltern kam, lächelten die Damen bedeutsam, setzten ihre Tassen vor sich nieder und bemerkten zum hundertstenmal, daß sie einem französischen Emigranten gleiche wie ein Ey dem andern, welches gar wohl seyn konnte, da er zwei Jahre lang ein Zimmer im Hause des Rectors bewohnt hatte und die Nacht durch nicht den Homer zu lesen pflegte. Zu der Zeit, da Herr T h a d d a u s seinen hoffnungsvollen F ü r c h t e g o t t in das Gym-

nassum zu Voßberg und das Haus des gelehrten Rudimagisters einführte, war Barbara, die Babette geheißen hatte und jetzt, zu Deutschlands Wohl, Babet hieß, vierzehn Jahre alt und hätte sich für sechs-
zehnjährig ausgeben können. Sie lachte über den langen Zopf des alten Thaddäus und über die langen Beine des jungen Fürchtegott, und bekam dafür von ihrer Mutter eine Ohrfeige, weil der reiche Krämer von Spiesburg, der ein Jakobiner geworden war, weil man ihn nicht zum Commencienrath machte, 200 Thaler Kostgeld bezahlte. Sie lachte nun nicht mehr in der Stube, sondern in der Küche, applaudirte dem Witz der Magd, welche den alten Thaddäus den »Flaschenfingischen Zopfpeter« und den jungen Fürchtegott die »Spiesburger Hopfenstange« nannte, weil das Trinkgeld unter ihrer Erwartung geblieben war, und nahm sich vor, Beiden von Herzen gram zu

seyn. Das Schicksal aber, das mit dem Entwürfen der armen Sterblichen sein loses Spiel treibt, hatte es anders beschloffen.

Ein Jahr ungefähr hatte der junge Fürchtegott im Hause des Rectors verlebt und dem Studium obgelegen, ohne daß sich etwas Merkwürdiges ereignete. Ein Tag gleich so ziemlich dem andern: Fürchtegott ging vom Essen hin die Schule, und von der Schule zum Essen, dann vor das Thor, und bisweilen heimlich ins Wirthshaus, stritt sich mit seinen Kameraden über Dinge, die weder er noch sie verstanden, und freute sich, gleich den andern, unbländig auf die Universität, wo man thun könne, was man wolle. Von der niedlichen Babe, deren fünfzehnjährige Jungfräulichkeit sich in voller Blüthe entwickelte, nahm er fast keine Notiz, obwohl er ein großer und starker Bengel von siebenzehn Jahren war. Wenn

ihn je und je seine Mitschüler auf ihre sich entwickelnden Reize aufmerksam machten, erwiderte er phlegmatisch: »Geht an!« und biß in die Knackwurst, die er sich von seines Vaters Bagen gekauft hatte. Seine Stunde hatte noch nicht geschlagen.

Eines Tages kam die Magd todtenbleich nach Hause und erzählte mit Zähneklappern: im Gasthof zur Sonne seyen wilde Menschenfresser angekommen; sie habe selbst einen davon am Fenster gesehen; man erblicke fast nichts vom Gesicht, und der ganze Körper sey mit Haar bedeckt. Herr Jonathan Schwamberger wunderte sich sehr über diesen Bericht seiner Magd, denn auf die amerikanischen Anthropophagen paßte die Beschreibung nicht, und in Europa gab es seines Wissens keine Menschenfresser mehr. Ein Nachbar verbesserte die Nachricht dahin, daß die Fremdlinge alle Germanen oder gar Titanen seyen. Hierüber ersaunte der Res-

tor noch mehr, denn es war ihm nicht bewußt, daß sich in Deutschland irgendwo ein urgermanischer Stamm erhalten hätte. Die Titanen beseitigte er als fabelhaft, und die Germanen betreffend, stellte er, nach Tacitus, ein Verhör an, das nicht zu seiner Befriedigung ausfiel. Die Fremden waren nicht von riesenhaftem Wuchs, sondern kaum von mittlerer Größe, hatten keine hochgelbe, sondern schwarze oder braune Haare, und keine blauen Augen. Inzwischen liefen tausend verschiedene Gerüchte über die Fremdlinge durch die Stadt, und zuletzt hieß es ziemlich allgemein, es seyen Griechen von der heiligen Schaar, und zwar die zwei einzigen, welche dem allgemeinen Blutbade entkommen, und sie befänden sich auf dem Wege nach Griechenland. Das ganze Städtchen strömte nun vor dem Wirthshause zusammen, um sie zu betrachten. Mittlerweile hatten die Studierenden einen der Unterlehrer

des Gymnasiums, welcher erst kürzlich von der Universität heimgekehrt war, zu sich bitten lassen, und durch diesen erfuhr man, daß die beiden Fremdlinge weder Anthropolphen, noch Urgermanen, noch Hellenen, sondern gute Deutsche seyen, welche sich vorgenommen hätten, die deutsche Nation mittelst großer Bärte und langer Haupthaare zur Einheit und Freiheit zurückzuführen. Von dieser Idee wurden sämtliche Einwohner von Bocksborg begeistert, ließen sich aber weder Bart noch Haupthaar wachsen.

Am Abend dieses Tages gingen sämtliche Gymnasiasten und alle Einwohner von Bocksborg, die auf Bildung Anspruch machten, in den Gasthof zur Sonne, um die beiden Fremden zu schauen. Sie saßen in der Mitte eines großen Zimmers, welches der Wirth seinen Saal nannte, und unterhielten sich mit dem Unterlehrer, der

ihr Universitätsfreund war. Rund umher saßen die Bürger und Schüler und ließen kein Wort von den Reden des heiligen Trio auf den Boden fallen. Sie hörten zu ihrem Erstaunen lauter Dinge, von denen sie noch nie etwas gewußt hatten, als da ist: Von den Vorkommnissen der Zeit, vom Exiegel der Zeit, vom wartenden Ect. Elmsfeuer, von der Appellation der besseren Gegenwart an die Nachwelt, von den kreisenden Wellen der Zeit, von der Politik des Vacuum, von der gänzlichen Impetenz des öffentlichen Lebens, vom phantastischen Hinaustreiben alles Specifischen in allgemeine Abstraktionen, von dem Dunkel, das mit wesenlosen Schemen die ganze Fülle der Eigenthümlichkeit aller Dinge zu beherrschen glaubt, von den Anhängern der antediluvianischen Alten und der Napoleonischen Neuen, vom Microcosm der Napoleonischen Microcosm, vom Katholicismus, vom Deutschheitsglauben aller Zei-

ten und Jahrhunderte, vom Sistrum der elementarischen Natur, von den Hieroglyphen des thierischen Lebens, vom gepferköpfigen Osiris und vom Kattrator Anubis. — Zuletzt erhob sich einer der beiden Fremden, strich die wilden Locken aus dem Gesicht und hielt eine Art Rede, die halb den beiden Freunden und halb den übrigen Zuhörern zu gelten schien. Er sprach »vom menschlichen Dünkel, der fest das hohe Ross beschreitet und mit verhängtem Zügel nach allen Gesüsten seiner Einbildungen und Leidenschaften jagt, von der Gewalt, die ihres Ursprungs und des innern Richtmaßes der Dinge vergißt, die Zeit nicht begreift und noch weniger zu bändigen weiß, alle Fassung verliert, taumelnd alle Grenzpfähle der Nemesis niederreißt, und nicht bloß die ethischen Schranken des Erlaubten und Unerlaubten durchbricht, sondern sogar (!) alle die feineren Beziehungen dessen, was ziemlich ist und

was sich nimmer (!) ziemt, mißkennt und ohne Haltung bald tyrannische Gewaltthat übt, bald wieder schwach und nachgiebig ist; dann ging er auf das deutsche Volk über, das, obwohl von Natur friedlich, ruheliebend, nüchtern und gemäßigt, nunmehr dennoch in allen seinen Elementen und Tiefen aufgeregt sey, so daß gemeines Gefühl des Unmuths von einem Ende des Vaterlandes zum andern herrsche; die Regierungen, in hoffnungslosem (!) Streit mit allem Edlen und Kräftigen, seyen in Irrsinn verloren, und wie in drückend schwüler Sennenhitze die Schrecken eines dunkel aufziehenden Unwetters nichts über das innere Schonen der Natur nach einer erfrischenden Kühle, die in seinem Gefolge geht, vermögen, so habe bereits die Meinung im deutschen Volke mit den Furchtbarsten (!) sich ausgesöhnt, wenn es nur die Schmach der Gegenwart hinwegzunehmen verspreche; darum schrecken sie

nicht jene Sturmvoegel, Vorboten des nahenden Ungewitters, diese deutschen Jünglinge, die sich, um das Schlechte und Nichtswürdige in seinen Organen aus dem Wege zu räumen, dem Tode weihen.» — Die Rede wurde mit schauerlicher Ehrfurcht vernommen, wie eine Geisterstimme aus Germaniens heiligen Hainen, und von diesem Tage an murrten die Bürger im Wirthshause über den Despotismus der Bocksbürgerischen Regierung, und sämtliche Gymnasialisten von Bocksbürger fühlten sich zu Rittern des deutschen Vaterlandes berufen. Vor der Hand geschah aber nichts, als daß die Bürger in ihrem Zorn ein Glas Wein mehr tranken, und daß die Schüler Versuche machten, sich Bärte wachsen zu lassen. Die Bocksbürgerischen Schönen, welche am andern Tage den Abzug der Germanen, denen die ganze Jugend von Bocksbürger eine Strecke Wegs nachfolgte, mit ansahen, rühmten von ihnen, daß sie gut ge-

waschen seyen und recht hübsch wären, wenn man sich nicht vor ihrem schrecklichen Bart fürchten müsse.

Von dieser Zeit an wurden die Schriften des großen Lamotte Fouqué in Boßberg einheimisch. Das Publicum lernte den jungen Otto von Trautwangen und Fräulein Bertha, Folko und die schöne Gabriele, Ariabörn den Seefönig und Biore Bluthauge, Eintram und seine Gefährten, Frau Minnetrost und den alten Asmundur, Thiodolf den Isländer und sein Wolfsthier kennen, und sah sich dadurch, zu seinem nicht geringen Erstaunen, in eine Welt von Wundern versetzt. Ein edler Ehrgeiz erwachte in den Herzen der Boßberger Jugend; wachend und träumend, bestieg der Jüngling sein Streitroß, warf mit mächtiger Lanze den Gegner in den Staub, erfocht tapfer Län-

pfend den Sieg und empfing den Dank aus schönen Händen. Wie war euch zu Muth, ihr edlen Jungfrauen von Vockberg (denn Jede von euch war in Gedanken die Königin der Liebe und Schönheit und theilte den Preis aus), als nun der Sieger das Bistier anschlug und Ihr in ihm den längst heimlich Geliebten erkanntet! Nachdem Baube einige Schriften des großen Dichters verschlungen hatte, erwachten alle Gefühle ihres fünfzehnjährigen Herzens, sie verwischte den Namen Barbara und hätte gern Bertha geheißen, und warf ihre Augen umher, einen Otto zu suchen. Der Zufall führte aber einen Furchtegott an ihren liebenden Busen, und sie war auch zufrieden.

Eines Tages las der junge Furchtegott in seinem Zimmer zum zwölftenmal Thiodolf des Isländers Fahrten und be-

wunderte die Kindlichkeit des Helden, der den grimmigen Löwen der afrikanischen Wüste für einen großen Hund hielt und ihn mit seinem Beile so kaltblütig abschlachtete, als ob er ein Ziegenböcklein gewesen wäre, als er auf der Straße ein gellendes Geschrei vernahm. Sein altdeutsches Beil, das er immer mit sich führte, ergreifen und auf die Straße stürzen, was das Werk eines Augenblicks — und siehe da, der listige Hund des Nachbarn hatte der heimkehrenden Babe den Weg verrennt und fletschte die Zähne gegen sie. Seine erhöhte Einbildungskraft erblickt in ihm einen furchtbaren Kruen, der die zarte Jungfrau zerreißen will, aber dennoch stürzt er hochsinnig auf ihn los, schwingt mit kräftiger Faust die tödtlichen Waffen und haut ihm den Schwanz ab, worauf das Ungethüm heulend davon flieht, die gerettete Jungfrau aber in Ohnmacht dahinsinkt. Er hebt sie auf, trägt sie in das Haus und be-

gießt sie mit einem Glase Wasser, worauf sie die Augen wieder aufschlägt und ihren Retter mit Blicken betrachtet, in welchen unaussprechliche Gefühle liegen. Dadurch ermutigt, kniet er ehrbarlich zu ihren Füßen nieder und spricht, nach dem Muster seiner Helden: »Wollet mich zu euerm Ritter annehmen, edle Jungfrau!« In diesem entscheidenden Augenblicke tritt der Nachbar in die Hausthür, hebt den abgehauenen Schwanz seines Hundes hoch empor und fordert Rache für die Frevelthat; der Held erhebt sich, greift in seinen Beutel und befriedigt ihn mit einem Thaler; doch als er zu den Füßen seiner Dame zurückkehren will, ist sie bereits entflohen.

Von diesem Tage an legte sich der junge Fürstegott den Namen »Jsembart (der Anführer)« bei und erschien dadurch der schönen Vase und sämmtlichen Jungs-

frauen von Bockberg in einem doppelt romantischen Lichte. Die siegreiche Art hängte er am Haupte seines Bettes auf, wandelte den Namen Barbara in die altdeutsche Benennung «Levigilde (Löwenheldin)», auf sein Abenteuer anspielend, um, und schrieb dann, auf ein Stammblättchen, folgende Liebeserklärung an die Dame seines Herzens:

An Levigilde.

†

Ich freu' mich mancher Blumen roth,
Die uns der Mai nur bringen will.
Sie stunden erst in großer Noth,
Der Winter that ihn'n Leides viel.
Der Mai will uns ergözen wohl
Mit manchem wenniglichen Tage,
Dess ist die Welt gar Freuden voll.

Doch was hilft mir die Sonnengeit?
Und was die aufgeklärten Tage?
An einer Jungfrau hängt meine Freud',
Nach der ich großen Kummer trage.
Will sie mir geben frohen Rath,
Ehr' wohl und schön sie daran thut,
Und meine Freude würde gut.

Die schöne Levigilde freute sich der
beiderseitigen Namensveränderung, und da
sie im nämlichen Style antworten zu müssen
glaubte, so schrieb sie, weil sie nichts an-
deres wußte, mit Lamotte Fouqué's
Worten an den Geliebten zurück:

An Issembart.

Man geht von Nacht in Sonne,
Man geht von Graus in Wonne,
Vom Tod ins Leben ein.

Auf solche Art wurde der Bund der beiden Herzen geschlossen, und was feindlich getrennt war in Fürchtegott und Barbara, vereinigte sich freundlich in Isenbarr und Levigilden. So wirksam ist der Schall der Namen!

Dieses große Beispiel begeisterte die ganze Jugend von Bocksborg zur Racheiferung. Eine allgemeine Wiedertänze erfolgte und man hörte keine andere Namen mehr, als die altheutschen Ursprungs und Klanged waren, als da sind: Adalgis, Adba, Adela, Addegott, Adelhold, Adalgunde, Adelhard, Adelheid, Adilulph, Adelsuinde, Alarich, Emerich, Emerbert, Engelhard, Erccanrad, Ercconnald, Ingelstrub, Ingulph, Irmentrub, Kipo, Klasse, Klotho, Klothilde, Kuno, Kunemund, Kunewolf, Kunigil.

die, Lebwitz, Niemar, Pielbert, Pudmill, Rudolph, Rulf, Rutrude u. s. w. Der alte Rektor freute sich dieses patriotischen Strebens, weil es ihm Gelegenheit zu etymologischen Forschungen gab, ließ sich bei der Wiedertaufe der jungen Leute gerne zu Rathe ziehen und gab ihnen Namen, die auf ihre Charakter oder ihre übrigen Verhältnisse paßten. Dieses unschuldige Vergnügen aber wurde bald auf eine schreckliche Weise gestört.

Herr Potharius Wenceslaus Sebastianus Augustinus Clemens Reppomut re. re. Graf von Sinneburg—Schaschausen, Großkreuz des Elephantenordens, Commandeur des blauen Haringordens, Ritter des Ordens vom gelben Strumpfband, Kammerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenzminister des abarischen Hofes und Gesandter am Hofe

von Bulgarien, in dessen Gebiete Bockberg lag, passirte, aus einem Bade kommend und sich in ein anderes verfügend, durch das genannte Städtchen und rief im besten Gasthose ab, der aber nicht gut war. Da Seine Excellenz das Mittagessen nicht befriedigend fanden, verweilten sie nur drei Stunden an der Tafel, erhoben sich dann höchst mißvergnügt, gähnten, traten an das Fenster, trommelten an den Scheiben und blickten auf die Straße, als eben die Gymnasisten lärmend vorüberzogen. Ihre wallenden Haare und ihr wildes Ansehen empörten Sr. Excellenz diplomatisches Gemüth, und auf der Stelle wurde Ihr Sekretär abgeordnet, um die nöthigen Materialien zu einem Berichte an den allerhöchsten Hof zu sammeln. Sr. Excellenz machten inzwischen Ihr Mittagesslächsen und setzten dann Ihre Reise fort.

Kurz darauf gelangte eine Note des arbarischen an den bulgarischen Hof, worinnen

derselbe auf die demagogischen Umtriebe in Vockberg aufmerksam gemacht und die sorgniß geduffert wurde, daß die Vockberger Gymnasisten mit den Revolutionairs in Spanien, Portugal, Virmont und Neapel, mit den Liberalen in Frankreich und den Radikalen in England im Einverständniß seyn möchten, woran fast nicht zu zweifeln sey, da sie wild herabhängendes Haar trugen, wie weiland die französischen Jakobiner, und sich, laut zuverlässigen Bericht, lauter demagogische Namen beigelegt hätten. In Folge dieser Note wurde zu Vockberg eine Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe eingeleitet, die halbe Stadt und das ganze Gymnasium durch eine Specialkommission vernommen, der Thatbestand erhoben und seshort anderthünigster Bericht erstattet.

Als im bulgarischen geheimen Rathe der Referent einen großen Altenstoß vor sich

legte und mit den Worten begann: »Relation über die demagogischen Umtriebe in Bocksborg,« nahm der König von Bulgarien, der ein aufgeklärter Regent war, eine Priße und legte sich in seinem Sessel zurück, um inzwischen an etwas anderes zu denken. Im Laufe des Berichts erhob der Referent den Ton, um die Aufmerksamkeit auf eine Stelle desselben zu lenken, und las sofort: »Die ganze Untersuchung bietet kein Resultat dar, welches man ein erhebliches nennen könnte, und wird am besten durch die einfache Aussage des Rectors Jonathan Schwammberger charakterisirt: Demagogen, sagt derselbe, gibt es nur in Demokratien, und solche sind erfahrene Staatsmänner und Redner, welche die Gunst des Volks benutzen, um dasselbe in seinen Beschlüssen und Unternehmungen zu leiten. Da nun aber im königreiche Bulgarien das Volk nichts zu beschließen hat und in seinem ganzen Thun und

Laffen von oben herab geleitet wird, so kann es auch keine Demagogen geben, sie müßten denn in der Regierung selbst sitzen. (Hier ließ sich ein verbissenes Lachen hören und der König selbst schmolte). Die angeblich demagogischen Namen, welche die Schüler des Bocksbürgerischen Gymnasiums angenommen haben sollen, betreffend, so beurlundet der dießorts unbekannte Denunciant durch diese seine Angabe eine krasse Ignoranz, sonst müßte er wissen, daß die altdeutschen Namen nichts weniger als demagogisch sind, sondern vielmehr sämmtlich eine aristokratische und monarchische Tendenz haben, als z. B. Adelsbert — prächtiger Adelsiger, Adelsgunde — adelige Kaiserin, Adelshard — kühner Adelsiger, Adelsheid — holbe Adelige, Adelshold — holber Adelsiger, Adelsm — adelig behelmt, Berngau — der wahrhafte Eber, Bernhard — der Ebertähne, Dietlin — der Junker, Ebert — der Hochgeborne,

Edilha — edle Frau, Gobbelin — der
Behelmte, Rithart — allerliebster Ritter
..... Hier hielt der König von Bul-
garien die Hand vor den Mund und winkte
dem Referenten, die Akten bei Seite zu legen.

Als die Untersuchungsakten über die der-
magogischen Umtriebe zu Pockberg aus dem
geheimen Rathe zurückkamen, war von des
Königs eigener Hand an den Rand geschrie-
ben: »Die Untersuchung niederzuschlagen. Die
Gymnasisten sollen ihre alten Namen behal-
ten, da die Wiedertaufe nicht gestattet ist.
Was die langen Haare und die Bärte be-
trifft, so sind sie durch kein Gesetz verboten.«
In einer Rücknote wurde dem arbarischen
Hofe für die Aufmerksamkeit gedankt, welche
er der Erhaltung der Ruhe und Ordnung in
Bulgarien geschenkt, und die Zusicherung er-
theilt, daß die Verschwörung in Pockberg,
welche übrigens keinen gefährlichen Charakter

dargeboten, nunmehr durch die energischen Maßregeln der bulgarischen Regierung glücklich gedämpft sey und für die Störung der allgemeinen Ruhe in Europa nichts weiter befürchten lasse. Seine Excellenz der Herr Graf Lotharius Wenceslaus Sebastianus Augustinus Clemens Nepomuk von Sinneburg-Schafhausen erhielt den Orden der bulgarischen Krone und ein Belobungsschreiben seines höchsten Hofes über seine diplomatische Thätigkeit. Bei der nächsten Badreise nahm er, auf den Rath des bulgarischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, seinen Weg nicht mehr über Bodensee, sondern über Bodestadt, fand daselbst einen vortrefflichen Gasthof, speisete vollständig zu Mittag, trommelte nicht an den Schreibern, blickte nicht auf die Straße und entdeckte keine demagogischen Umtriebe.

Wie weiland das Schnattern der Gänse des Capitol, so rettete hier ein schlechtes

Mittagsessen das Königreich Bulgarien vom Untergang, den ihm die Docksberger Gymnasisten bereiteten. Wäre ihre Verschwörung zur Reife gediehen, so könnte sie um sich greifen, ganz Bulgarien in Flammen setzen, sich über die benachbarten Reiche verbreiten, die bestehende Ordnung in Europa umstürzen und auf den Trümmern ein demokratisches Chaos errichten, aus dem vielleicht niemals wieder die so glückliche Restauration der Legitimität hervorgegangen wäre. An so dünnen Fäden hängt die Ruhe und das Daseyn der Reiche, und so unermessliche Resultate verbankt die Welt der stillen Thätigkeit der Diplomatie!

Viertes Kapitel.

Ein schauerliches Nachstück.

Wenn der geneigte Leser den Eingang etwas breit und langweilig findet und mit Ungeduld dem Beginnen der Handlung selbst entgegensteht, so verweise ich ihn auf Walter Scott, das Muster der Romantiker dieser Zeit. In dem gepriesenen *Waverley* z. B. nimmt die Beschreibung des Schauplazes, auf dem gespielt wird, den ganzen ersten Band ein und der Leser muß erst mit Sir Eberhard, Sir Richard, Miß Rachel, dem Doktor Pembroke, dem Baron Godmo Comyne Bradwardine, dem Laird von Belmawhepple, dem Laird von Killarcaurik, dem Rentmei-

Her Macwherble, Evan Dhu Maccombach, Fergus Mac Ivor Bich Van Bohr, den Fräulein Rosa und Flora, und sogar mit David Gellatley bekannt werden, ehe der Vorhang aufgezogen und das Drama begonnen wird. Nach diesem Vorbilde, das in Sachen der Romantik als Autorität gilt, wird nun gewiß der billige Leser die drei Kapitel, welche ich der Schilderung der handelnden Personen gewidmet habe, für einen mäßigen und keineswegs zu weitläufigen Eingang zu halten geneigt seyn, zumal in Erwägung, daß man von uns Deutschen Gründlichkeit fordert, wenn sie auch bisweilen etwas langweilig wäre. Ueber die Personen, die bis jetzt noch in ein mystisches Dunkel gehüllt sind, wird der Gang der Geschichte selbst Licht verbreiten. In den ersten drei Kapiteln habe ich den gallisch-schottischen Politikern ein kleines Opfer gebracht; wer durch und durch bloß romantisch ist,

kann füglich mit dem vierten beginnen oder gar, wenn er lieber will, von hinten anfangen.

Die beiden Fremden ruhten in einem Hinterhause der Pfefferkorn'schen Wohnung, das einen eigenen Ausgang hatte, von der Ermüdung des Tages. Plötzlich fühlte sich Hermann durch eine kräftige Faust aus dem Schlafe gerüttelt; er fuhr in die Höhe, der Schein einer Laterne blendete seine Augen und er erblickte in undeutlichen Umrissen einen Mann von riesenmäßiger Größe, in altdeutscher Tracht, vor seinem Lager; der lange Bart, der ihm bis auf die Brust herabfiel, gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen; er winkte dem Jüngling mit der Hand, aufzustehen und ihm zu folgen. Dieser, von der seltsamen Erscheinung befremdet, rieb sich die Augen, um sich zu vergewissern, ob er nicht träume; doch ehe er sich noch fassen konnte,

nahm der Fremde das Wort und sprach in tiefem hohlem Tone: »Stehe auf, Hermann, und folge mir!« — »Wer bist du?« entgegnete ihm der Jüngling. — »Ich bin, der ich bin,« erwiderte Jener. »Frage mich nicht. Schlummre dert, wenn dich nicht die Hochgedanken Volk, Deutscherheit und Vaterland wecken. — »Wohin willst du mich führen?« — »Dahin, wo du schauen sollst, frei und unentstellt, die drei heiligen Offenbarungen der Menschheit, Natur, Vernunft, Geschichte.« — »Wer bürgt mir für meine Sicherheit?« — »Keine Waffen. Liegt nicht hier dein Dolch, die Zierde des Mannes?« — »Was wird er mir helfen gegen Uebermacht?« — »So fragten Thuidons Helden söhne nicht, die im Teutoburger Walde mit bloßer Brust den römischen Spießen entgegenürzten und daraus sieggewohnte Legionen schlugen. Lebe wohl! du bist nicht berufen, die Deutscherheit und in ihr ein menschliches

Volksthum zu begründen,« sprach der Fremde und wendete sich zum gehen. — »Halt! ich folge dir,« sprach, plötzlich entschlossen, der Jüngling und sprang aus dem Bette.

Während Hermann sich ankleidete, warf er von Zeit zu Zeit einen Blick der Bewunderung auf die colossale Gestalt des Fremden, der keine andere Waffn trug, als einen Dolch, dessen Griff in der Oeffnung des Kleides am Busen sichtbar war. Der Jüngling steckte ebenfalls seinen Dolch zu sich, und als der Führer sich anschickte zu gehen, fragte er ihn: »Darf ich nicht meinen Freund wecken, der im Nebenzimmer ruht?« — »Ist er berufen zum großen Werke, wird er selbst erwachen!« erwiderte ruhig der Fremde und trat mit Hermann zu Friedrich Rosens Lager. — Der Schein der Laterne fiel auf die Augen des Schlafenden, Hermann rüttelte ihn kräftig am Arme,

rief ihm laut mit Namen, hob ihn in die Höhe — alles vergebens; er schien von einem todtenähnlichen Schlummer befangen. Mit Entsetzen sah der Jüngling bald auf den Schlafenden, bald auf den wunderbaren Fremden, der ruhig lächelnd sprach: »Aussen ist dein Begegnen — er ist nicht berufen; doch kümmere dich nicht um ihn, die Morgensonne wird ihn wecken. Fort von hier, denn die Stunde schlägt!« — Eben kündigte der dumpfe Ton der Glocke die Mitternachtsstunde an, und nicht ohne Herzklopfen folgte der Jüngling dem rießigen Führer.

Sie giengen, in ihre Mäntel gehüllt, durch einige enge Straßen, bis sie an eine Hintertreppe des fürstlichen Schlosses kamen. »Schweige, was du auch sehen magst, so lieb dir dein Leben ist!« sprach hier der Führer mit dumpfem Tone zu dem Jüngling,

näherte sich der auf und ab schreitenden Wache, flüsterte ihr einige Worte ins Ohr und trat rasch in die hohe Halle der gothischen Burg; Hermann folgte. Sie giengen durch mehrere schwachbeleuchtete Gänge, ungehindert von den Wachen, die auf die geheime Lösung des Führers willig den Weg öffneten; traten dann durch eine Pforte in den fürstlichen Park und wanderten schweigend durch einige dunkle Baumgänge, bis sie auf einer mäßigen Höhe die Ruinen eines halbverfallenen Schlosses erblickten. Der Führer stieg durch mannigfache Windungen aufwärts; unter den Trümmern, die der halbe Mond beschien, machten sie Halt. Rings umher herrschte tiefe Stille. Der Führer stieg eine steinerne Treppe hinauf, die auf eine wohlerhaltene Mauer führte, trat in einen runden Thurm, deutete auf eine Schießscharte und legte dabei bedeutend den Finger auf den Mund. Vorsichtig blickte He-

mann durch dieselbe, und sah auf einen freien Platz hinab, in dessen Mitte eine majestätische Linde stand. Kein lebendes Wesen rührte sich, und man vernahm nur das Rauschen des Windes, das durch die Bspfel des Baumes fuhr. Erwartungsvoll stundten die Beiden, und höher schlug des Jünglings Herz. Von Zeit zu Zeit legte er, von unwillkürlicher Furcht ergriffen, die Hand an den Dolch in seinem Busen.

Plötzlich öffnete sich eine eiserne Thüre in der jenseitigen Mauer mit großem Geräusch; ein heller Lichtstrom ergoß sich über den ganzen Platz. Heraus traten vier Fackelträger in der Tracht altdeutscher Knapen; ihnen folgte ein ähnlicher Knappe, der ein bloßes Schwerdt in der Hand trug. Hinter ihm gieng ein hoher Mann in altdeutscher Kleidung, mit wallendem Haupthaar; dann folgten, in ähnlicher Tracht, Paarweise vier und

zwanzig Männer; den Zug beschloßen vier Fackelträger. Dreimal zogen sie, mit feierlichem Anstand, um die Linde herum; dann nahm der Vorsitzer Platz auf einer erhöhten Bank; die Fackelträger stellten sich, zu zwei, zu seiner Rechten und Linken; auf niederen Sitzen ließen sich die übrigen nieder, und auf den Tisch, der vor der erhöhten Bank stand, legte der Knappe das bloße Schwerdt nieder. Eine tiefe, schauerliche Stille herrschte durch die Versammlung, und Hermann, durch die Schießscharte lauschend, hielt den Athem an sich, um sein Daseyn nicht zu verrathen.

Der Vorsitzer zog den Dolch und steckte ihn vor sich nieder in den Boden; ein Gleiches thaten die andern; dann ließ er sich von dem Knappen das Schwerdt reichen und schwang es, langsam und feierlich, gegen alle vier Weltgegenden; dreimal umgingen hier-

auf die Fackelträger den Kreis, stellten sich zu nach Nord und Süd, Ost und West, und schlangen dreimal ihre Fackeln, ein Jeglicher nach seiner Himmelsgegend. Jetzt zogen Alle wiederum ihre Dolche aus dem Boden, zogen dreimal um die Linde, und steckten ihre Dolche in Form eines großen Kreuzes in dieselbe, worauf Jeder zu seinem Sitze zurückkehrte. Nachdem alle diese Ceremonien, welche, nach dem feierlichen Ernst der handelnden Personen zu schließen, zum Wesen ihrer Versammlung gehörten, beobachtet waren, nahm der Vorsitzer das Wort und begann in tiefem, hohlem Tone: »Es gibt einen Mittelzustand, wo man ausgefurchtet zur Furcht, ausgehopt zur Hoffnung hindämmert, sich durch Unthätigkeit und stummes Warten der Dinge zur gänzlichen Stumpfheit hinbrütet, in leerem Daseyn zu einem abgestandenen Wesen sich auslebt. Dann kommen Schreckensträume, stören den Schlaf,

verdüstern das Wachen, und es hat der Mensch eben so gut ein Vorgefühl vom Nachschlimmern, als eine Ahnung vom Einstbesten. Darum, deutsche Männer, liebe Brüder, laßt uns, in diesen Bölkernöthen, hinübersteigen in die Schattenwelt der Geschichte, dort nach einem Ausweg und Ausgang spähend und auf ihre Sehersprüche für die Zukunft horchend.

Einer der Reissiger erhob sich, trat feierlichen Schrittes zur Linde, zog seinen Dolch aus ihr, schwang ihn dreimal, trat dann vor den Tisch, das Gesicht der Versammlung zugekehrt, und begann mit tiefer Stimme: »Alle gute und wackere Deutsche, die ein Vaterland im Herzen tragen, hoffen von dem Gott, der uns so wunderbarlich und so gewaltiglich aus Elend und Schand erlöst hat, daß er uns auch in unsern politischen Dingen und Verhältnissen selbst da helfen und

beschirmen werde, wo Hülfe, Rath und Schirm unsern Augen oft ganz verborgen ist. Es kann unmöglich sein Wille seyn, daß dasjenige Volk, welches für alle anderen Völker das denkende, schaffende und bildende ist, wie Ereu und Staub in der Geschichte verweht werden soll; sondern am meisten auf ihn, den wir so mächtig in uns gefühlt, ja den wir nie mit unsern Augen mitten unter uns gesehen haben, müssen wir unsere Hoffnungen gründen, daß aus allen diesen Gestämmeln und Verwirrungen, worinn wir noch hin und her geschüttelt werden, das Herrliche und Fröhlichste für uns entspringen werde.»

»Sagt, ihr Männer, deutsche Brüder,« fragte der Vorsitzer, »was verlangen Germaniens Volksstämme von ihren Herrschern?«

Unter Beobachtung gleicher Feierlichkeiten trat einer der Beisitzer vor und sprach im

dumpfen Tone: »Deutschland verlangt eine schirmende und schützende und die einzelnen Theile des deutschen Reichs zusammenhaltende Macht — ein Kaiserhaus.«

Ein Anderer trat vor und sprach auf gleiche Weise: »Deutschland verlangt Abschaffung der schändlichen sogenannten Conventinuetät, welche Bonaparte den Rheinbundesfürsten als einen Köder der Knechtschaft und Schande hingeworfen hat, und von deren Süßigkeit und Zauber sie selbst und ihre Minister und Rätke sich noch nicht losmachen können. Die deutschen Fürsten müssen unter strenge Geseze gestellt und ihnen jenes unselige Recht entzogen werden, mit fremden Mächten Bündnisse zu schlichten, an fremden Höfen Gesandte zu halten, und, gleichsam selbstständig und wie von dem Reiche geschieden, auf eigenen Füßen zu stehen. Auf den Standpunkt müssen sie zurückgeführt

werden, auf welchem sie im eilften und zwölften Jahrhundert stunden; und die Ober-richter und Oberverwalter ihrem Lande sollen sie seyn, nicht die Oberherren.«

»Wer die Macht nicht hat, zu herrschen, habe die Tugend, für das Vaterland zu dienen,« murmelten beifällig mehrere Mitglieder der Versammlung von ihren Sitzen.

Ein anderes Mitglied erhob sich und sprach: »Deutschland verlangt Wiederherstellung freier Verfassung, Wiederherstellung der alten Stände und vieler freien Reichstädte in allen Kreisen Deutschlands. Dieß ist ungebornes und angebornes Menschenrecht, dieß ist ungebornes und angebornes Recht des deutschen Volkes, das weiland als das freieste und gerechteste gepriesen, aber in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr unterdrückt und in manchen Staaten Germaniens

fast willkürlich regiert worden. Ohne ständische Verfassung kann uns nie Heil kommen, ohne sie kann der hohe und muthige Geist, der uns in diesen Tagen errettet hat und der allein unsere Ehre in der Zukunft sichert, nicht genährt und erhalten werden. Die freien Reichsstädte aber werden die rechten Mütter und Pflegerinnen der Künste und jener stillen und hehren Wissenschaften und Tugenden seyn, die unser Mittelalter so sehr verherrlichten.»

Wiederum trat ein Beisitzer in die Mitte und sprach: »Deutschland verlangt die Einrichtung eines Bundestags, der nicht in papirner Langsamkeit stockt und fault, sondern immer in lebendiger Bewegung gehalten wird.«

Eben erhob sich ein neues Mitglied, um eines der weiteren Bedürfnisse deutscher Nation zur Sprache zu bringen, als die eiserne

Thüre sich zum zweitenmal öffnete, neuer Fackelschein den Platz doppelt erhellte und ein hohes Weib, in altdeutscher Tracht, der zwölf deutsche Frauen paarweise folgten, friedlich auf den Ort der Versammlung zuschritt. Ehrerbietig erhoben sich die Männer von ihren Sigen; dreimal umzog die Schaar der Frauen den Kreis und stellte sich dann in dessen Mitte. Mit feierlichem Ernst sprach der Vorsitzer, zu den deutschen Frauen gewendet: »Je menschlicher ein Volk, je größer die Huldigung des weiblichen Geschlechts. Kein Volk kennt die Geschichte, das mehr gethan hätte für das weibliche Geschlecht, als das deutsche. In der deutschen Urzeit wurde das Weib nicht zur Wohlustsfrohne entmenscht, nicht zum Sinnenspiele eingebildeter Uebermenschen entweiblicht. Das altdeutsche Biederweib schenkte ihre Liebe nur dem Ehemann, und Ehe heißt geselliger Bund, und war Verein auf Leben und Tod.

Deutsche, glaubet fremder Thorheit nicht,
daß des Weibes Bestimmung nur ein unter-
geordneter kleinlicher Wirkungskreis sey!«

Nach dieser Rede begann ein Chor männ-
licher Stimmen zu singen:

Die dem Würdigsten sich gibt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne stark dem Vaterland
Anführt stolz am Mutterhand,
Sei vor allen Frau'n geehrt.

Wehr noch die, so freudig schaut,
Daß ihr Freund auf Gott vertraut,
Sieht in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Ehre Ruf erschallt.

Die hehre Führerin strich die wilden
Locken aus dem Gesichte und erhob das
Haupt, um eine passende Gegenrede zu hal-
ten — da rief plötzlich eine Stimme von der

Mauer: Rosamunde! Rosamunde!
Bei diesem Ruf sprang die ganze Versammlung rasch in die Höhe, in einem Nu waren die Fackeln ausgelöscht und dicke Nacht herrschte auf dem erst noch hellerleuchteten Schauplatz, denn eben war der Mond hinter eine düstere Wolke getreten. Erschrocken sah sich Hermann, den vorlauten Ruf bereuend, nach seinem Führer um — er war verschwunden. Rings um ihn her Einsamkeit und Stille des Todes. Wehe! Wehe! Wehe! riefen hundert Stimmen zumal aus allen Ecken des alten Gemäuers, und das Herz in der Brust des Jünglings erbehte vor dem schauerlichen Rufe. Da faßte plötzlich eine warme weiche Hand die seinige, und eine verschleierte Jungfrau stand vor seinen erstaunten Blicken. »Folge mir,« sprach sie mit sanften Flüstertönen, »ich will dich retten,« und zog ihn eilends mit sich fort. Mit schnellen Schritten stiegen Beide die

Treppe hinab. »Wer bist du, Mädchen?« fragte Herrmann die Führerin. Ehe sie noch antworten konnte, hob ein rascher Windstoß ihren Schleier empor, und das klare Licht des Mondes, aus den Wolken hervortretend, beleuchtete das blühende Gesicht der Jungfrau. »Emilie! Emilie!« rief der Jüngling staunend aus — da packte ihn eine starke Faust von hinten, er war von Bewaffneten umringt. Zwölf Schritte zogen sie ihn mit sich fort; eine Fallthüre öffnete sich unter den Füßen des Jünglings, und er sank in die Tiefe. Ein heller Lichtstrahl umstrahlte ihn, und er erblickte sich in einem unterirdischen Kerker. Auf Steinen umher saßen sehr ehrwürdige alte Männer mit weißem Haupt und Bart, Jeder eine brennende Kerze in der Hand; vor ihnen stand ein Knappe, einen silbernen Pokal in der Hand, hinter diesem vier Bewaffnete, in altdeutscher Rittertracht, mit geschlossenem Helm. Der

Knappe trat schweigend vor den Jüngling und hielt ihm den Becher dar. »Trinke!« sprach in dumpfem Tone einer der Alten. »Trinke!« wiederholten die andern. Stumm wehrte Hermann den Becher von sich ab. »Trinke!« sprach wiederum, eben so eintönig, der Alte, und die Bewaffneten umringten ihn mit gezücktem Dolch. »Trinke!« wiederholten, gleich tonlos, die übrigen. Schauernd setzte er den Becher an die Lippen und trank ihn leer. Da erloschen plötzlich die Kerzen, und dichte Nacht herrschte in dem Gewölbe. Lappend suchte der Jüngling einen Ausgang, aber überall stieß er nur auf die kalten und feuchten Steine des alten Gemäuers — er war verlassen und allein. Ermattet setzte er sich auf einen der Steine nieder; verwirrte Bilder der Schrecken dieser Nacht zogen durch seine Seele; eine seltsame Mattigkeit befiel seinen Körper; immer dunkler und verworrener tanzt

ten die Gestalten seiner Phantasie vor seinen halbgeschlossenen Augen; umsonst versuchte er sich emporzuraffen, sein müder Körper, dem Gebote der Geister nicht gehorchend, fällt immer in die alte Apathie zurück — und endlich fesselt ein todtenähnlicher Schlummer seine Glieder.

Fünftes Kapitel.

Die Abkühlung.

»Will es heute nicht Tag werden bei Ihnen? Sie haben lange geschlafen,« sprach eine bekannte Stimme, und Hermann, heftig gerüttelt, schlug mühsam die Augen auf. — »Wo bin ich?« fragte er mit scheuem Tone und blickte verwundert umher. — »Wo werden Sie seyn?« erwiderte lächelnd Friedrich Rosen. »In Ihrem Bette, in das Sie sich gestern Abends gelegt haben.« — »Unmöglich, unmöglich!« fuhr der Jüngling auf, und erkannte mit Verwunderung die alten Gegenstände. — »Wie bin ich denn wieder in mein Bett gekommen?« fragte er staunend. — »Waren Sie denn nicht die ganze Nacht darin?« — »Gott behüte! ich bin ja

• •

in dem alten Thurm eingeschlafen, nachdem ich das Gift getrunken hatte.« — »Gift getrunken? In einem alten Thurm eingeschlafen? Sie sind, glaube ich, nicht wohl bei Troste. Fast sollte man meinen, Sie hätten gestern ein Gläschen über den Durst getrunken; so viel ich mich aber erinnere, sind Sie ganz nüchtern zu Bette gegangen.« — »Wenn ich nur wüßte, was aus der armen Emilie geworden ist, als sie in dem Burzjwinger gewaltsam von mir gerissen wurde?« — »Sie müssen sehr lebhaft geträumt haben, mein Besten.« — »Und denken Sie nur, Rosamunde ist auch hier, in dem alten Schlosse habe ich sie gesehen.« — »Das muß ja ein wahres Zauberschloß seyn! Lassen Sie mich doch Ihren Puls fühlen.« — »Hätte ich nur Rosamunden nicht mit Namen gerufen, so hätte ich noch mehr von Deutschlands Zukunft erfahren; aber so wie mir das Wort entfahren war, lehrten sie die

Fackeln um — und Alles war verschwunden.«
— »Wie ein Traum! ich begreife nur nicht, daß Sie noch immer nicht wachen.« — »O, Freund! die Aussichten in Deutschlands Zukunft sind höchst erfreulich. Hören Sie nur, was der hohe Bund der Germanen heute Nacht unter der Linde im Burgzwinger beschlossen hat.« — »Da bin ich wirklich sehr begierig, denn manchmal gehen Träume in Erfüllung.« — »Deutschlands Einheit ist also im Reinen; dagegen hat sich nicht eine einzige Stimme erhoben.« — »Das ist ja ganz vortrefflich und geht über alle meine Erwartung.« — »Wir werden demnach wieder einen Kaiser bekommen. Glauben Sie wohl, daß das Haus Oesterreich die Kaiserwürde annehmen werde?« — »Ohne Zweifel. So viel ich weiß, hat Oesterreich zu allen Zeiten genommen, was es nehmen konnte.« — »Die Souverainetät der deutschen Fürsten ist mit Stimmeneinheit definitiv abgeschafft.« — »Die

werden sich wundern, wenn der Beschluß des hohen Bundes unter der Linde im Burgzwinger, von dem es Ihnen geträumt hat, zu ihrer Kenntniß gelangt.« — »Ja, es kann nun nicht anders seyn. Der Grundsatz ist einmal aufgestellt: »Wer die Macht nicht hat, zu herrschen, habe die Tugend, für das Vaterland zu dienen.« — »Das ist ja ein ganz sublimes Princip. Glauben Sie wohl, daß ihm die Tugend der deutschen Fürsten entsprechen werde?« — »Wem der Geist dazu mangelt, wird sich in die Nothwendigkeit fügen müssen.« — »Ohne Zweifel hat der hohe Bund unter der Linde im Burgzwinger die erforderliche Macht, die Tugend der deutschen Fürsten, wo es Noth thut, zu suppliren.« — »Die alten Stände werden wieder hergestellt.« — »Das ist höchst rührend. Dabei wird das Volk unendlich gewinnen.« — »Die Reichsstädte bekommen ihre Reichsfreiheit wieder; ob alle, ist noch nicht entchieden.

den, aber wenigstens die meisten.« — »Das wird ein Jubel seyn unter den Spießbürgern.« — »Es geschieht zur bessern Pflege der Künste und jener stillen und hehren Wissenschaften und Tugenden, die unser Mittelalter so sehr verherrlichten.« — »Das ist allerdings ein sehr triftiger Grund, denn in unserer barbarischen Zeit muß Kunst und Wissenschaft innerhalb den Ringmauern der Städte Schutz suchen, wenn beide gedeihen sollen. Hat der hohe Landestag unter der Linde im Burgzwinger sonst nichts zum Besten des gemeinschaftlichen Vaterlandes beschlossen?« — »Seine Verhandlungen sind durch die Ankunft deutscher Frauen unterbrochen worden, denen zu Ehren der Präsident eine Rede hielt und der erhabene Landestag einen Chor sang.« — »Das ist ja äußerst gemüthlich. Sind denn die Repräsentanten deutscher Nation sämmtlich musikalisch?« — »Es scheint so — und ich muß gestehen,

daß sich ihr Gesang recht gut ausgenommen hat.« — »Das freut mich außerordentlich und liefert den Beweis, daß das deutsche Volk im Singen nicht hinter den andern Nationen zurück ist.« — »Gewiß nicht. Das kann uns niemand vorwerfen.« — »Das ist allerdings ein Trost für uns bei den Anfechtungen, die wir immer von innen und außen erdulden müssen. Haben denn nicht auch die deutschen Frauen der hohen Bundesversammlung etwas dagegen gesungen?« — »Ich glaube, daß sie eben im Begriffe waren, ein hohes deutsches Lied anzustimmen, als sie zum Unglück unterbrochen wurden.« — »Das ist sehr zu bedauern, denn gewiß hätte man etwas Gutes gehört. Wer war denn der unglückliche Störenfried?« — »Leider ich selbst — als ich Rosamunde erkannte, rief ich sie laut bei'm Namen.« — »Ach! Richtig! Rosamunde war auch dabei. Jetzt kann ich mir die Lebhaftigkeit Ihres Traums erklären.«

— »Was? Traum. Sie werden doch nicht glauben?« — »Daß Ihr Gesicht von Wieder-
einführung der Kaiserwürde, Abschaffung der
Souverainetät, Wiederherstellung der alten
Stände und Reichsstädte ein Traum sey?
O, ja! ich erlaube mir, solches zu glauben.
Und nun, lieber Freund, wollen wir den
Spaß nicht weiter treiben; wachen Sie end-
lich auf, erheben Sie sich vom Lager, rei-
ßen Sie sich die Augen — und Sie werden
finden, daß Sie unter dem Schutze der
Flaschenfingischen Souverainetät und Gottes
Obhut von allerhand wunderlichen Dingen
geträumt haben.

Hermann stund auf, erzählte im Anklei-
den dem Freunde den ganzen Verlauf des
nächtlichen Spucks, und konnte nicht recht
mit sich einig werden, ob er die Abentheuer
der Nacht wirklich erlebt oder ob es ihm
bloß davon geträumt habe. — »Sind Sie

jetzt vollkommen wach?» fragte ihn Rosen spöttisch, als er angekleidet vor ihm stand.

— Der Jüngling verharrte in tiefen Sinnen und gab keine Antwort. Schnell entschlossen faßte er den Freund an der Hand und sprach:

»Es wird nur an uns liegen, Aufklärung zu erhalten. Folgen Sie mir.« — »Wohin denn so stürmisch?« entgegnete Rosen spottend.

— »Wollen Sie etwa den Präsidenten des deutschen Bundestags unter der Linde im Burgzwinger aufsuchen? Bemühen Sie sich nicht; es sind gegenwärtig Badeferien, und der Bundestag hält keine Sitzungen.« —

»Scherz bei Seite!« erwiderte Hermann ernst; »ich kann mich noch nicht überzeugen, daß es kein bloßer Traum war. Wir müssen die Sache näher untersuchen. Kommen Sie.

— »Gottlob, daß es heller Tag ist!« sprach scherzend der Freund, »da werden vermuthlich die altdeutschen Gesetzgeber nicht spucken,« und folgte dem Ungedulbigen.

Hermann eilte voraus. Sie kamen durch einige enge Gäßchen; vor der Hintertür des fürstlichen Schlosses blieb der Jüngling stehen und sagte zu dem Freunde: »Hier war es. Ganz so. Die Wache geht auf und ab.« — »Frisch zu,« erwiderte Rosen lachend. »Laßt uns die Fährte des deutschen Bundes verfolgen.« — Sie wollten in das Schloß eintreten. — »Haben Sie eine Einlaßkarte?« fragte der Soldat. — »Nein! — »Wird nicht paßirt.« — »Wissen Sie die Parole von heute Nacht nimmer?« fragte Rosen scherzend. — »Mein Führer hat sie ja gegeben.« — »Ja so! Schade, daß der gefällige Mann nicht bei der Hand ist. Wie viel hat er im Maß gehalten?« — »Zwischen sechs und sieben Fuß.« — »Das ist genau die Größe der alten Germanen nach Tacitus. Es kann nicht fehlen. Wo kann man denn eine Einlaßkarte bekommen, guter Freund?« fragte Rosen die Schildwache. — »Weiß

nicht, antwortete der Soldat. — Sie wünschen das Schloß zu sehen? fragte ein herzutretender Livreebediente. — »Ja, wenn es seyn kann.« — »Sie sind Fremde?« — »Ja!« — »So kommen Sie nur, ich will Sie führen.« — »Wir wünschen zuerst in den Park zu gehen«, sagte Hermann zu dem Führer. — »Ganz wohl«, erwiderte dieser. — »Genau so«, sprach Hermann und stieß den Freund an, als sie durch die hohen Gänge schritten. — »Wir wird ja ganz bange«, erwiderte Rosen lachend, »wenn nur nicht der nächste Bundestag am hellen Tage Sitzung hält.« — Sie treten in den Park. — »Sehen Sie hier das alte Schloß?« rief Hermann triumphirend und wies auf die halbverfallenen Ruinen einer Burg. — »Hier hausten die Vorfahren des durchlauchtigsten Hauses Flachsenfingen, als sie noch Reichsbarone und Grafen waren; es ist gar ein altes Haus und stammt noch von der Heiden-

zeit her,« fiel der Bediente ein. — »Von der
Heidenzeit her!« wiederholte Rosen ironisch;
das ist ja schrecklich alt.« — »Ja, wir sind
von altem Geblüte,« erwiderte der geschmei-
chelste Livreebediente mit vielem Selbstgefühl,
»und können es im Alter mit allen fürstlichen
Häusern in Deutschland aufnehmen.« — Sie
bestiegen die Burg und traten unter die Rui-
nen. Spähend warf Hermann seine Blicke
umher. »Hier ist die steinerne Treppe« rief
er plötzlich. — »Richtig,« entgegnete spöttisch
der Freund; »so viel ich weiß, hat es in al-
len alten Burgen steinerne Treppen gege-
ben.« — »Wir werden ja weiter sehen,« sagte
Hermann, gekränkt durch den hartnäckigen
Unglauben des Freundes, und stieg hinauf.
— »Ist das nicht ein Thurm?« fragte er
mit Triumph. — »So viel ich sehe.« — »Ist
er nicht rund?« — »So scheint es mir.« —
»Nun, das ist der nämliche runde Thurm.«
— »Ihr Gnaden wissen also die Geschichte

von diesem Thurm?» fiel der Bediente ein.
— »Allerdings,« erwiderte Hermann zerstreut, »in diesem Thurme saß die Gräfin Rosamunde gefangen, weil sie ihr Gemahl im Verdacht der Untreue hielt,« ergänzte der Diener. — »Hier ist der Burgzwinger mit der Linde,« rief Hermann hastig, als er einen Blick durch die Schießscharte geworfen hatte. — »Es ist nicht der Burgzwinger, sondern der Schloßhof,« sagte der Bediente; »hier ist die Gräfin Rosamunde auf Befehl ihres Gemahls enthauptet worden.« — »Sehen Sie dort die eiserne Thüre, rief Hermann, durch welche die Gräfin Rosamunde auf das Schaffot geführt wurde, das unter der Linde errichtet war,« fiel der redselige Diener ein. »Hernachmals kam ihre Unschuld an den Tag, der Graf grämte sich in den Tod, zog in das heilige Land, wurde von den Saracenen erschlagen, seine Gebeine von einem getreuen

Diener gesammelt und in der hochgräflichen Gruft des Stammschlosses Flachsenfingen christlich beigesetzt.« — »So ist es dazumal vielen Fürsten, Grafen und Herren ergangen,« sagte Rosen, komisch seufzend. — »Ja, leider!« seufzte der Bediente nach. — »Mich wundert es nur,« fuhr Rosen ironisch fort, »daß nach diesen blutigen Kriegen noch so viele hohe Häuser in Deutschland übrig geblieben sind.« — »Mich wundert es selbst,« erwiderte der Diener ehrlich; »es ist eine sichtbare Schickung von Gott.« — »Ja, der Finger der Vorsehung ist hier nicht zu verkennen,« sagte andächtig der arge Spötter; »welch' unübersehbares Unglück für das Land wäre es gewesen, wenn alle diese Häuser ausgestorben wären!« — »Freitlich, freitlich! Was hätte da das arme, verwaiste Volk anfangen wollen!« — »Ach Gott, ja! zum Glück haben die Dahergebliebenen für die Fortpflanzung der Geschlechter gebührend

geforzt.« Aber sagen Sie mir doch, Freund, ist es denn auch zur Nachtzeit hier geheuer, wo eine so schreckliche Geschichte geschehen ist? — »Man munkelt allerlei,« erwiderte der Bediente geheimnißvoll; »aber man soll nicht davon reden, besonders wir Bediente.« — »Haben Sie nun den fraglichen Ort genug betrachtet?« sprach Rosen zu dem Jüngling, der gedankenvoll hinabschaute, »und sind Sie von dessen Identität hinlänglich überzeugt?« — »Vollkommen,« antwortete Hermann, »dieser Platz ist es, und kein anderer — es war kein Traum.« — »Gott behüte!« fiel der Bediente ein; »es ist eine wahrhaftige Geschichte, und steht in alten Büchern. Ihr Gnaden haben Sie vermuthlich in der Spiesburger Chronik gelesen?« — »Gelesen!« fuhr ihn Hermann, aus tiefen Gedanken erwachend, an. »Gelesen! ich war ja selbst dabei und habe alles mit eigenen Augen gesehen.« — »Selbst da-

bei!« Stotterte der Verwunderte, fuhr vor Schrecken drei Schritte zurück und fixierte den Jüngling mit großen Augen an. »Ihr Gnaden belieben zu scherzen,« fügte er, sich fassend hinzu, »es sind ja bereits über sechs-
hundert Jahre . . .« »Sechshundert Jahre? Was faselt er! Heute Nacht war es ja . . .«
»Heute Nacht? Also haben Sie die Gespenster gesehen! Ja, das ist ein anderes! . . .«
»Wie! Gespenster! Erzähle er! . . .«
»Hier ist nicht gut davon reden,« erwiderte der Diener mit Schrecken und flog ohne Trinkgeld davon.

»Zweifeln Sie nun noch,« fragte Hermann im Heimkehren den Freund, »nachdem die Lokalisirten so genau zutreffen?« — »Was verlangen Sie von mir, daß ich glauben soll?« erwiderte dieser nach einigen Augenblicken kalter Ueberlegung. »Glauben Sie, daß hier in der Nähe der künftlichen Residenz ein ge-

heimer Bund, der die Souverainetät der deutschen Reichsfürsten abschaffen und einen Kaiser einsetzen will, sein Wesen im Verborgenen treiben werde und könne? Oder glauben Sie an die Geister, welche der Schloßbediente in diesen Mauern spucken läßt? —

»Von letzteren kann keine Rede seyn,« entgegnete Hermann; »aber der deutsche Männerbund, der so weite Verzweigungen hat.«

»Was wissen Sie von diesem Männerbunde und dessen Verzweigungen? Haben Sie je etwas Genaues über ihn erfahren? Kennen Sie irgend eines seiner Mitglieder?« —

»Das eben ist es, daß er sich in undurchdringliches Dunkel zu hüllen versteht, und eben dieses beweist, daß die bedeutendsten Männer an seiner Spitze sind.« — »Keine Verschwörung ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt; sonst wären nicht, wie die Geschichte zeigt, die meisten entdeckt und vereitelt worden. Glauben Sie mir, dieser deutsche Män-

nerbund besteht nirgends, als in der Einbildung exaltirter Jünglinge; und diese phantastische Idee erhält von Zeit zu Zeit Nahrung durch das mysteriöse Wesen und die versteckten Großsprechereien politischer Vagabunden, welche die Leichtgläubigkeit der deutschen Jugend zu ihren, meistens gemeinen Zwecken mißbrauchen. Nehmen Sie lieber an, daß Sie durch einen lebhaften Traum getäuscht worden seyen. Die Lokalitäten der alten Burgen gleichen sich so ziemlich; Sie haben schon viele Ruinen gesehen, welche die größte Aehnlichkeit mit dieser hatten. So kann es sich durch das Spiel der Phantasie gefügt haben, daß die Lokalitäten zutreffen, was allerdings ein besonderer Zufall ist, der auch einem bessern Kopfe zu denken geben kann. Auf dieser Ansicht werde ich beharren, bis Sie mir eine genüendere Erklärung Ihres nächtlichen Abentheuers oder Traums zu geben vermögen. — Hermann, der,

wenn er nicht von einer Lieblingsidee besessen war, immer einen klaren Verstand zeigte, schwieg, weil er nichts Gründliches zu erwiebern wußte; man konnte aber in allen seinen Mienen lesen, daß ihn die Lösung der Frage nicht befriedigte.

Der alte Thaddäus hatte eine ziemlich zahlreiche männliche Tischgesellschaft gebeten, von welcher der junge Isenbart (Fürchtegott) seinem Freunde Hermann rühmte, daß sie aus den ersten Patrioten der Haupt- und Residenzstadt Spieckburg bestehen, und in der That äußerte sich auch, besonders gegen das Ende der Tafel, der Patriotismus der Tischgenossen so laut und feurig, daß Jeder von ihnen bereit schien, in der nächsten Minute für Freiheit und Vaterland das Schaffot zu besteigen. Hermann schwamm in Wonne über den achtdeutschen Sinn dieser deutschen Männer, und ärgerte sich im

Stillen über die spöttische Miene seines
Freundes Rosen, die immer satirischer
wurde, je mehr sich die Gäste dem Taumel
ihres Patriotismus hingaben. Beinahe wäre
es bis zu einer bittern Aeußerung gegen den
Freund gekommen, der seiner ironischen Laune
gegen einen gelehrten Etymologen den vollen
Zügel schießen ließ. »Sagen Sie mir doch,
Herr Professor,« fragte er ihn, »woher
schreibt sich das Wort Gänserich?« —
»Gänserich der Bandale,« erwiderte
dieser höchst ehrbar, »stammt von der Tüfse,
wo noch jetzt die Gänse heimisch und Gänse-
heerden ein wahrer Reichthum sind. Von
dort her scheinen früher, als die Vandalen
selbst, ihre Gänse, schon bei Plinius Ganzas
genannt, nach Italien gewandert zu seyn,
wo man sie als anseres aufnahm. Von dem
Gänserich nun, welche Thiere sehr kriegeri-
scher Natur sind, scheint der tapfere Vanda-
lenführer seinen Namen entlehnt zu haben.«

— »Die Erklärung,« entgegnete Rosen spöttisch, »ist durch ihre Ungezwungenheit äußerst befriedigend. Sollte wohl, auf die nämliche Weise, der altdeutsche Name Geyso von Geißbock herkommen?« — »Allerdings, denn der Geißbock ist das lebhafteste Bild der Herzhaftigkeit und eignet sich wohl zu einem Heldennamen; deswegen ist er längst zum Schildhalter im adelichen Wappen erkieset, und die stattlichen, in sanften Schlangenlinien gewundenen Hörner, womit die Natur ihn gekrönt hat, steigen stolz aus unsern offenen Helmen empor.« — »Man muß gestehen,« erwiderte Rosen verbindlich, »daß die etymologischen Forschungen, obwohl sehr mühsam, doch höchst belohnend sind.« — Der Professor bückte sich äußerst geschmeichelt, und Hermann, der das ironische Wesen seines Freundes besser kannte, biß, halb erbittert halb lachend, die Zähne übereinander. Die übrigen Gäste, welche sich nicht ähnlis-

der Kenntnisse rühmen konnten, genossen, in patriotischer Theilnahme, den Triumph ihres gelehrten Landmanns in der Stille mit.

Nach aufgehobener Tafel trat man in einen engern Zirkel zusammen; man war warm geworden, besprach sich einzeln, schüttelte einander die Hände u. s. w. Isehbart, eine augenblickliche Pause benützend, faßte des Freundes Hand und sprach in feierlichem Tone: »Es ist heute ein wichtiger und entscheidender Tag. Du siehst hier, mein Herrmann, einen Bund von Männern«

»Männerbund?« fragte Hermann rasch, sah Rosen bedeutungsvoll an und zog Isehbart auf die Seite. »Wo warst du diese Nacht?« fuhr er fort. — »In meinem Bette,« erwiderte dieser überrascht; »du weißt ja, daß wir bis zehn Uhr zusammengesessen sind.« — »Aber nach Mitternacht?« — »Ich erwachte erst spät Morgens.« — »Du

spricht von einem Männerbunde? Was weißt du davon.« — »Rein Gott! ich wollte mich ja eben erklären, aber du ließeßt mich nicht zum Worte kommen.« — »Gesteh mir, daß du heute Nacht auf der alten Burg warst.« — »Was sollte ich denn dort gemacht haben? Ich glaube, du träumst.« — »Warum dieses Mißtrauen, Bruder?« — »Eben wollte ich dich ja mit Allem bekannt machen.« — »So öffentlich, vor Jedermann?« — »Es sind lauter Freunde, die um die Sache wissen.« — »Lauter Brüder des Bundes.« — »Wenn du sie so nennen willst, ja; deutsche Männer sind es im vollsten Sinne des Wortes.« — »Ich wiederhole dir; ihr könnt mir trauen; es bedarf keiner weitem Proben.« — »So komm doch nur und laß dir sagen!«

»Du stehst hier,« fuhr Isenbart in seiner unterbrochenen Rede fort, »lauter Männer vor dir, welche entschlossen sind.....«

»die Einheit Deutschlands wiederherzustellen?«
fiel Hermann ein.... »Das gerade nicht
.....« »die deutschen Staaten unter dem Scep-
ter eines Kaisers wieder zu vereinigen?.....«
»Das eben auch nicht.....« »Die Souveraine-
tät der Reichsfürsten abzuschaffen?.....«
»Das wieder nicht.....« »Die Reichsstädte
wiederherzustellen?.....« »Das eben so we-
nig.....« »Nun, was denn?« fragte He-
rmann ungeduldig. — »die entschlossen
sind,« fuhr der Sprecher fort und die Um-
stehenden warfen sich in die Brust, Se. hoch-
fürstliche Durchlaucht, dem regierenden Für-
sten von Hachsenfingen in einer unterthänig-
sten Adresse um Verleihung einer freien Ver-
fassung für die Gesammtstaaten des fürstlichen
Hauses unterthänig gehorsamst zu bitten.« —
»So!« sagte Hermann mit ziemlich ge-
täuschter Erwartung und Rosen nahm eine
Prise. Die Spiesburger Patrioten waren
so sehr in patriotischen Taumel versunken,

daß sie diese Alteration nicht wahrnahmen.
— »Diesen Abend noch,« fuhr Isenbarte
pathetisch fort, »wird im Saale des Gast-
hofs zum schwarzen Ochsen die Adresse be-
rathen, ausgefertigt, aufgelegt und der An-
fang mit deren Unterzeichnung gemacht wer-
den.« — »Wir werden einer der ersten deut-
schen Staaten seyn, die sich einer Verfassung
erfreuen,« sprach ein zweiter Patriot. —
»Kein vaterländisch muß sie seyn, frei von
jeder ausländischen Beimischung,« fuhr ein
dritter fort. — »Unser Beispiel,« fiel ein
vierter ein, »wird andere deutsche Staaten
zur Nachfolge reizen.« — »Aus diesen Ver-
fassungen der einzelnen Staaten,« verkündete
im prophetischen Geiste ein fünfter, wird
endlich (!) Deutschlands Einheit hervor-
gehen.« — »Und nicht blutig, wie in der
französischen Revolution,« versicherte ein
sechster, »sondern allmählig, ruhig und fried-
lich, wie es deutscher Besonnenheit ziemt

und wohl ansteht.« — »Ach Gott,« rief Rosen mit ironischem Pathos aus, »was wird das für eine Freude seyn, wenn wir dieses Alles erleben!« — »Gebe Gott, bald!« sagte mit wahrhafter Herzlichkeit der etymologische Professor, und Alle umarmten sich tiefgerührt im nahen Vorgefühle deutscher Freiheit.

»Du wirst über hundert ausgezeichnete Patrioten aus allen Ständen versammelt finden, die sich das Wort gegeben haben, Gut und Blut an die Erringung einer freien Constitution zu setzen,« sprach, auf dem Wege zum schwarzen Ochsen, wo das constitutionelle Hauptquartier der Spiesburger aufgeschlagen war, Sembart mit Innigkeit zu Hermann, der ihm die Hand drückte und seine Freude über den edlen Geist, der die bieder'n Flachsensfinger belebe, an den Tag legte. Als sie in den Saal traten, waren kaum fünf und zwanzig Patrioten versam-

melt; man wartete lange auf die andern, aber sie kamen nicht. Endlich wurde, mit sichtbarem Mißmuth, die Sitzung eröffnet. Der Präsident zog den Entwurf einer Adresse aus der Tasche und las ihn vor. Er war ungefähr folgenden Inhalts: «Die unterthänigst Unterzeichneten nahen sich heute ehrerbietigst dem höchsten Throne Euer hochfürstlichen Durchlaucht, ehrfurchtvolkst bittend, daß es Höchstderselben gnädigst gefallen möge, am heutigen Tage, in Gemäßheit des 13ten Artikels der deutschen Bundesakte, Ihren Landen eine ständische Verfassung gnädigst zu bewilligen. Es ist derselbe Tag, an welchem Höchstdieselben vor nunmehr fünfzig Jahren, unter dem Jubel des Vaterlandes, das Licht der Welt erblickten. Mögen Eure Hochfürstliche Durchlaucht unsere unterthänigste Bitte wohlwollend aufnehmen und möge die Verfassung, um welche wir inständigst stehen, den dauernden Sieg des Vertrauens, der

Wahrheit, der Gerechtigkeit, in Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Staaten für ewige Zeiten begründen, mögen bald die Vertreter der Rechte des Volks, so wie seiner Liebe, um Ihren fürstlichen Thron stehen!“

Nachdem die Adresse verlesen war, wurde die Discussion über dieselbe eröffnet. Ein Mitglied begann mit einer grammaticalischen Rüge: „Es ist derselbe Tag, an welchem Höchst dieselben“, bemerkte er, „ist nicht gut gesagt, denn dasselbe Wort, sogleich wiederlehrend, verursacht einen übeln Laut, und es könnte dafür gesagt werden »der nämliche Tag.« — Zweites Mitglied: „Der »nämliche« Tag gibt einen ganz andern Sinn; derselbe Tag bezeichnet die Wiederkehr des Tags; der nämliche Tag hingegen ist der Tag vor fünfzig Jahren, an welchem Seine Hochfürstliche Durchlaucht geboren wurden.“ — Drittes Mitglied:

»Könnte man nicht, um den Uebellaut zu vermeiden, statt »Höchst dieselben Höchst Sie setzen?« — Erstes Mitglied: »Es fragt sich, ob der Ganzeistyl solches gestatte?« — Viertes Mitglied: »In neuern Zeiten ist »Höchst Sie« in die Ganzeisprache aufgenommen.« — Präsident: »Wird demnach die Aenderung beliebt?« — Allgemeine Zustimmung. — Fünftes Mitglied: »Es gibt Vertreter der Rechte des Volks, aber nicht Vertreter seiner Liebe. Die Liebe Anderer gestattet keine Vertreter, wohl aber Ausleger, Dolmetscher. Sollte man nicht die Liebe weglassen?« — Sechstes Mitglied: »Auch die Liebe kann man als ein Recht ansprechen; ich möchte diesen Ausdruck nicht gerne missen.« — Zweites Mitglied: »Könnte man nicht setzen: die Vertreter der Rechte des Volks und die Boten seiner Liebe, da die Repräsentanten des Landes gleichsam Boten des Landes sind?« —

Siebentes Mitglied: »Der die Ver-
linder seiner Liebe?« — Viertes Mit-
glied: »Das Wort kann nicht wegfallen,
sonst fällt der Gegensatz weg.« — Sech-

tes Mitglied: »Es liegt eine gewisse
Kühnheit, etwas Poetisches in dieser Fas-
sung, das an das Herz spricht. Es könnte
der Sache selbst schaden, wenn hier eine
Aenderung vorgenommen würde.« — Prä-

sident: »Soll die Fassung beibehalten
werden?« — Mit Stimmenmehrheit bejaht.

— Achtes Mitglied: »Sollte nicht die
Beziehung auf den 13ten Artikel der deut-
schen Bundesakte weggelassen werden? ich
fürchte, daß die Erwähnung desselben das
Gefühl der Souverainetät in Sr. Durch-
laucht hochfürstlicher Brust beleidigen möchte.«

— Zweites Mitglied: »Dieser Artikel
der Bundesakte giebt doch gleichsam eine
Rechtsansprüche auf dänische Verfassung,
und könnte der Adresse zur Begründung, und

im Nothfalle zur Rechtfertigung dienen.« —
Viertes Mitglied: »Es möchte gleich-
wohl bedenklich seyn, ein regierendes Haupt
auf seine Verbindlichkeiten aufmerksam zu
machen. Sollten wir uns nicht vielmehr ver-
trauensvoll in die Arme des Landesvaters
werfen und von seiner Gnade annehmen,
was seine väterliche Großmuth den Kindern
reichen will?« Viele Stimmen (tumul-
tuarisch): »Ja, wir wollen uns in die Arme
des Landesvaters werfen!« — Eine Stim-
me: »Da ruht man so sanft!« — Eine an-
dere Stimme: »Es ist ja der Vater des
Volks und wir seine Kinder!« — Präsi-
dent: »Die allgemeine Meinung scheint zu
seyn, daß die Hinweisung auf den 13. Art.
der Bundesakte unterbleiben solle?« — Viele
Stimmen: »Weg mit dem 13. Artikel!
Wir werfen uns in die Arme des Landesva-
ters!«

»Was sagen Sie zu diesem deutschen Edelsinn?« fragte Hermann mit Rührung den Freund. — »Er ist höchst possirlich,« erwiderte Rosen gelassen, »und liefert abermals den Beweis (wenn es dessen andern noch bedürfte), daß für Völker und Regierungen die Lehre der Erfahrung gleichsam nicht vorhanden ist.« — »Vermag denn nichts, das Eis in Ihrer Brust aufzuthauen und Ihr kaltes Herz zu erwärmen?« fragte Hermann nicht ohne Bitterkeit. — »Solche Jammerelichkeiten gewiß nicht!« antwortete Rosen mit Ruhe. — Unwillig wendete sich der Jüngling ab. Die Adresse war inzwischen durch Acclamation angenommen worden und wurde nach der neuen Fassung ins Reine geschrieben.

Der Präsident las die Adresse vor und lud die Mitglieder zu deren Unterzeichnung ein. Niemand rührte sich. — Eine Stimme: »Sollte nicht der Herr Präsident den

Anfang mit der Unterzeichnung machen?« —
Präsident: »Das würde unbescheiden
seyn.« — Eine Stimme: »Im geringsten
nicht, da Sie der Vorſitzer der Verſammlung
ſind.« — Präsident (mit ernſtlicher Wei-
gerung): »Eben deßwegen ſoll mein Name
unten, oder wenigſtens mit den übrigen ver-
miſcht, ſtehen.« — Eine Stimme: »Könnte
nicht die alphabetiſche Ordnung beliebt wer-
den?« (ſtarker Widerſpruch vieler Mitglie-
der). — Eine Stimme: »Oder könnte das
Alles die Ordnung der Unterſchriften beſtim-
men?« — Eine andere Stimme: »Es
wird ſchwierig ſeyn, daſſelbe im Augenblicke
genau auszumitteln.« — Eine Stimme:
»Es befinden ſich hier zwei höchſtverehrliche
Fremde in unſerer Mitte. Sollte nicht die-
ſen der Vorzug gebühren?« — Alle ſahen er-
wartungsvoll auf die Beiden. »Da wir nicht
das Glück haben, Fürſtlich Glachsſenſingſche
Untertanen zu ſeyn,« erwiderte Roſen

verbindlich dankend, so wird es uns nicht zu stehen, uns in die innern Angelegenheiten dieses Staats zu mischen.»

Schon kufferten viele Stimmen die Meinung, die Adresse ganz aufzugeben oder wenigstens deren Unterzeichnung zu verschieben, als in Iseimbarts hochsinniger Brust ein kühner Gedanke reifte und zur raschen That ward. Entschlossen erhebt er sich, läßt den Rockzipfel zurück, an dem ihn sein neben ihm sitzender Vater in der Angst seines Herzens halten will, ergreift die Feder, tunkt sie bewegen ein und — unterzeichnet die Adresse. Dann erhebt er das Haupt, wirft einen stolzen Blick über die Versammlung, die versteigert da sitzt, und kehrt schweigend an seinen Platz zurück. — »O, Iseimbart!« spricht Hermann zu ihm und drückt ihm unter dem Tische die Hand, »diesen Moment deines Lebens wird die Muse der Geschichte in

ihr unsterbliches Buch eintragen! — O, kühne That,“ sagte Rosen halb für sich, „die keine noch der Mond von Spiesburg beleuchtete!“

Beschämt, doch zögernd, schlich eines der Mitglieder nach dem andern an den Tisch und unterzeichnete die Adresse, getröstet wenigstens, daß sein Name nicht der erste sey, und daß es, wenn die Milde vormalte, von der Regierung immer noch als bloß verführt betrachtet werden könne. Kaum war der entscheidende Schritt geschehen, so gieng die innere Angst der handelnden Personen nach und nach in jenen tollen Muth über, der sich selbst zu betäuben sucht, wozu die Flaschen, die geleert wurden, das Meiste beitrugen. Der Chronikograph von Spiesburg hat die patriotischen Ergießungen, welche bei dieser friedlichen Gelegenheit die Spiesburger Patrioten ausströmten, bis in das geringste Detail pflichtmäßig aufgezeichnet; wer Lust und

Veruf dazu fühlte, kann sie an Ort und Stelle nachlesen. Die Versammlung war denn mit der goldenen Zukunft Flachsensfügens, deren Wiederschein aus den vollen Gläsern blinkte, beschäftigt, als der Gastwirth zum schwarzen Tischen mit sehr verstärktem Gesichte hereintrat. »Um Gotteswillen, die Polizei!« rief er in angstvollen Tönen; sämtliche Patrioten fuhren erschrocken von ihren Sätzen auf und liefen verwirrt hin und her — weg waren Weinbunst und Begeisterung. Der Präsident ergriff die verhängnißvolle Adresse, um sie am Lichte anzuzünden, da entriß sie Isenbarts den Flammen, steckte sie unverfehrt in die Tasche — und wurde zum zweitenmal der Retter des Vaterlandes! Mit pochenden Herzen harrete die Versammlung der gefürchteten Erscheinung und des endlichen Ausgangs dieser verwegenen Dinge. Alle Blicke waren auf die Thür geheftet, durch welche ein Polizeidiener mit den Wor-

ten eintrat: »Meine Herren! Es hat zehn Uhr geschlagen! Sie werden wissen, daß dieß die Polizeistunde ist!« Hiedurch von ihrem Schrecken zurückgebracht, schickten sich die sämmtlichen Mitglieder zum Weggehen an — und auf solche Weise endigte sich die erste quasi constituirende Versammlung, die in Spießburgs Mauern gehalten wurde.

Isenb art gieng mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Bald erfüllten die möglichen Folgen seiner raschen Handlung seine Seele mit Grauen, und er erblickte sich als einen Märtyrer der Flachsensingischen Freiheit auf dem Blutgerüste; bald stärkte wieder ein erhabener Muth seine Brust, und sein Name glänzte als Flachsensingens Befreier an den Sternen. Das letzte Gefühl behielt in seinem edlen Busen die Oberhand; er setzte sich in der schauerlichen Mitternachtsstunde an den Tisch und schrieb

an Levigilden: »Geliebte meines Herzens! Der große Wurf ist geschehen. Flachsensingen steht an einem Wendepunkt seines Schicksals. Entweder siehst du mich als Retter des Vaterlandes wieder — oder nie mehr! das schwöre ich dir hiemit feierlich: Nie sollst du die Meine, nie will ich der Deine werden, bis Flachsensingen und Deutschland frei sind!«

Am andern Morgen wurde die Adresse übergeben. Wer malt die Lage der Angst, welche Spiesburgs Patrioten bis zu ihrer Beantwortung verlebten! Zwei Verfassungen hätte diese Angst verdient — und sie erhielt keine! »Seine hochfürstliche Durchlaucht« hieß es in dem eigenhändig unterzeichneten Dekret, »wården in Ihrer Weisheit selbst ermessen, wann Höchstihre Staaten eine Verfassung Noth thue. Dieser Zeitpunkt höchster Resolution sey in aller Unterthånigkeit

zu erwarten, gegen die unberufenen Verräther aber eine Untersuchung einzuleiten, und über deren Erfolg unterthänigsten Bericht zu erstatten.»

Von Seiten der Polizei wurde dem alten Thaddäus durch die dritte Hand zu verstehen gegeben, daß er wohl daran thun würde, die beiden Fremden, welche man für die Anstifter dieser Untriebe in dem bisher so friedlichen Spießburg halte, aus seinem Hause zu entfernen, wozu er dann auf ein gelinderes Strafkenntniß gegen ihn und seinen Sohn, als Mitunterzeichner der Adresse, rechnen dürfe. Er erkundigte sich unter der Hand, warum denn diese verdächtigen Fremdlinge nicht *brevi manu* aus den hochfürstlichen Staaten gewiesen würden? und erhielt zum Bescheid, daß solches nicht wohl thunsich, da sie Unterthanen eines großen Staats und von guter Familie seyen. In dieser Be-

trachtung nahm er sich vor, die Aukreuzung aus seinem Hause so höflich als möglich einzuleiten, und ließ hie und da ein Wort von der Gefahr fallen, wenn sie in seiner Wohnung blieben, da er und sein Sohn in einer Untersuchung verwickelt seyen, in welche sie vielleicht zu seinem Bedauern gleichfalls hineingezogen werden könnten. Der Wink blieb nicht unbenützt, und die beiden Fremden, Willens, längere Zeit in Spiesburg zu bleiben, mietheten eine Wohnung mit einem Garten vor dem Thore, die eben leer stand. Sie wurden von Stunde an von allen Einwohnern sichtlich vermieden, und insgeheim schoben die Betheiligten alle Schuld auf sie und bezeichneten sie als die geheimen Anstifter der Adresse, in der Hoffnung, dadurch ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Zu Sembars Ehre muß bemerkt werden, daß er der Einzige war, der noch im Stillen Umgang mit ihnen hatte, da ihm von seinem

Vater jeder öffentliche Verkehr mit den Gedachten verboten war.

»Sie sehen nun,« sagte Rosen zu dem sehr herabgestimmten Freunde, »welche Verwandtniß es mit dem Patriotismus dieser Spießburger hat! Sie werden nun wohl nimmer hoffen, mittelst solcher Werkzeuge etwas Großes zu bewirken.« — »O, Gott!« senfte Hermann, in das andere Extrem fallend, »ist denn alle Treue und Glauben von der Erde gewichen?« — »Nur nicht so bitter!« sprach Rosen mit ungewohntem Ernst. »Fordern Sie von den Menschen nicht mehr, als sie der Natur der Dinge nach zu liefern vermögen. Ist ein Volk einmal gesunken, so wird Knechtschaft Gewohnheit. Der Sohn folgt dem Beispiele des Vaters — der enge Kreis fröhe ihm eingebrachter Bilder ist seine Welt. Er vermählt sein Daseyn an die Furcht, an die

Klugheit. Die meisten Menschen wollen ja nur leben. Mehr als Leben — Gebrauch des Lebens, Würde der Menschheit — ist ein Gedanke, der bloß in bessern Seelen erwacht, in gewöhnliche aber durch Übung gepflanzt wird und nur von Geschlecht zu Geschlecht sich befestigt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist jener unwissende, verworfene Haufen — so zahlreich in jedem sittenlosen Volke, kriechend um Nahrung, erniedrigt in seinen Gewerben, zitternd im Gehorsam und durch Schrecknisse herrschend beim jähen Glauben an Entfesselung, ein Werkzeug in jeder Hand, blind und verkäuflich, ein verächtlicher Gehülfe und ein gefährlicher Gegner, nie belchrt, weil er nie lernt, nie gebessert, weil er nur gedankenlos begehrt, lenkbar durch Gerüchte, fühllos für Wahrheit, überzeugt ohne Gründe, entscheidend ohne Urtheil. So wird ihm jede Meinung ein Raub, so wird Zerstörung

seine Größe. Stolz dann unter Trümmern,
aber wieder ein wimmerndes Kind, wenn
seine eigenen Verbrechen auf ihn zurückfallen,
werden Hoffnung, hohe Lehren, Würde des
Menschen Verderben in seinen Händen,
denn ihm fehlt, was allein alle Dinge adelt
— Vernunft.

Sechstes Kapitel.

Wie der Held der Geschichte plötzlich aus Eri-
burg verschwindet.

Der Fürst von Flachsenfingen hatte eine Grenadiercompagnie von lauter ausgesuch-
ten großen Leuten, welche den Kern seiner Ar-
mee bildete. Er war sonst ein sparsamer
Herr, der seine Unterthanen nicht drückte
und den größten Theil seiner Einkünfte wie-
der zum Besten des Landes verwendete,
aber diese Liebhaberei ließ er sich ziemlich
viel Geld kosten. Hermann und Rosen
sahen die Grenadiere auf dem Schloßplatz
aufmarschiren — wirklich ein schöner Anblick!
der Hauptmann, der die Compagnie führte,
war, wie der hochselige König Paul, fast
eines Kopfes länger, denn alles Volk. Her-

mann, der ihn aufmerksam betrachtete, richtete dem Freunde zu: »Das ist der Leutene, der mich in die Ruinen der alten Burg führte, oder ich müßte mich sehr irren!« — »Irren ist menschlich!« erwiderte Rosen mit trockenem Spott. — »Die Größe ist ganz dieselbe,« fuhr Hermann vergleichend fort. — »Haben Sie ihm das Maß genommen?« — »Ich habe darin einen richtigen Blick. Die Nase, die Augen, die Haare — Alles trifft zu.« — »Es scheint mir doch, daß die Nase mehr römisch als deutsch sey; die Augen sind blau, die Haare hellbraun; ich habe schon mehr solche Nasen, Augen und Haare an Leuten gesehen, die weder Ugermanen noch Grenadierhauptleute des Fürsten von Glachsenfingen waren.« — »Die Ähnlichkeit ist doch zu frappant.« — »Aber wo bleibt denn der lange Bart, den er damals trug?« »Er kann ihn wegrasirt haben, um sich unkenntlich zu machen.« — »Oder war

es ein Theaterbart.« — »Ist auch möglich.«
»Ihr Traum muß sehr lebhaft gewesen seyn,
daß Sie ihn so lange nicht aus dem Kopfe
bringen.« — »Es wird sich zeigen, ob es
ein bloßer Traum war; ich zweifle immer
mehr daran, wenn ich an die Ereignisse je-
ner Nacht zurückdenke. Ich muß den Mann
sprechen, um ihm ein wenig auf den Zahn
zu fühlen.« — »Reden Sie nur hübsch ver-
blümt, daß er es nicht gleich merkt,« er-
mahnte Rosen mit spöttisch verzogenen
Lippen.

Die Parade war vorüber, und Her-
mann trat grüßend zu dem Grenadierhaupt-
mann, mit den Worten: »Sie haben da sehr
hübsche Leute.« — »Zum Paradiren,« erwiderte
dieser, »wozu man sie braucht, sind sie ganz
recht.« — »Man erinnert sich bei ihrem An-
blick an unsere deutschen Vorfahren, die Alle
von eben so ungewöhnlicher Größe waren.

Mit einer Armee von lauter solchen Leuten muß man Wunder wirken können!« — »Vor-
erst,« entgegnete trocken der Hauptmann,
»müssen doppelte Magazine angelegt werden,
denn diese großen Leute haben einen ver-
zweifeltsten Appetit.« — »Dagegen aber wür-
den sie auch doppelt so viel leisten, als ge-
wöhnliche Truppen.« — »Ich zweifle sehr
daran,« antwortete der Offizier lächelnd,
»denn gegenwärtig führt man den Krieg mit
den Weinen, und die großen Leiber sind et-
was schwerfällig.« — »Ich möchte diese
Leute einmal in altdeutscher Tracht sehen.« —
»Das können Sie, mein Herr; auf dem
Theater spielen sie bald alte Deutsche, bald
Römer, bald Türken, bald Mohren, neh-
men sich aber in allen Rollen ziemlich linksch
an.« — »Ihnen z. B., Herr Hauptmann,
müßte die altdeutsche Tracht vorzüglich gut
stehen.« — »Was meinen Sie, mein Herr?
ich lasse mich nicht als Statist auf der

Bühne brauchen.« — »Verzeihen Sie, so war es nicht gemeint; aber es gibt denn doch andere Veranlassungen, höhere Zwecke, die uns bewegen können, gewisse Rollen zu spielen Sie verstehen mich vielleicht,« fügte Hermann hinzu, und sah den Hauptmann fragend an. — »In der That nein!« versetzte dieser unbefangen, »ich verstehe Sie nicht, mein Herr! Was in aller Welt sollte mich auch veranlassen können, die Rolle eines alten Germanen oder irgend eine andere zu spielen?« — »Das Wohl des Vaterlandes?« — »Was wird das Vaterland dabei gewinnen, wenn ich einen altdeutschen Rock anziehe, einen Knebelbart wachsen und das Haar über die Schultern herabhängen lasse?« — »Biel. Alte Sitte soll zur alten Tugend zurückführen.« — »Gott behüte uns vor den barbarischen Sitten und Tugenden dieser alten Germanen!« fiel Rosen lachend ein. — Hermann warf ihm einen Blick

des Vorwurfs zu und fuhr fort: »Ist muß sich der Patriotismus in Nacht und Dunkel hüllen, um im Stillen wohlthätig für das Allgemeine zu wirken.« — »Mag seyn,« erwiederte der Hauptmann abbrechend; »ich halte es aber in allen Dingen mit der Effektivität. Willen Sie mich besuchen, meine Herren, so wird es mir angenehm seyn; ich heiße Hadumar von Dalwigk.« — »Ein echtdeutscher Name!« bemerkte Hermann, dem Weggehenden nachblickend; »das bestärkt mich noch mehr in meiner Vermuthung.« — »Der Schluß ist sehr logisch,« spreizete Rosen: »Weil dieser Grenadierhauptmann gegen sieben Fuß im Maße hält, und Hadumar von Dalwigk heißt, war er der Teutone, der Sie zur Sitzung des hohen deutschen Bundestags unter der Linde im Burgzwinger abholte — und siehe, es ist kein Traum!«

Die Beiden gingen weg. Schweigend schritten sie durch mehrere Straßen. Plötzlich starrte Hermann einen jungen Menschen, der ihnen begegnete, mit großen Augen an. »Das ist ja der Knappe, der mir im Burge verließ den Giftbecher, oder was es sonst war, reichte, oder ich will nicht ehrlich seyn!« rief er aus und eilte auf den Bezeichneten zu. — »So lassen Sie doch die Poffen!« schrie ihm Rosen ärgerlich nach; »man wird uns sonst für ein Paar Tollhäusler halten.« — »Um Vergebung, wer sind Sie?« fragte Hermann, den Ruf unbeachtet lassend, den jungen Menschen. — »Um Vergebung, wer sind denn Sie, der mich nach meinem Namen fragt?« entgegnete der Angeredete schnippisch. — »Ich heiße Hermann von Waldeck, und bin dermalen auf Reisen.« — »Und ich heiße Hudenulph von Affsburg, und bin dermalen Leibpage Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht von Flachsenfingen.« —

»Der Name ist ganz altdeutsch,« sagte Hermann, wie in Gedanken für sich; »aber,« fügte er hinzu, »fürstlicher Leibpage können Sie nicht seyn; ich habe Sie in ganz andern Funktionen gesehen.« — »Was soll ich denn seyn, wenn Sie es besser wissen, als ich?« versetzte der Page spöttisch.« — »Apropos!« fragte Hermann, von dem Gegenstand abspringend, »was war denn in dem Becher, welchen Sie mir im Burgverließe reichten?« — Der Page blickte verwundert bald auf Hermann, bald auf Rosen, der neben ihn getreten war, schüttelte dann lächelnd den Kopf, brachte den Zeigfinger, mit bedeutungsvoller Pantomime, an die Stirne, und wollte sich entfernen. — »Halt!« rief ihm Hermann zu; »ich muß Aufklärung haben. Gift war es nicht; aber etwas Betäubendes muß es gewesen seyn.« »Tollkraut war es!« schrie ihm der Page in die Ohren und floh mit der Schnelligkeit

eines leichtfüßigen Hirschens davon. — »Da haben Sie es,« sagte Rosen lachend; »es kommt immer besser; nächstens wird man uns gar in das Zollhaus sperren.« — »Ja, toll möchte ich werden über der Lösung dieses Knotens,« erwiderte Hermann un-muthig; »aber ich muß den leitenden Faden dieses Gewebes finden, und wäre es auch noch so verworren,« setzte er wild hinzu und stürmte davon. — Rosen folgte ihm gelassen.

»Nein! Es war kein Traum!« rief Hermann triumphirend und trat, einen offenen Brief in der Hand, in Rosens Zimmer. »Hier ist Wirklichkeit, helles Licht; der Bund besteht, er handelt für Deutschlands Einheit und Freiheit; ich bin gewürdigt, eines seiner Mitglieder zu werden.« — »Ey! das ist ja charmant!« erwiderte Rosen mit Kälte, »und das Blatt Papier, welches Sie

hier in der Hand halten, hat Ihnen die Gewißheit von dem Bestehen des hohen Bundes und Deutschlands künftiger Einheit und Freiheit gebracht? — »Allerdings,« versetzte Hermann mit Freudigkeit; »lesen Sie nur; es ist Alles klar.« — »Laßt doch sehen!« sagte Rosen, griff nach dem Briefe und las laut: »Das Streben nach Einheit ist das schöne Weihgeschenk der Menschheit — Ein Gott, Ein Vaterland, Ein Haus, Eine Liebe. Das Einheitsverlangen ist das erste Selbstbewußtwerden eines beginnenden Volks. Wo es noch schlummert, soll es geweckt werden durch die Kraft der Wahrheit. Zur Sonne schwingt sich der Adler mit erhabenem Flug, auf der Erde kriecht die Schlange in krummen Windungen, und die gerade Bahn ist der kürzeste Weg zum Ziele. Willst Du die Verborgenen kennen lernen, so trete aus der Thüre deines Hauses, wenn die Stunde der Mitternacht schlägt,

und der Erwählten einer wird Deinen Fuß zum Ziele leiten.« R. — Jetzt ist freilich Alles so klar, wie das Sonnenlicht!« spottete Rosen; »nur der Verfasser des Briefs ist noch in mystisches Dunkel gehüllt. Kennen Sie ihn?« — »Mein Gott! das ist ja klar! R. bedeutet ja Rosamunde!« — »Kennen Sie denn Rosamundens Hand?« — »Das zwar nicht, aber die Hand scheint eine weibliche zu seyn, und R. ist der Anfangsbuchstabe ihres Namens.« — »Ja so, das ist freilich ein sehr schlagender Beweis; da kann es gar nicht fehlen.« — »O! meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!« schwärmte der Jüngling. »Immer erblickte ich in Rosamunden ein höheres Wesen; und nun sie zur Befreiung Deutschlands berufen ist, fordert sie mich zur Mitwirkung auf — mich unter Tausenden, unter Millionen. So, und so allein kann es mir gelingen, mich der Liebe dieser Heldin würdig zu

machen. Auf, zum Handeln, die Schranken
sind geöffnet! Auf, zum Wettringen für
Deutschlands Einheit und Freiheit! —
»Das ist das rechte Einheitsverlangen des
deutschen Jünglings,« sagte Rosen par-
birend. »Was Einzelheiten sammelt, sie
zu Mengen häuft, diese zu Ganzen verknüpft,
solche steigend zu immer größeren verbindet,
zu Sonnenreichen und Welten eint, bis alle
sämmtlich das große All bilden. — Diese
Einungskraft kann in der höchsten und
größten und umfassendsten Menschengesell-
schaft, im Volke, nicht anders genannt wer-
den, als — Volksthum. Es ist das Gemein-
same des Volke, sein inwohnendes Wesen,
sein Regen und Leben, seine Wiedererzeu-
gungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit.
Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein
volksthümliches Denken und Fühlen,
Lieben und Hassen, Frohseyn und Trauern,
Leiden und Handeln, Entbehren und Ge-

nießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volks, ohne daß ihre Freiheit und Selbstständigkeit untergeht, in der Viel- und Allverbindung mit den Ubrigen, zu einer schönverbundenen Gemeinde.»

»Hier ist noch ein Brief,« sagte Hermann, der inzwischen in tiefen Gedanken gestanden war; »fast hätte ich vergessen, ihn zu öffnen.« — »Vielleicht eine Ladung vor das heimliche Behmgericht?« sagte Rosen spottend. »Öffnen Sie ihn schnell, damit ja der Termin nicht versäumt wird; diese Herren, Sie wissen es, lassen nicht mit sich spassen.« — »Wunderbar!« rief Hermann aus, nachdem er gelesen hatte. — »Mein Gott! Sie machen mich neugierig,« sprach Rosen; »ich glaubte, alle Wunder seyen bereits erschöpft, und nun kommt noch etwas Wunderbarer.« — »Emilie ist hier;

ich habe also doch recht gesehen in jener Nacht; sie war es selbst.« — »Spielt sie etwa auch eine Rolle beim erhabenen deutschen Bundestag unter der Linde im Burgtwinger?« — »Mit nichten; sondern sie warnt mich im Gegentheil vor dem Bunde.« — »Lassen Sie doch sehen,« versetzte Rosen, nahm den Brief aus des Freundes Hand und las laut: »Lieber Hermann! Wenn Dir das Andenken an unsere jugendliche Freundschaft noch etwas gilt, so achte, ich beschwöre Dich, auf meine Warnung; reiße dich los aus den Schlingen jener verborgenen Rote, die Deinen edlen Sinn mißbraucht, Dich zu umstricken; fliehe, weil es noch Zeit ist; bald möchte es zu spät seyn. Deine E.« »Was gedenken Sie nun zu thun?« fragte Rosen. — »Zu bleiben,« versetzte Hermann unbedenklich. »Emilie ist ein edles Geschöpf, aber es fehlt ihr jener hohe Sinn, durch den Rosamunde

so anziehend ist. Zudem muß ich um jeden Preis Aufklärung haben, und was würde aus der schönen Rolle, zu der ich vielleicht berufen bin, wenn ich jetzt, im entscheidenden Augenblick, fliehe? — »Das ist freilich wahr,« erwiderte Rosen lächelnd; »wo Deutschlands Einheit und Freiheit auf dem Spiele steht, darf kein deutscher Mann fliehen, sondern muß muthig Blut und Leben einsetzen.« — »Dem ist so,« sagte Hermann großherzig, und Ihre Ironie verwundet mich nicht. Der Schleier, der diese Geheimnisse deckt, muß gelüftet werden.« — »Wollen Sie nicht wenigstens meine Begleitung annehmen?« fragte Rosen bescheiden. »Wenn Ihnen allenfalls Gefahr droht, könnte mein Beistand von Nutzen seyn.« — »Ich bin allein geladen,« entgegnete Hermann nach einigem Besinnen; »und zudem — warum sollen Sie etwas wagen in einer Sache, welche nach Ihren Ansichten für Sie werth-

loß ist?« — Rosen schwieg, und schien über irgend etwas nachzusinnen.

Eben schlug die Glocke die Mitternachtsstunde, als Hermann in seinen Mantel gehüllt, eilig aus der Thüre seiner Wohnung trat. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, welche ein rascher Luftzug stürmisch vor sich herpeitschte. Forschend warf der Jüngling seine Blicke umher und gewahrte eine Gestalt von weniger als mittlerer Größe, die in einen schwarzen Mantel tief verhüllt, an der Mauer lehnte. Sie winkte ihm mit dem Finger, ihr zu folgen, und ging stumm, aber mit schnellen Schritten, vor ihm her. Nachdem sie stumm durch einige Feldwege gewandert waren, gelangten sie auf die Landstraße, auf der ein Wagen, mit zwei Pferden bespannt, hielt. — »Fliehe,« sprach der Vermummte mit dumpfer Stimme, »ehe es zu spät ist«, und deutete auf den Wagen. —

»Wer bist du?« fragte Hermann staunend.
— »Ein Freund, der es redlich mit dir
mein,« entgegnete der Vermummte. — »Bist
du denn nicht der Bote des hohen Bundes,
gekommen, mich abzuholen in die Mitte der
Brüder?« — »Eben vor dieser Rote will
ich dich warnen, daß du nicht in ihre Schlin-
gen fallst.« — »Hebe dich weg von mir,
Versucher!« rief Hermann erbittert, »du
wilst meinen Glauben prüfen, aber er steht
fest, wie die Ake des Weltballs.« — »O,
Hermann, Hermann!« rief der Ver-
mummte ängstlich und mit veränderter Stim-
me? »rette dich, weil es noch Zeit ist.« —
»Was ist das? Welche Stimme? Bist du
es, Emilie?« fragte der Jüngling dringend
und riß den verhüllenden Mantel weg.
Hocherröthend stund die Jungfrau vor ihm.
»Folge mir,« sagte plötzlich hinter dem Jün-
gling eine rauhe Stimme; »die Brüder har-
ren deiner,« und eine kräftige Hand be-

rührte seine Achsel. — Als er umschaute, erblickte er die Riesengestalt des Teutonen vor sich. — »Bleibe, bleibe, mein Herrmann, folge ihm nicht,« flehte die Jungfrau und streckte bittend die Arme nach ihm aus. — Unschlüssig stand der Jüngling zwischen Beiden. Einen langen Blick der Verachtung warf der Führer auf ihn: »An die Spindel, Knabe!« sprach er in wegwerfendem Tone; »du bist nicht geschaffen, Schwerdt und Dolch zu führen,« und hob den Fuß zum Gehen. Da richtete der Jüngling sein Haupt trotzig empor und rief entschlossen: »Fort Weib! das Vaterland ruft!« Keinen Blick warf er auf die Einsame zurück, und folgte schweigend dem Führer durch die Stille der Nacht.

Siebentes Kapitel.

Wie das Fürstenthum Flachsenfingen eine Con-
stitution bekam.

Am Morgen nach der erwähnten Nacht lief durch die ganze Stadt das Gerücht: die beiden Fremden seyen plötzlich verschwunden. Die Polizei verfügte sich in ihre Wohnung und versiegelte ihre zurückgelassenen Habse-
lichkeiten. Man erschöpfte sich in vielen Vermuthungen über ihr eben so schnelles als unbegreifliches Verschwinden: nach den Einen waren sie, als Spione oder Verschwörer, selbst entflohen, nach Andern hatte man sie zur Nachtzeit über die Grenze geschafft oder gar auf die Festung gebracht. In der Stille wünschten sich sämmtliche Patrioten von Spieß-

burg Glück, daß sie allen Umgang mit den verdächtigen Fremdlingen aufgegeben hatten. Herr Thaddäus sagte zu seinem Sohn Fürchtegott: »Man muß in allen Dingen vorsichtig seyn, um nicht zu Schaden zu kommen, im Patriotismus aber am meisten. Wenn ich diesen Grundsatz immer befolgt hätte, so würde ich ohne Zweifel jetzt Commercienrath seyn.« Man besprach diesen Gegenstand in Spießburg so lange, bis sich etwas Neues von gleicher Wichtigkeit ereignete, worauf man nicht allzulange warten durfte; denn den Einwohnern von Spießburg war Alles wichtig, was innerhalb ihrer Mauern geschah. Als demnach ein gemeiner Dieb aus dem Stadtgefängniß entwich, wurden die beiden Fremden über die Lösung der Frage vergessen: »ob wohl derselbe, wenn er nach Nordamerika entkomme, auf Requisition der Flachsenfingischen Gerichtsbehörden von der dortigen Regierung werde ausgelie-

fert werden. Ein Flaschenfingischer Rechtsgelehrter war der Meinung, daß man im Weigerungsfalle die Republik der vereinigten Staaten durch die Androhung, das Reciprofum zu beobachten, zur Auslieferung gleichsam nöthigen könnte. Die meisten Stimmen fielen ihm bei, und von diesem Tage an bekamen die Einwohner von Spiesburg eine noch höhere Meinung von der Macht und Bedeutung des Fürstenthums Flaschenfingen, als sie bisher schon hatten. Ein Spötter meinte: es sey zu wünschen, daß der Präsident von Nordamerika eine Special-Charte von Deutschland bei der Hand habe, um sich mittelst derselben von dem Daseyn des Fürstenthums Flaschenfingen zu überzeugen.

Nun, o Muse! rufe ich dich zum erstenmal an, meinen Griffel zu führen; denn jetzt nahen die ewig denkwürdigen Tage der

politischen Wiedergeburt Glachsenfingens: Ein hochfürstliches Rescript, das die Glachsenfingischen Volksvertreter berief, um ihnen eine Verfassung zur Annahme vorzulegen, versetzte die Hauptstadt Spiesburg und das ganze Land in einen patriotischen Freudentaumel.

Die Glachsenfingische Repräsentation zerfiel, wie der Zeitgeist es forderte, in zwei Kammern. Die Pairskammer bestand aus drei, und die Deputirtenkammer aus fünf Mitgliedern. Innerhalb dreimal vier und zwanzig Stunden von der Eröffnung der Sitzungen an mußte der Verfassungsentwurf der Regierung angenommen werden, wo nicht, so wurde er, laut hochfürstlichen Rescripts, zurückgenommen und das Land bekam keine Constitution. »Wir werden also,« sagte ein gewiegter Politiker von Spiesburg mit patriotischem Hochgefühl, »eine auf freiem Vertrag beruhende Verfassung erhalten!« Hierüber freuten sich nun alle Einwohner der

Hauptstadt und sprachen: »Wie gut ist es doch, daß wir uns in die Arme des Landes wa'ers geworfen haben!«

Der Jubel über die zu hoffende Verfassung dauerte in Spießburg drei Tage, welche für die Gastwirthe der Hauptstadt sehr ergiebig waren, da aber die Wahlhandlung erst acht Tage nach Erscheinung des hochfürstlichen Rescripts Statt finden sollte und inzwischen der Patriotismus der Bewohner von Spießburg wieder veriraucht war, so vergaßen die meisten Wähler, bei dem Wahlakt zu erscheinen. Erst nachdem der Polizeidirektor die faumseligen Wähler mit einem Gulden Strafe bedroht hatte, wurde die Stimmenzahl vollständig — und auf solche Weise trat die Repräsentation und Constitution von Glachsensingen ins Leben. Die Polizeidiener von Spießburg spielten bei der Wahl eine sehr thätige Rolle und rissen den

größten Theil der Wähler aus der Verlegenheit: wen sie wählen sollten. Da nun Herr Thaddäus Pfeffertorn, der Schlawkopf, sämtliche Polizeidiener der Hauptstadt, jeden mit einem Pfunde Rauchtobak bestochen hatte, so wurde sein Sohn Fürchtegott Napoleon zum Repräsentanten von Spieburg gewählt. Als seine Frau einige Worte über diese unnöthige Ausgabe fallen ließ, berechnete Herr Thaddäus, daß ihm die Ernennung seines Sohns zum Flachsenjüschsen Volksvertreter nicht höher als auf einen Conventionsstaler zu stehen komme, und so viel werde sie doch werth seyn. Da sie hierauf äußerte: »es komme ihr doch fast als zu viel vor,« tröstete er sie durch die Bemerkung, daß ein Sitz im englischen Parlament noch weit kostspieliger sey, und daß er, als ein reicher Mann doch etwas für das Vaterland thun müsse. Sein Sohn Isenbart aber schrieb an Levigilden: »Flach-

senfingen ist wiedergeboren, es glänzt in der Reihe der constitutionellen Staaten Europa's, ich bin von Spieburgs hochherzigen Bürgern zum Volksvertreter gewählt. Der Himmel verleihe mir die Kraft, das Vertrauen meiner Mitbürger zu rechtfertigen und die Wohlfahrt des biedern Flachsensfingischen Volkes für ewige Zeiten zu begründen!

Als vor der Eröffnung der Sitzungen die Flachsensfingische Repräsentation in feierlicher Procession in die Kirche zog, um die constitutionelle Aera Flachsensfingens mit Gebet zu beginnen, erwachte der Patriotismus der Bewohner von Spieburg aufs Neue und sie drängten sich in den Straßen, um den imposanten Zug ihrer drei Pairs und fünf Deputirten zu sehen. Ein patriotischer Fleischer, der zehn Jahre in der brittischen Hauptstadt Ochsen geschlachtet und bei öffentlichen Gelegenheiten mit dem Londoner Pö-

bel geschrien hatte, rief in plötzlicher Begeisterung: „Pfefferkorn für immer!“ Die Nächststehenden schrien ihm nach, der Ruf drang weiter und ringsumher hallte es in die Wolken: „Pfefferkorn für immer!“ Da schwoß Isembarts Brust in patriotischem Hochgefühl, und er neigte sich dankend gegen das Volk; sein Vater vergoß Thränen der Rührung und gelobte in diesem Augenblicke der Gemüthshebung, jedem der sechs Polizeidiener der Hauptstadt, deren Thätigkeit ihm diesen väterlichen Triumph verschafft, hinter dem Rücken seiner Frau noch ein halbes Pfund Rauchtabak, jedoch von geringerer Sorte, da die Wahl jetzt vorüber sey, zuzuwenden; der Polizeidirektor aber zeigte im geheimen Cabinet an, daß es den Anschein gewinne, als ob das Publikum sich das Recht anmaßen wolle, ohne vorgängigen Befehl *Vivat* zu rufen, und fragte, wie er sich bei so bewandten Umständen zu

verhalten habe? Man ertheilte ihm hierauf den vernünftigen Bescheid, daß an solchen patriotischen Ehrentagen, die ohnedieß selten seyen, das Publikum Karrenfreiheit habe, und was das Schreien anbelange, so werde es schon von selbst wieder aufhören, wenn es sich heiser geschrien habe.

In dem Sitzungssaale der Kammer wurden inzwischen die Verfassungsurkunden im Gallepp berathen, damit innerhalb der festgesetzten dreimal vier und zwanzig Stunden ihre Paragraphen gehörig abgehaspelt und die Einwohner von Flachsensingen des Glückes einer aus freiem Vertrage hervorgehenden Constitution um so schneller theilhaftig werden möchten. Der Präsident ermahnte die Versammlung dringend, doch ja Alles zu vermeiden, was den Gang der Verhandlungen stören oder aufhalten könnte, indem sonst zu befürchten stehe, daß man nicht zu dem ge-

wünschten Ziele, das doch so sehr zu wünschen sey, gelangen möchte. Die Versammlung nahm sich diese Ermahnung so zu Herzen, daß sie in einer einzigen Sitzung das Recht von der Thronfolge und der Reichs-Verweisung, die Stellung des Fürstenthums, die Pflichten zum hohen Bundestag, die Rechtsverhältnisse der Staatsbürger, die Rechtsverhältnisse der Staatsdiener, die Rechte und Pflichten der Gemeinden, die Befugnisse des Staatraths, das Verhältniß der Kirchen zum Staate und das Kapitel von der Ausübung der Staatsgewalt festsetzte und dafür von Seiten des Präsidenten das Lob ihrer außerordentlichen Thätigkeit, die gleichwohl der Gründlichkeit nicht ermangle, mit Wohlgefallen entgegennahm. Man schmeichelte sich bereits mit der Hoffnung, daß in der nächsten Sitzung die Verathungen beendet seyn, und somit die Verfassung noch vor Verlauf der festgesetzten Frist angenommen werden

würde, als auf einmal eine unerwartete Opposition das begonnene Werk zu stören, das kaum glimmende constitutionelle Licht auszulöschen und den Flachsensfingischen Staat in die alte Nacht der Unumschränktheit zurückzuwerfen drohte.

Ein Paragraph der Verfassung, welcher den Juden den Zutritt zu den bürgerlichen Gewerben gestattete, weckte die christlich-patriotische Opposition der Flachsensfingischen Volksvertreter. Der Saal der Deputirtenkammer wiederhallte von ihren stürmischen Debatten, und vor dem Ständehause drängte sich das Volk in Haufen, um gleichbaldige Nachricht von dem Gange der Verhandlungen zu erhalten; die Kunde davon gelangte durch den Aufwärter der Kammer in das Publikum, denn die Sitzungen des Flachsensfingischen Unterhauses waren nicht öffentlich. Einige verwegene Patrioten wußten gleich

wohl eine gewisse Art von Oeffentlichkeit zu erzwingen, indem sie auf den Boden des Ständehauses stiegen und ein Loch durch die Decke des Saals bohrten, durch welches hinabblickend, das Flaschenfingische Volk in seinen Matabors, den Sitzungen seiner Vertreter anwohnte und ihren Patriotismus bewachte. Als das Loch gebohrt war und die eifrigsten der Vaterlandsfreunde und Judenfeinde eben ihre Blicke hinabsendeten, erhob sich gerade der Repräsentant von Spieeburg und hielt, zur Freude seiner Committenten, eine bemerkende Rede gegen die Juden: »So lange die Juden ein Judenvolk sind«, sprach Zsembart kühnlich, »können sie nicht Bürger unter Christen und Deutschen werden. Sie sind ein Staat im Staate, und zwar ein theokratischer, von Rabbinern geleiteter Staat, der alle Unterordnung unter christlich-deutsche Obrigkeit ausschließt. Ihre Religion ist ihr politischer Mittelpunkt, durch welchen sie

als besonderes Volk fortbestehen. Die Juden sind eine Krämerkaste, wie die Banianen. Ihr Charakter ist scheußlich, edelhaft, widrig, unerträglich; sie waren immer Volksschinder, Schmutzlümmel, Wucherer, Meuter und Empörer. In Polen ist ihre Teufelei klar geworden — dort wurden sie politisch bedeutsam; Spanien haben sie durch ihre Schacherkünste zu Grunde richten helfen; in Armenien unterdrücken sie die Christen, in der Türkei verrathen sie die Griechen.

•Ihre Verfassung ist aristokratisch, auf Rabbinenmährchen und Ceremonientand ruhend. Sie träumen sich als Herren der Erde; die übrigen sind ihre Sklaven, sind Unbeschnittene und Gajim; sie verfluchen uns in ihren Synagogen und beten, daß der Name Jesu verfaulen solle. Arbeit ist ihnen Strafe; Ackerbau und Viehzucht werden im Talmud als verworfene Gewerbe dargestellt.

Die Juden sind Pensionäre jedes Staats, in dem sie leben; sie sind Lieferanten, die den Fürsten berauben und die der hungernde Krieger verflucht; sie sind durch ihren Papiers- und Wechselhandel der Ruin der christlichen Kaufleute, durch ihre Ehrlosigkeit fürchtbar, durch ihre Bestechungen der Sittlichkeit verderblicher; als Krieg und Pest; durch Fallimente sich bereichernd, schleichende Tröbler, pestartige Kranke, deren Hauch vergiftet, Knechte des Despotismus, Gewürme, das alle Kapitalien benagt oder verschlingt, feig wie Verschnittene, hochmüthig wie Domherren, Menschenfeinde, unwissende Broddiebe, Völkerverderber und Speichellecker, ohne Wig als für den Schacher, ohne Verstand als für das Schlechte, Millienäre aus Dreibagenrittern und dennoch lumpig, alles Unwesen gewissenlos fördernd, auf Goldgeschirr speisend, woran das Blut unserer Brüder' fließt, dem Physischen noch nur mit ihrer eigenen Brut

sich paarend, nicht Gottesdiener, sondern Mosaiten, nicht Mosaiten, sondern Talmudisten, nicht Talmudisten, sondern Rabbinisten, deren Religion ist: zu stehlen und zu betrügen, zu schinden und zu placken.»

«Sie wollen nicht mit uns, die wir unrein sind, essen und trinken, und essen und trinken doch auf unsere Kosten. Sie sind eine Schmarogerpflanze, Blutsauger an fremdem Leben, selbst aber weder materiell noch geistig etwas producirend, eine zum Untergang der Völker verschworene Bande, Diebe und Diebshehler, Förderer der Lotterien, Genossen der Räuber und Mörder. Vor diesen Rabbinern, in dem christlichen Honigstock eingemischt, hat Niemand Ruhe, als der Bettler. Ich stimme, jetzt und immer, für die Verwerfung des Artikels.»

Vergebens wendete der Präsident, welcher der Sprecher der Regierung war, ein,

daß die Juden das, was sie sind, bloß durch ihre Unterdrückung und Verfolgung geworden seyen. Kein Volk sey unverbesserlich, mithin auch die Juden nicht. Ehrlos seyen sie, weil sie rechtlos seyen, eine Kaste, weil sie als Verfolgte zusammenhalten müssen, Bucherer, weil ihnen bürgerliche Gewerbe untersagt seyen. — Alle diese Gründe prallten an der hartnäckigen Opposition der Flaschenfünger Deputirten ab, und die Sitzung wurde zuletzt aufgehoben, ohne daß über den in Frage stehenden Artikel etwas entschieden war. Der junge Pfefferkorn wurde, als der Demosthenes der Flaschenfüngischen Kammer, beim Heimgehen mit einem donnernden Vivat empfangen und bis zu seiner Wohnung begleitet. Sein Vater weinte über diesen Triumph des Sohnes Freudenthränen und that an diesem Tage das feierliche Gelübde, seinen Pops, dem Genius der Zeit huldigend, auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen.

gen. Die Mutter umarmte den Sohn und bekannte mit edler Selbstverläugnung, daß die Ehre der Flachsensingenischen Volksrepräsentation um die zwei Gulden und vier und zwanzig Kreuzer, welche sie gekostet, nicht zu theuer erkauft sey. Die Einwohner von Flachsensingen, trotzig in Vertheidigung ihrer christlich-bürgerlichen Gerechtsame, brachten dem Verfächter eine Rachtmußt; und am andern Morgen fand man folgendes Lied an dem Ständehause und der Wohnung des Präsidenten der Deputirtenkammer angehebt:

Juden, Juden

Um die Buden

Dieser Räcker

In den Hallen

Emsig wallen;

Wer sie stärkt —

Seh dem Spruch des jüngsten Tags verfallen!

Nesaiten,
Pärt'ge Pritten,
Wo nur Thürme
Sich erheben,
Da umweben,
Ein Gewürme,
Sie der Dörfer, sie der Städte Leben!

Pest! Hebräer!
Beutelspäher!
D'rum Verderben
Von den Schächern,
Christenbächern,
Und den Erben
Ihres Zwerchfacks — den bestochenen Sprechern!

Synagogen,
Ungezogen,
Wo sie leben,
Gott versuchen.
Christ versuchen,
Unheil kneten,
Bock'n unserm Volk den Jammerkuchen!

Woll des Fluches!
Bocksgeweihen
Nimmer mangelnd!
Treu der Schande,
Tröbterbande,
Gold erangelnd!

Fort — und siedelt im gelobten Lande!

Als am folgenden Tage die Spießburger Patrioten von der Flaschenfingischen Deffentlichkeit Gebrauch machen, d. h. durch das Loch im Dachboden in den Ständesaal hinabblicken wollten, sahen sie sich durch eine hier aufgestellte Schildwache zurückgewiesen, und da zu gleicher Zeit durch die Polizei jede Zusammenrottung in der Nähe des Ständehauses als tumultuarisch erklärt wurde, so verfügten sie sich, zur Erleichterung ihrer patriotischen Gemüther, in die Wirthshäuser, woselbst sie aßen und tranken, und über die Juden schimpften. Inzwischen war, von

dem Volke abgeschlossen, die Flaschenfingische Ständeversammlung ihrem eigenen Genius überlassen. Der Präsident erschien mit feierlicher Miene in der Sitzung, und hielt folgenden überraschenden Vortrag: »Meine Herren! So eben erhalte ich die Nachricht, daß für den Gesandten einer großen Macht, welcher hier durchpassirt, Postpferde bestellt sind; er wird im Laufe dieser Tage eintreffen. Welche unselige Folgen für uns wird es haben, wenn er die Haupt- und Residenzstadt dieses Fürstenthums in einem solchen Zustande der Krisis, gleichsam am Rande einer Revolution antrifft! Bedenken Sie, meine Herren! daß er darüber Bericht an seinen allerhöchsten Hof erstatten wird. Könnte denn nicht ein Interdikt desselben erfolgen, das uns in dem Augenblicke der Verfassung beraubt, in welchem wir sie zu erlangen im Begriffe waren? Flaschenfingen verfassungslös! Verfassungslös durch unsere Schuld!

Wer von uns, meine Herrn! möchte diese Verantwortlichkeit auf seine Schultern laden? Meine Herren! die Zeit eilt und kehrt nimmer wieder — noch diesen Vormittag kann Se. Erzellenz in unserer Hauptstadt eintreffen, und dann ist es um unsere Verfassung geschehen! Sorgen wir daher einig fürs Vaterland, und vergessen nicht, daß die Zeit nie so kostbar war, als jetzt! Unsere verlorenen Minuten könnten unsere Thaten mit unglücklichen Stunden und Jahren bezahlen. — Die nahe Ankunft Sr. Erzellenz, meinte ein Mitglied, könnte vielleicht ein bloßes Gerücht seyn. — Sie ist leider kein Gerücht, entgegnete der Präsident; ich habe zur Bestätigung den Laufzettel, durch den die Postpferde bestellt werden, im Original mitgenommen, und werde die Ehre haben, dieses wichtige Aktenstück der hohen Versammlung vorzulegen. Meine Herren! wir sind hier versammelt, das Wohl unsers Vaters

landes zu begründen. Fern sey es daher von uns, den Verdacht auf uns zu laden, als habe es bei uns an gutem Willen gefehlt, die längst gehegten Hoffnungen der edlen Flachsenfinger zu befriedigen. Meine Herren! die Zeit drängt, lassen Sie uns daher die ganze Verfassung, so wie sie von der Regierung gegeben ist, durch Acclamation annehmen!»

Ueber diesen Vorschlag des Präsidenten erhoben sich sehr lebhafte Debatten. Einige Mitglieder erbieten sich, die Pressfreiheit und die persönliche Freiheit, die in der Urkunde zugesichert worden, fahren zu lassen, wenn man dagegen die Juden von der Uebung bürgerlicher Gewerbe ausschließen wolle. Der Präsident erklärte jedoch, daß über diesen Punkt, wie er von guter Hand wisse, der Entschluß der Regierung fest sey. Die Discussion erhitzte sich auf

neue, und die konstitutionelle Freiheit Flachsfensfingens schien auf dem Spiele zu stehen — da hörte man plötzlich den Schall eines Posthorns. Der Präsident fuhr schreckenbleich von dem Lehnstuhl auf und rief: »da sind Se. Erzellenz! Sie kommen schon — es ist um Flachsfensfingens Verfassung geschehen! Bedenken Sie, meine Herren! die Verantwortlichkeit, welche Welt und Nachwelt auf Sie wälzen werden. Von Ihrem Ausspruch hängt es nun ab, ob Flachsfensfingen für ewige Zeiten ein verfassungsmäßiger Staat oder verfassungslös, ob es für Jahrtausende glücklich oder unglücklich seyn soll! Jetzt ist der entscheidende Augenblick — wenn Sie die Verfassung nicht annehmen, hebe ich die Sitzung auf, und Ihre Namen werden ein Fluch der Mit- und Nachwelt seyn!« — Erschüttert gaben die Repräsentanten von Flachsfensfingen ein zustimmendes Ja! von sich, und bevor noch die gefürchtete Erzellenz vor dem Post-

hause den Fuß auf den Boden gesetzt hatte, war bereits die Verfassung angenommen — und Glachsenfingens Wohlfahrt auf ewige Zeiten begründet. Nur Eine Stimme ließ sich verneinend vernehmen — die des patriotischen Isemhart.

In kurzer Zeit durchlief das Gerücht von der angenommenen Verfassung die ganze Stadt. Die Repräsentanten, welche für dieselbe gestimmt hatten, wurden beim Austritt aus dem Ständehaus mit Zischen, Isemhart, der einzige Patriot in der Glachsenfingischen Kammer, mit Jubel empfangen. Der fremde Gesandte hatte nur die Pferde gewechselt und war wieder abgereist, ohne von der Krisis, worin sich der Glachsenfingische Staat befand, die geringste Notiz zu nehmen. Das Verfassungswerk wurde daher in der üblichen Form durch ein Gastmahl beschlossen, indem ein jeder der fünf Minister einen der fünf Depu-

tirten des Landes zum Essen bat, während die drei Flaschenfingischen Pair bei Hofe speiseten. Inzwischen verbreiteten sich die Ohrenbläser und Wohlbienner der Regierung durch die ganze Stadt, sprachen von der Gefahr, in welche der junge Fürchtegott Pfefferkorn durch seine Hartnäckigkeit den Staat hätte stürzen können, von den wohlwollenden Absichten der Regierung, von den möglichen Folgen ihres Unwillens, wenn die Bürgerschaft noch länger auf ihrem Trog beharren sollte, und sofort von der Nothwendigkeit, dem regierenden Herrn mittelst einer Deputation für die neue, so wohlthätige Verfassung zu danken und Abends die loyalen Gesinnungen der Hauptstadt Sr. Durchlaucht durch einen feierlichen Fackelzug vor Augen zu legen. Diese vernünftigen Vorstellungen machten Eindruck auf die empfänglichen Gemüther der Einwohner von Spiesburg, und sie giengen plötzlich vom tiefsten Unwillen

zur höchsten Freude über, Die Deputation begab sich in schwarzen Kleidern in das Schloß, und legte folgende Gratulation zu den Füßen des Throns nieder: »Die treuehorsaamste Bürgerschaft von Spiesburg will nicht ermangeln, aus Gelegenheit der glücklich erlangten Verfassung — dieses in den Anna-
len von Flaschenfingen ewig denkwürdigen Ereignisses — die gerührtesten Empfindungen des Danks und der Ergebenheit zu den Füßen des hochfürstlichen Throns unterthänigst niederzulegen. Veruchen Euer Hochfürstlichen Durchlaucht zu glauben, daß die Bewohner der Haupt- und Residenzstadt Höchsthre den Wünschen des Volks entgegenkommende Gnade mit dem innigsten Danke erkennen, und daß die Verfassung, welche uns Höchstdieselben verliehen, immer der Stolz des Flaschenfingers seyn wird. Die fernsten Nachkommen werden sich dieses festlichen Tages freuen, und der Name des Stifters der Flaschenfin-

gischen Konstitution wird für ewige Zeiten unsterblich seyn!« Sr. Hochfürstliche Durchlaucht geruhten hierauf in den gnädigsten Ausdrücken zu erwidern, daß Höchste die dankbaren Gesinnungen Ihrer Hauptstadt mit Rührung und Wohlgefallen vernommen hätten.— Diese Antwort des Fürsten verbreitete allgemeine Freude in der Stadt, und dieser feierliche Tag, der so stürmisch begonnen, endigte sich mit einer allgemeinen Beleuchtung, einem glänzenden Fackelzuge und einem donnernden Vivat! auf dem Schloßplatze.

Am Abend dieses Tages fand man folgende Zeilen, deren Verfasser nie bekannt geworden ist, an verschiedenen Straßenecken angeklebt:

Gutes Volk, das Recht ist dein!
Thränen doch mußt du verhauchen
Sonder Recht in deiner Pein!
Denn kann nicht sein Recht der Niedre brauchen,
Was bringet sein Recht dem Niedern ein?

Was denn in drei stürm'schen Tagen
Halt dein thöricht-kühnes Streben,
Als Verspottung zu erleben
Und als Täuschung zu erfahren?
Woll! drum laß die Täuschung fahren!

Die Einwohner von Spießburg lasen dieses Gedicht und verstanden es nicht; ahnten jedoch, daß es eine Satyre auf sie sey, wurden böse darüber und rissen es ab. Da das Volk, in seiner Erleuchtung, sich auf solche Art selbst an dem bösen Verfasser gerächt hatte, forschte die Regierung nicht weiter nach demselben, sondern schwieg weidlich dazu stille.

Die konstituierende Versammlung Glachsens wurde aufgelöst, und bei der neuen Wahl erhielt Isenbart, als der Regierung gehässig, nicht eine einzige Stimme. Seine Familie und der Kramladen seines

Vaterd wurden in sein politisches Unglück mit verwickelt — vernichtet waren nun alle Hoffnungen auf Titel und Adelsdiplom, der alte Thadäus schauderte, wenn er nur den Namen »Verfassung« nennen hörte, und pflegte in seinem Unmuth zu sagen: »Alle Konstitutionen in der Welt gäbe ich darum, wenn mein Laden wieder voll wäre!« — »Und die zwei Gulden und vier und zwanzig Kreuzer sind auch hin!« setzte seine Frau seufzend hinzu. Inzwischen freuten sich die Bewohner von Spießburg der neuen Verfassung, ohne zu wissen warum. In einem Gasthose wurde die Frage aufgeworfen, welche Vortheile die Konstitution Flachsenfingen gewähren werde, und ein schlichter Fremder beantwortete sie auf folgende Art: »Erstens ist durch die neue Verfassung in der öffentlichen Meinung der Staatskredit gesichert und die Kontrahirung neuer Landeschulden erleichtert; zweitens behalten die Minister und Geheimräthe ihre

Befoldungen, wenn sie auch in Ungnade fallen; drittens ist für die sämtlichen Staatsdiener durch Befoldungen und Pensionen auf Lebenszeit geltend gesorgt; viertens hat das Land die Diäten der Landstände zu bezahlen; und fünftens geschieht Alles, was bisher willkürlich geschah, nunmehr gesetzlich. — Aber die Abgaben? fragte ein erschrockener Spießburger. — Die bleiben beim Alten! war die trockne Antwort.

Achtes Kapitel.

Gemüthliche Herzensergießungen deutscher
Jünglinge.

Isenbart, in seiner patriotischen Verlassenheit, machte häufige Spaziergänge, um den Trost, den er bei Menschen nicht finden zu können glaubte, in der schönen Natur zu suchen. Eines Tages hatte er sich im dichten Walde verirrt, und suchte vergebens den Ausweg aus demselben. Der Klang ferner Stimmen verkündigte ihm das Daseyn menschlicher Wesen, und er eilte dem Orte zu, woher sie schallten. Sie kamen aus einem dichten Gebüsch; er trat vorsichtig näher, bog leise die Zweige auseinander und erblickte sechs Jünglinge in altdeutscher Tracht; sie saßen sämmtlich auf dem Boden in einem

Halbkreis, den Rücken gegen ihn gewendet, und ließen den ledernen Reisebecher, der von Zeit zu Zeit aus dem Inhalt blechener Feldflaschen gefüllt wurde, bei traulichem Gespräch in die Runde gehen.

«O, meine Brüder!» sagte der eine der Jünglinge mit bewegtem Tone, «ihr kennt mich, ich bin kein Stein, aber auch keine Welle — meine Brust kann brechen, aber meine Augen rinnen nur über, wenn ich gewaltige Männer weinen sehe; ich selbst habe heiße Thränen geweint über die Vergänglichkeit des Schönen und über die Nichtigkeit dieser Zeit. Muß die fürchterliche denn Alles zusammenführen, um Männer zu zerschmettern, die Kraft für ein Jahrhundert und Jugend für die Unsterblichkeit in sich fühlten?» — «Warum so niedergedrückt, Bruder», entgegnete ein Zweiter, «da uns der frische Kranz des Wiedersehens blüht? O, ich habe dich, Abwe-

senden, oft gesehen, dich gesehen im Wachen und in Träumen, dich warm an mein wärmstes Herz, dich innig an meine innigste Seele gedrückt — wie oft und wie glücklich! Aber nie habe ich dich so viel gesehen und gefühlt, als in diesen Tagen, doch nicht immer traurig, mein Bruder, und noch nie verzweifelnd, ich sage es dir, dich und mich zu trösten. Wollte es schwarz werden vor meinem Blicke, stiegen die Wolkenbilder deiner Briefe, die Geschichten unserer gemeinschaftlichen Freude von dir vor mir auf, so erschien der gute und schöne Geist unserer frühern Gemeinschaft, und ich sah nicht den verzagten und befangenen, sondern den tapfern und redlichen Jüngling, dem aus Thränen Begeisterung und aus Milde Kraft blühte. Ich sah' dich mit Freude, wie du warst, wie du wieder seyn sollst. Bist du nicht mehr — ich muß dich wohl erinnern, was du bist, denn was du warst, kann kein Gott dir neh-

men — wirst du es nicht mehr, als du da jenseits der Saale auf dem Weinhügel wohnst und dein Herz sonnenfrisch, dein ganzes Wesen wie Licht und Wein war? Wirst du es nicht mehr, wie und was, als wir im Rauthale wandelten und auf Wingerles lieblicher Höhe das Thal unter uns dämmern sahen? O, ich weiß es noch, frisch und lebendig. Wir hatten uns vorher gesehen und gekannt, was man eben sich kennen nennt; aber kleine und große Dinge, wie sie das Leben bringt, Mangel an einem Spiegel in uns, der uns andere zeigt, auch wohl Kämpfe und Einblicke nach ganz verschiedenen Weltseiten hatten uns einander lange vorbeigehen lassen. Jahre lang hatte ich dich nicht sehen müssen, um dich sehen zu können. Ich war in der schönen Weltweite umhergetrieben, und hatte die Erde und die Menschenkinder darauf und ihre blutigen Heldenspiele und ihre thörichten Kinderspiele et-

was näher betrachtet; ich hatte süße Wahnne verloren und neue gefangen, wie es dem Menschen eben geht; ich hatte gelernt, wie ich in meinem Großen Richtiges getrieben, wie das Kleine, was mir von dem heiligen Munde meiner frommen Mutter gestungen, an der sichern Hand meines milden Vaters erwachsen war, was um die Teiche und Büsche und Heerden meiner Kindheit lag, das einzige Wenige war, was ich behalten durfte. Ich war etwas mehr Mann geworden, und so wieder etwas mehr Mensch — da sah ich dich wieder, erkannte dich und durfte sagen: sey mein Freund!

„Wißt ihr es noch,“ fiel ein Dritter der deutschen Jünglinge ein, „wie wir in dem Hüttchen auf des Vaters Weinberge saßen? Es war ein schöner Septemberabend, einer jener halcyonischen Tage, wo die ganze Welt sich in Sonnenstrahl und

Blüthenstaub aufzulösen scheint, und der Mensch, alle kleinere Schwere leicht abschüttelnd, mit Wolken und Blättern und Welsen nur so hinschwimmt; es war einer jener himmlischen Abende, wo hinter allen Vämen und Büschen Geister und Gespenster lauschen, wo alle Gedanken und Empfindungen geflügelte Seelen werden, wo ein silberner Nebel über die stille Erde hinschwebt, wo Mond und Sterne durch seine freundliche Täuschung mit allen ihren Göttern umher auf uns herabkommen, und die Menschen und Vögel und Blume leiser sprechen, weil die Seligen und Heiligen auf sind. Wir waren unter der Scene des Tages und im Staube des Weges ermattet, hatten die ewigen Berge und die zerfallenen Burgen umher erklettert — da emporstieg uns die freundliche Hütte. O, der Mensch ist nie besser, nie seliger, als wenn seine Beine müde sind und Speise und Trank ihn zu erquickten kommt!«

»Ja, du hast Recht, mein Bruder!« begann ein Bierter. »Da hat es der Mensch für den Tag mit seinem Leibe gleichsam abgemacht, und der Geist treibt sein gemiales Spiel allein. Da sprachen wir von Burgen, von Ruinen, von Rittern und Minnesängern. Wir sprachen, tranken und sangen; die Welt umher war ganz still geworden. Die göttliche Gabe des Weines, der mit der Liebe die Menschen frei macht, die heilige Mitternacht, die gute alte Zeit, wovon wir redeten, und die immer so gut ist, wenn die Gegenwart nichts taugt — Alles, Alles stimmte uns höher; wir lebten, liebten, sprachen Wahrheit und wahren Wahn, und waren wirklich, was wir immer sind.«

»Da,« nahm ein Fünfter das Wort, »bei der Gluth des alten Rheinweins, der uns entzückte, rief deine Stimme, gleich einer Christenstimme, nach — Goethe! Du

nahmst seinen Oß von Bersichingen und —
lasest ihn, wie ich ihn nie hatte lesen hören.
O, Nacht, wie keine Nächte mehr werden
wollen! Wir waren andere Menschen, und
als das herrliche Weib Elisabeth und er-
quickt, als der Mann Gottes, Luther, und mit
dem Lobe des Weins erfreut hatte, der alles
Leben frisch und weiblich macht — da kränz-
ten wir die Pofale und tranken sie dem
Dichtersfürsten zu, und hätten ihn selbst be-
kränzt und getragen, wäre er da gewesen.
Wir waren im Zuge, und Worte von dem
Alten und Neuen, und Worte von uns selbst,
und Lob unserer Barden flogen unter einan-
der; und auch von Vaterland und Freiheit
ward — gesprochen, und von dem Sinn,
dem Wip und der Kunst deutscher Nation.»

»Zulezt,« fiel der schönste Jüngling ein,
blieben wir bei Goethen — unserm großen
Meister — stehen, und wir priesen ihn als

den ersten größten Deutschen dieses Jahrhunderts, wo so manche durch franzmännische Albernheiten nur verdorben und sich berühmt gemacht haben. Da sprachen wir: Sie werden zerbröckeln, jener Stod aber wird höher und immer höher wachsen, denn nur das Rechte und Wahre ist ewig und unsterblich.

„Da meinstest du,“ nahm der Erste wieder das Wort, der Goethe seit 1785 sey nicht mehr der von 1775 bis 1780; er gehöre nicht mehr Einer Nation, sondern ganz Europa an; jene früheren Ergüsse seines weichen Gemüths könne man nur als Vorspiele größerer Harmonicen, nur als einzelne Blüthen ansehen, die einen ganzen Frühling verkündigen; erst später sey die volle goldene Frucht zugleich mit dem üppigen Ueberhang der Blüthen erwachsen; da sey Goethe erst geworden, aus den Griechen, und einem höhern allgemeinen Vorbilde geworden, und

da — sey auch der deutsche in ihm verschwunden. Der Streit ward heiß, denn ich läugnete es und wollte uns den großen Deutschen nicht nehmen lassen.»

»Und da,« sagte der zweite Jüngling, »kamen wir auf das Griechenthum, auf die griechische Kunst und den Sinn der alten und neuen Zeit in der Kunst zu reden, und du, o Bruder, sprachst im heiligen Eifer unvergeßliche Worte. Der Anfang war, wie unser schönes Nachtleben, ächt dithyrambisch und elegisch, mit einer Vergötterung des herrlichen Dichters begonnen, der in kleiner Zeit riesengroß da steht und als ein wunderbares Orakel über den Wolken der Zukunft hinschwebt, als ein gigantischer Obelisk die beiden Enden der Zeit durchmisst und zugleich Sonnenuntergang und Sonnenaufgang mit erhabenen Zeichen weist!

»Und Niemand behaupte,« fiel der Dritte begeistert ein, »unser großer Goethe sey nicht mehr deutsch, sondern gehöre allen Nationen an. Ein großer Mensch steht nicht allein in den Schranken seines Volkes und seiner Zeit, das Größte und Höchste aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht sein, weil er der — Hochgeborne ist. Goethen's Allgemeinheit ist doch deutsch, weil sein Sinn der seines Volkes ist. Wo ist ein Mann, der die ganze Bildung seiner europäischen Mitwelt so überseht und umfaßt, in Gemüth und Empfindung, in Ton und Sprache, so rein und echtdeutsch gewesen, als er? Ich ergrimme in meinem innersten Gemüth, wenn Unverschämte behaupten, dieser — der große Goethe — sey von dem ersten glorreichen Anlauf seiner Bahn abgewichen und habe — das Deutsche vergessen. Nein! Nein! das konnte er nicht, weil er ja immer das Beste und Feinste seines Volks

dargestellt hat. Ja, keiner ist mehr als er ein wandelnder Spiegel der wandelnden Zeit, weil in seinem stillen Gefallen Alles so klar, bedeutend vorübergeht. Alle Wechsel unserer Zeit erscheinen an ihm elegisch und tragisch, wie sie waren und sind!

»Ach, Willibald!« sprach der vierte Jüngling zu dem zweiten, »gebe uns doch etwas von deinen Honigblättern Preis, welche du in das dießjährige Vergißme nicht rücken lassen willst!« — Der Aufseher zog bereitwillig ein Manuscript aus der Tasche; die Hörer rückten näher zusammen und er begann zu lesen: »Und ich saß einen schönen Frühlingsmorgen sinnend an einem Fenster und spielte mit den Blättern, die an ihm hinaufkanten, und mit den Blumen und den Birnen, die in ihrer Schönheit und Freude sich um mich bewegten; und goldene Träume, liebliche Kinder des Himmels,

flatterten durch das Grün und den Duft und das Getöse hin und her, und wiegten mich heraus aus mir selbst zu unbekannten Fernen hin. Und bald kam auch die Schwalbe, die nun schon vier Tage unter dem Fenstergesims gebaut hatte, und sie brachte viele fliegende Maurergesellen, mit zierlichen weißen Halskräglein über dem schwarzen Rocke, mit, daß sie ihr hülfsen; und in einer halben Stunde war der Bau fertig, und die beiden Bewohner, die das Brautbett bereitet hatten, setzten sich hinein, und die Helfer saßen umher, und es war ein Zwitschern und Jubeln drinnen und draussen, als ob Hochzeit gehalten würde. Und auch meine Seele hielt eine Frühlingshochzeit und zerfloß in Wonne. Und ich gerieth in Entzückung und sprach bei mir selbst: Siehe, wie glücklich ist die Natur! wie gleich in ihr die ewige Ordnung! wie heiter in dem Reigentanz ihrer stätigen Bewegung! wie glücklich und gleich die Ge-

schöpfe sind, die aus ihrem Kreise nicht ab-
irren, sondern, immer dieselben thun, was sie
müssen, und genießen, was sie dürfen! wie
glücklich und gleich auch ich bin, da sie mich
in ihre süße Harmonie hineingestimmt haben!
Und warum nicht immer so und ewiglich?
Arbeitend wie die Biene, bauend wie die
Schwalbe, duftend wie die Blume, und hin-
rieselnd mit dem Leben, wie das Bächlein
hinrieselt? Warum muß das Gestern und
das Morgen immer als ein Gespenst vor
den armen Sterblichen treten und ihn das
Gute, das er gebrauchen dürfte, nie gewin-
nen lassen? Und eine Thräne trat in mein
Auge, und ich gieng hinaus und suchte Him-
melsluft, aber mein Herz war doch noch sehr
freudenvoll. Und wie ich durch die Straßen
so dahin gieng, und sehr flüchtig ein mensch-
liches Wesen suchte, dem ich hätte an die
Brust fallen und meinen Schmerz und meine
Bonne aushauchen können, kam ich auf den

Platz des alten Doms, und die Orgelklänge aus der Ferne und die Stimmen feiernder Menschen lockten mich unbewußt durch die Thüre hinein — und es war die Frühmette. Und ich war da mit allen andern, und ich betete an den in den Höhen und in den Tiefen, und der himmlische Frühling sproßte in meiner Seele, und ich fühlte es in mir keimen und keimen und blühen, wie die Erde es fühlt, wann der wärmere Himmelsstrahl des Frühlings befruchtend und belebend in ihren seligen Schoos bringt. Und als es stiller geworden war und die meisten heimgesgangen waren zu ihren Häusern und Arbeiten, und nur wenige Einsame noch vor den Bildern und Altären knieten, da kam der Geist des Herrn über mich sichtbarlich und fühlbarlich, daß ich vernähme an dieser Stelle, was ich noch nie vernommen hatte, und verstände, was ich noch nie verstanden hatte. Und ich hatte oft durch die hohen Pfeiler

aufgeschaut, als wenn ich durch einen beneh-
ten Wald zum Himmel schauete, und ich habe
die herrlichen Bilder so oft mit Inbrunst ge-
sehen, und war in dem Lichtgarten und Ro-
sengarten der bemalten Fenster so oft spazie-
ren gegangen — aber nie war mir so zu-
Muth gewesen, wie heute. Denn es dächte
mir, als habe sich der Himmel selbst mit al-
len seinen Sternen und Engeln in meine
Brust herabgesenkt, und als stellten sie mir
sich selbst, und mich, und die ganze Welt
wie in einem großen Bilde dar; und es war
alles in Klarheit und Wahrheit vor mir, und
ich fühlte nicht, was zuerst und zuletzt und
was alt und jung und was gestern und heute
war — ich war ganz, ich war selig. Und
als ich in dieser Seligkeit wohl eine Stunde
geschwelgt hatte, und als mein ganzes Wes-
sen in mir erheitert und verklärt war, daß
meine Augen hätten durch die sieben Himmel
schauen können, da dachte ich bei mir: warum

kann es nicht immer so seyn? Warum ist der Mensch nicht immer so ihm selbst gleich und dem göttlichen Bilde ähnlich? Warum muß er in Hader und Zwietracht und in Venebelung seines Himmels, ach! und so oft auch in jeder Sehnsucht, die er doch noch sein bestes Glück nennen muß, den schönsten Theil des flüchtigen Daseyns erspielen und verdamern, und verwesen? Und damit sich das Gedachte sogleich in mir selbst bestätigte, riß mich jener Geist, der nimmer ruhet, alsbald wieder aus mir selbst heraus, und die Kirche und ihre Pfeiler und das Gewölbe und die Bilder und die Lichtblumen auf den Fensterscheiben und alle die blühenden Phantasien, die wie bunte Vögel in ihnen flatterten und sich erfreuten, waren nicht mehr in mir, sondern stellten sich mir gegenüber; und bald hörte ich es vernehmlich auch aus einer andern Kirche herklingen, die keine Bilder leidet und wo die Geister Gott auf andere

Weise verehren und anbeten. Und wiewohl ich noch ein glückseliger Mensch war vor Hunderttausenden, doch fiel es mir schwer auf das Herz, und Gedanken des Haders und der Unruhe zuckten wie Blitze durch meine Seele, die noch von dem Blütenstaub aller himmlischen Gefühle bedeckt war. Und wehmüthig rief ich endlich aus: Ist es denn nicht möglich, daß ein Haus der Seligkeit und des Friedens auf Erden seyn kann? Müssen sogar in diesem stillen Tempel die Gedanken sich befragen und sich in mir selbst zerreißen und zerhacken? Könnte man nicht das Evangelienbuch verhüllen mit seinen heiligen Geschichten und Wundern in dem stillen Glauben, wie eine Blume sich in ihre Blätter hält? Könnte nicht ein Tempel geweiht werden oder zwei in jedem fürstlichen Lande, welche die Tempel des christlichen Gottes heißen, und nicht des katholischen oder lutherischen oder reformirten Gottes?

Wo man die großen und geheimen Weihen und Feste des Christenthums nach der frühesten Weise einfach begieße? Wo alles, was von Ruß und Bildern und Blüthen des inneren Geistes Leichtestes und Lieblichstes seit achtzehnhundert Jahren aus den Menschen hervorgegangen ist, gemüthlich versammelt wäre? Wo über den Thoren des Tempels stund: Hier ist der Friede des dreieinigen Gottes, hier ist Freude und Seligkeit für Alle! Und ich wiegte mich eine Weile mit diesen süßen Gedanken eines Friedensortes, wo keine Verschiedenheit der Auslegungen und kein Streit der Meinungen angedeutet würde, aber bald fuhr ein anderer Blich durch meine Seele, der ihn auslöschte, und ich mußte von hinten gehen gebückten Hauptes und trauernden Blickes, daß wie einst der Urvater Adam, der aus seinem Paradiese getrieben ward — und doch zwitscherten meine Schwalben noch,

und meine Bienen sumseten noch, und die Blätter und Blumen waren duftig, wie in der Fröhe, und spielten anmuthig gegen den Sonnenschein — in mir aber war es anders worden.»

«O, himmlische Gabe der Poesie!» rief einer der Jünglinge begeistert aus. Die fliegenden Maurergesellen mit ihren zierlichen weißen Halskrägen über dem schwarzen Rocke, die das Brautbett bereiten — welch einfaches und rührendes Bild! — und die Blätter und die Blumen und die Bienen, und das Grün und der Duft und das Getöse — «welches harmonische Ganze!» sprach ein Zweiter. — «Und wie ungezwungen und natürlich der Uebergang von der Hochzeit der Schwalben zur Frühlingshochzeit der Menschenseele, die in Wonne zerfließt,» sprach ein Dritter. «Und die ewige Ordnung der Natur in dem Reigentanz ihrer sätigen Be-

wegung! Und die Orgelflänge aus dem alten Dom und die Frühmette darinnen, und der Lichtgarten und Rosengarten der bemalten Fenster; und der Himmel, der sich mit seinen Sternen und Engeln in die führende Brust herabsenkt und sie so durch und durch mit Klarheit und Wahrheit erfüllt, daß sie nicht mehr weiß, was zuerst und zuletzt, was alt und jung, was gestern und heute ist, um — ganz, um selig zu seyn! — »Und die verklärten Augen,« fiel ein Vierter ein, »die durch die sieben Himmel schauen, und das Bild des Menschen, der in Hader und Zwietracht und Venebelung seines Himmels den schönsten Theil des flüchtigen Daseyns verspielt, verdämmert und verrauscht, und der Blütenstaub der himmlischen Gefühle, und das verhüllte Evangelienbuch, und die geheimen Weihen und Feste des Christenthums, und der katholische und der lutherische und der reformirte Gott! O, du überreiches poe-

tisches Gemüth!« — »Und die erhabene Tendenz des Ganzen — die Vereinigung aller Christen in Eine glaubende Gemeinde!« sprach ein Fünfter. »O, laß Dich umarmen, mein Bruder, für diesen großen Gedanken, der gewiß bald in Erfüllung gehen wird, wenn nur alle, alle Christen recht ernstlich an dem großen Werke arbeiten wollen — und sie werden es gewiß, von solcher Worte Kraft getrieben!«

»Ja, sie werden es!« rief eine begeisterte Stimme aus dem nahen Dickicht, und Isenbart, der die Sprecher erkannt hatte, stürzte in die Mitte der akademischen Freunde. Unbekannt umringten sie ihn, setzten sich dann nieder zum schäumenden Becher, tranken auf's Wohl der hohen Teutonia und erzählten sich gegenseitig ihre Erlebnisse.

Neuntes Kapitel.

Wie der Stadtrath von Eriessburg dem Juden Samuel Levi das Ehrenbürgerrecht verleiht, und was daraus folgt.

Allmählig entwickelten sich die wohlthätigen Folgen der Flachsensingischen Verfassung — die Staatspapiere waren al Parigestiegen, wobei sich der hochfürstliche Hofsfaktor Samuel Levi sehr wohl befand. Da er durch das Steigen der Papiere fast über Nacht um etliche hunderttausend Gulden reicher geworden war, opferte er am rechten Orte ein Paar tausend Dukaten — und wurde um seiner Verdienste willen in den Flachsensingischen Adelsstand erhoben. Als deutscher Baron schüttelte er nun, wie billig, alle Vorurtheile des Judenthums ab und ließ

im liberalsten Geiste, in sämmtlichen Kirchen der Hauptstadt Spießburg die Altäre neu bescheiden. Diese freisinnige Handlung versöhnte auf einmal die edlen Gemüther der Bewohner von Spießburg mit dem Judenthum — das Lob des Herrn Barons Samuel Levi erschallte von den Kanzeln, in den Zeitungen und auf den Bierbänken, und der Gedanke wurde in Anregung gebracht, ihm das Ehrenbürgerrecht der Hauptstadt zu verleihen. Die hochherzige Bürgerschaft von Spießburg faßte ihn mit jener Begeisterung auf, welche den empfänglichen Gemüthern der großen Menge so eigen ist und sie in den Augen des Philantropen so liebenswürdig macht. Es bedurfte nichts weiter, als dieses Wunsches von unten und eines beifälligen Winkes von oben, um dem Stadtrathe von Spießburg seine Handlungsweise in dieser Sache vorzuzichnen. Der Bürgermeister hielt eine rührende Rede, in der

die Verdienste des neuen Barons, welche bereits der höchste Hof durch die Verleihung des Adelsdiploms ehrend anerkannt, bis in die Wolken erhoben und dessen christliche Gesinnungen, die sich durch die Bekleidung der Ämter der Hauptstadt bekräftigen, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gebührend gepriesen wurden. Die Folgerung war, daß der Magistrat nicht weniger thun könne, als solche Verdienste, im Namen der Bürgerschaft, durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts zu belohnen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und wurde beliebt.

Der denkwürdige Tag bricht an und zeigt uns den edlen Samuel Levi in schwarzem Gallaufzuge, den ritterlichen Degen an der Seite, wie er aus den Händen einer Deputation des wohlweisen Magistrats und der ehrenwerthen Bürgerschaft der Haupt- und Residenzstadt Spießburg das Diplom des

Ehrenbürgerrechts vom rothsammtnen Kissen mit feierlichem Anstand entnimmt. »Euer Höchststrühmlichen Gnaden hohe Verdienste um das Vaterland ehrend anzuerkennen,« sagte der Sprecher, »überreichen wir hiermit, im Namen des Magistrats und der Bürgerschaft, Hochdenselben das Diplom des Ehrenbürgerrechts dieser guten Haupt- und Residenzstadt Spiesburg. Veruchen Euer Höchststrühmliche Gnaden dasselbe als ein Zeichen unserer hohen Achtung und Dankbarkeit gnädig anzunehmen!« — Der edle Baron erwiderte mit Würde: »daß es mir ist eine große Ehre und hohes Vergnügen, zu empfangen aus so hochverehrlichen Händen, auf einem rothsammtnen Kissen, welches besetzt ist mit achten goldnen Vorden, das Ehrenbürgerrecht dieser guten Haupt- und Residenzstadt, kann ich geloben und bestheuern bei meinem Ehrenwort als Baron und Freiherr, und von meinen Verdiensten,

von denen Sie sagen, will ich schweigen still, denn die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, davon zu sprechen; aber ich will mir ausbitten die Ehre, mit mir zu essen einen Löffel Suppe; nehmen Sie vorlieb, und wenn Sie sonst haben Geschäfte zu machen im Namen der Stadt, will ich mich recommandiren.« Hieranf wurde Lusch geblasen, die Stadtböller losgelassen und die vor der Wohnung versammelte Bürgerschaft rief: »Hoch lebe der edle Baron Samuel Levi, der Hofjude!«

Der neue Ehrenbürger von Spiesburg gab einen glänzenden Ball und Souper, wozu der Stadtrath und die angesehenen Einwohner gebeten wurden; einige adeliche Lumpen, welche von des jüdischen Barons Küche, Keller und Beutel möglichsten Gebrauch machten, fanden sich auch dabei ein. Die christliche Geistlichkeit der Stadt dabi-

tirte einen Augenblick, ob es nicht gegen ihre amtliche Würde und geistlichen Obliegenheiten gehe, die jüdische Einladung anzunehmen; als man ihr aber zu Gemüthe führte, daß Herr Samuel Levi, welcher vielmehr ein Baron als ein Jude sey, doch die christlichen Altäre neu besseidet habe, vielleicht auch in der Folge für die Diener des Altars etwas thun werde, und überdies einen köstlichen Wein über Tafel führe, entsprachen die geistlichen Herren der geziemenden Bitte, jedoch mit mentalem Vorbehalt, daß sie mit dem Baron, und nicht mit dem Juden, speisen, und unter der ausdrücklichen Bedingung, bloß bei der Tafel und nicht auf dem Palle, zu erscheinen. Der Aufwand, den der Jude bei dieser Gelegenheit machte, war fürstlich, und sein Benehmen sollte es seyn: er war herablassend und fast zärtlich gegen den schlichten Bürger, aufmerksam und freundlich gegen

die sogenannten Standespersonen und vertraulich mit den adelichen Lumpen, die sich eingefunden hatten. Bei Tafel herrschte Bollauf und der Wein war so trefflich, daß darüber sogar die geistlichen Herren das Judenhaus vergaßen; einer derselben schlief von der Fülle des Genusses am Tische ein und begann zu schnarchen, welches einem Spießburger Wapling Stoff zu einem Spottgedichte: »das Schwein im Judenhause« gab. Das Festin artete nach und nach zum Bacchanal aus, denn je mehr Wein genossen ward, um so mehr trat der Baren in den Hintergrund und der Jude Samuel Levi blieb allein sichtbar; die Idee wurde vorherrschend, daß man sich im Judenhause nicht zu geniren brauche, und nachdem einmal die Schranken überschritten waren, kannte man weder Maß noch Ziel mehr. Die Bewohner von Spießburg freuten sich lange dieses herrlichen Tages und erzählten

noch heute ihren Kindern von dem Eaus-
leben im Judenhause, als der Samuel
Levi Baron und Ehrenbürger von Spie-
burg wurde.

„Kannst Du Dir die Unverschämtheit den-
ken, Herr Bruder,“ sprach am folgenden
Abend der Kammerjunker von Münch-
hausen zum Lieutenant von Trepplitz, „daß
sich gestern der Judenbaron erfrecht hat,
mit mir Bräderschaft zu trinken?“ — „Und
das hast du angenommen, Bruder?“ fragte
der Lieutenant staunend. — „Freund,“ ver-
setzte Jener, „bedenke doch den Weindunst
dieses Abends, und überdies stehe ich stark
bei ihm in der Kreide!“ — „Da muß man
sich freilich etwas gefallen lassen,“ erwie-
derte der Lieutenant; „aber unverschämt
bleibt es doch immer von dem beschnittenen
Bieh, daß er sich erfrecht, sich dem alten
Adel gleichzustellen! Man muß auf eine

eclatante Satisfaction denken.« — »Aber nur unter der Hand, Bruderherz; der Dursche könnte mir Sprünge machen wegen des Geldes; man muß diese Leute schenken; man weiß nicht, wo man sie brauchen kann.« — »Ich glaube, Bruder, Du bist das ganze Jahr im Falle, von ihnen Gebrauch zu machen; und ein ganzes halbes Duzend Herren Brüder, wie Se. Gnaden der Baron Samuel Levi, wären nicht zu viel, um deine Casse flott zu erhalten?« — »Nun, man ist Kammerjunker, man ist jung, man ist arm und braucht daher immer gute Freunde.« — »Man ist Lieutenant, man ist arm, man ist jung und liederlich und braucht ebenfalls das ganze Jahr gute Herzen — aber dennoch soll das Judenvieh gestraft werden für die Unverschämtheit, sich beim alten Adel und bei hohen Hofchargen, wie die eines Kammerjunkers ist« (sehte der Lieutenant lachend hinzu) »so vertraulich einzudrängen!«

»Haben Sie auch schon das wunderliche Gesicht gesehen, goldener Baron?« sprach auf dem öffentlichen Spaziergange der Lieutenant Jhenpli h zu Samuel Levi und trat ihm vertraulich näher. — »Wo denn? Wo denn?« fragte ungeduldig der verliebte Jude und sorgnirte nach der bezeichneten Gegend. — »Hier, bestes Baronchen, hier; sind Sie denn blind,« erwiderte der Lieutenant und gab seiner Vorgewandten die Richtung. — Eine schlank, elegant gekleidete Dame, mit einem blühenden Gesicht, ging an den Beiden vorüber. — »Das ist etwas Rares, etwas ganz Rares!« schmunzelte der Jude und starrte der edlen Figur mit verlangenden Blicken nach. »Kennen Sie sie denn, Bester? Ist sie zu haben für Geld und gute Worte? Ich laß' mich's was kosten! Ich bin reich, ich kann mich's was kosten lassen! So reden Sie doch, so sprechen Sie doch!« — »Verdammtes Rau-

schel!« fuhr ihn der Lieutenant an. »Meinst du, ich sey dein Ruffiano?« — »Nun, bester Freund, theuerster Freund und Gönner,« erwiderte demüthig der baronisirte Jude, »werden Sie nur nicht gleich so böse! Ich weiß ja, daß Sie erfahren sind und ein bewandter Herr in verliebten Handeln — und da werde ich Sie doch zu Rath ziehen dürfen und fragen, als ein guter Freund, der Auskunft gibt dem Freunde. Und da Sie kennen die Weiblichkeit in der ganzen Stadt, kann ich mich an Niemand besser wenden, als an Sie, bester, goldener Freund!« — »Nun, Lieber!« entgegnete milder der Kriegsheld; »wenn Sie es so nehmen — einen Freundschaftsdienst erweise ich gern Jedermann, besonders Ihnen, goldenes Barouche. Aber ich kenne den Vogel selbst nicht; er ist fremd, und ich muß mich erst auf Kundschaft legen.« — »Thun Sie das, bester, edelster Freund!« erwiderte dringend der Jude.

»Sie verbinden mich; ich werde bleiben Ihr dankbarer Schuldner. Kommen Sie zu mich — bald, recht bald, um zu sprechen von der Sache bei einem Glas alten Rheinwein, beim Burgunder, beim Tokayer — was Sie werden verlangen, was Ihnen wird seyn anständig; ich geb's gern, von Herzen gern, so wahr ich Baron bin und Samuel Levi heiße.«

»Es ist die Prima Donna vom Wiener Hoftheater,« sagte der Lieutenant zu dem Juden, als sie einige Tage darauf vertraulich bei einem Glase Burgunder saßen; »sie ist spröde, aber nicht unerbittlich; mit leeren Händen darf man sich ihr nicht nähern, und für arme Schlucker, wie ich einer bin, ist da nichts zu machen; aber einem goldenen Regen ist sie nicht unzugänglich — und da sind Sie der Mann dazu, goldener Baron.« — »Was das anbelangt,« erwiderte

hochtrabend der Jude und klimperte mit dem Geld in seiner Tasche, »da lassen Sie mich nur machen; es ist etwas Kares, etwas Extrafeines — und da gibt der Baron Levi Geld, aus.« — »Aber nur mit Feinheit, bester Baron,« ermahnte der Lieutenant; »sie ist verdammt zartfühlend; es muß alles mit Manier geschehen.« — »Nun, ich bin doch Baron,« versetzte der Jude, »und weiß die Manieren auch; ich hab' doch Zutritt bei Hof und geh' um mit allen feinen Leuten.« — »Ich habe Verbindungen, durch die ich Ihnen Zutritt im Hause verschaffen kann — das übrige ist dann Ihre Sache; sie hat eine Privatwohnung gemiethet und wird sich einige Zeit hier aufhalten.« — »Sehr obliegt, bester Freund! Wenn ich wieder kann dienen in Etwas, wird es geschehen mit Vergnügen.«

Die Schöne zeigte sich sehr zurückhaltend, als der Baron bei ihr eingeführt wurde,

und nahm seine Propositionen, die freilich nicht auf feinste gestellt waren, mit Kaltblut, und fast mit Entrüstung, auf. Er ließ nach und nach ansehnliche Geschenke springen — sie wurden im Anfang schnell zurückgewiesen und zuletzt mit vornehmer Geringschätzung angenommen. Von Gegenbewilligungen war noch keine Rede, obwohl der verliebte Jude immer dringender wurde; doch rückte er von Tag zu Tag dem ersehnten Ziele näher. Seine Händedrücke wurden hier und da erwidert, seine Seufzer gleichsam unwillkürlich beantwortet, die Hände seinen heißen Küffen, obwohl zuckend, preisgegeben, sogar ein geraubter Kuß nach kurzem Schmollen verziehen. Doch wozu weitere Ausmahlungen — ein Jeder kennt ja das anmuthige Spiel der Liebe! Die Schöne versprach endlich, einer ausgesuchten Soirée im Hause des jüdischen Barons anzuwohnen. »Zuvor,« sagte sie mit verschäm-

ten Blicken, »sind Sie mein Gast zu einem Diner tête à tête, und erst um neun Uhr oder zehn Uhr gehen wir dann zur ausgewählten Gesellschaft Ihrer Freunde.« Der baronisirte Jude war in den dritten Himmel versetzt.

Der Nachtsch war aufgetragen, die Bedienung abgetreten — und die Blicke der beiden Liebenden begegneten sich glühend. Der Baron hingte der Geliebten ein kostbares Halsband um und steckte ihr einen Diamantring an den Finger, um sie für seine Wünsche empfänglicher zu machen — da sank die Bezwungene an seinen Busen. Glühende Küsse, leises Geflüster wechselten mit einander ab — die männliche Liebe wurde begehrtlicher. »O, ihr Männer!« seufzte die Verschämte, »wie stürmisch seyd Ihr doch in euern Wünschen! Muß denn die zarte Blume der Weiblichkeit gleich verdorren unter euern

rohen Händen?« — »Hab' ich doch lang genug geseufzt und gehofft, bis endlich ist erweicht worden Ihr Herz. Nun will ich auch brechen die Blume der Weiblichkeit,« sprach der Jude und machte einen kühnen Versuch, seinen Worten Kraft zu geben. — »Sie, Lofer!« erwiderte Samuel Levi's Aspasia, gab ihm einen leichten Schlag auf den Mund und entfloh in das Nebenzimmer. Der Baron folgte ihr mit der brennenden Ungebuld des Hirsches. Nun lassen wir bescheiden den Vorhang fallen.

Es war etwa um die neunte Stunde, erzählt die Spiesburger Chronik, und um diese Zeit lag der Herr Baron Samuel Levi allein in einem Bette jenes Nebenzimmers, in welches ungefähr um sieben Uhr seine Geliebte entflohen war. »Sie hat doch versprochen, gleich Licht zu schicken,« brummte er für sich; »ich muß doch zuletzt noch im

Finstern aufstehen.« Da vernahm er hinter der hölzernen Wand, an der sein Bett stand, flüsternde Stimmen: »Liegt der Jude noch drinnen?« fragte die eine derselben. — »Ja,« war die Antwort, »jetzt ist es die rechte Zeit.« — »Der Kerl hat eine gespickte Börse.« — »Und eine wohlgefüllte Brieftasche.« — »Man muß ihn nur gleich recht treffen, daß es kein Geschrei gibt!« —

Angstvoll fuhr der Baron aus dem Bette und suchte nach seinen Beinkleidern — vergebend, er fand sie nicht. Verzweiflungsvoll schlüpfte er in den Frack und enteilt baarfuß der Mörderhöhle. Keine lebendige Seele in dem Speisezimmer, dunkle Nacht umher! Vom Schrecken gepeitscht, stürzt er in den Vorsaal — er ist mit Lichtern und Dienern erfüllt, die ihn zischend empfangen. »Wohin, Herr Baron ohne Hosen?« rufen sie ihm spottend zu. Er glaubt die ganze Hölle,

mit allen ihren Furien, auf seinen Fersen und stürzt wie blind zum Hause hinaus, rennt durch die Straßen und kommt athemlos in seiner Wohnung an. Er klettert die Treppe hinauf, um unbemerkt in sein Schlafzimmer zu entkommen. »Woher so spät, goldner Baron?« ruft ihm eine bekannte Stimme zu und die Riesenfaust des Lieutenants zieht ihn in das Zimmer, wo die Abendgesellschaft versammelt ist. — »Mein Gott, warum so verkürrt?« fragt boshaft der Kammerjunker, »und gar ohne Hosen!« setzt er hinzu, einen flammenden Blick auf den untern Theil der Sammergestalt werfend. — »Ohne Hosen!« wiederholt der ganze Zirkel, und die Damen halten die ausgestreckten Finger vor das Gesicht. — »Wie geht denn das zu, Baronschen?« fragt der Lieutenant zutraulich. — »Zum Teufel mit Ihrer Prima Donna!« erwidert zornig der israelitische Sausculotte, wendet

der Gesellschaft den Rücken und zeigt ihr im
Flichen ein Gesicht, das man nicht täglich
sieht. Der Abendjirtel ging mit wiederndem
Gelächter aneinander, und am andern
Morgen war folgendes Spottgedicht an den
Straßenecken zu lesen:

Der Ehrenbürger der guten Stadt
Spiebburg.

Gar erquicklich ist der Schein
Der hochachtbaren Charmante
Und der zierlichen Galante
In Schelmosky's Liebesleien.
In des großen Naguls Hause
Flammt und kimmert jeder Saal,
Schon bereitet ist das Mahl
Und die Gäste zu dem Schmause.
Solltest du nicht freud'ger nisten
In der edlen Mogoley,
Als umwandern krank und frei
Mit dem Zwerchfack unter Christen?
Horch! ein Geist steigt aus der Nacht!

Der Baron sucht seine Hosen
Und mit Schmach wird er verfloßen,
Wo er sich so hoch gedacht.
Ja, Schelmowsky, P...n sind es,
Welche dich so hart verleßt,
Und der Teufel holt dich jetzt
Unterm Pöbel des Gesindes.
Weißt du's nur? — Die Welt ist Schein,
Und die Brüderschaft der Großen
Eingeschachtelt in Sammhosen,
Und das Klebebier nur — rein.
Du willst dich dem Hof vermählen?
Wo der Teufel Nester baut
Und den Trank der Hölle braut.
Dort ist Raum für Judenfeuten!

Der Herr Baron reiste ins Bad, nicht
nur, um sich, wie die Chronique scandaleuse berichtet, dem öffentlichen Hohngelächter zu entziehen, sondern auch wegen den Folgen seines vertrauten Umgangs mit der vorgeblichen Prima Donna des Wiener

Hoftheaters, die bloß eine übelberühmte Schauspielerin einer benachbarten Winkelbande war. Wenn in der Folge Jemand die Einwohner von Spiesburg spottend fragte: »Ob sie nicht Lust hätten, einen neuen Ehrenbürger anzunehmen?« kam er in Gefahr, eine Tracht Schläge zu bekommen. Das ist, wie man weiß, spiesbürgerliche Logik.

Zehntes Kapitel.

Die nächtliche Sitzung des hohen deutschen Bundes-
tages unter der Linde im Burgzwinger und
der Reichstragenden.

In den Ruinen des Stammschlosses Hach-
senfingen hielt der hohe deutsche Bundestag,
wie er sich nannte, nächtliche Sitzung. Um
den erhabenen Stuhl des Präsidenten, um
welchen links und rechts zwölf verhüllte Rits-
glieder des Bundes saßen, stunden sieben
Jünglinge in altdentscher Tracht. Auf einen
heimlichen Wink, den er mit der Hand gab,
begann, aus dem nahen Mauerwerke, ein
Gefang vieler Stimmen in langsamer Weise:

Wenn-je die Welt was Großes sah,
Da gab es Streits- und Kampfednoth,

Wo je was Göttliches geschah,
Da gab es Stätten blutigroth.

Ein Mitglied des Bundes trat in den Kreis,
schwang den bloßen Dolch dreimal durch die
Luft, steckte ihn dann vor sich in den Boden
und sprach im Tone der Begeisterung:

«Wehe denen, die nur eine halbe Seele
haben — sie lieben nicht, sie hassen nicht.
«Wer ist der Gott der Welt? das Gold.
«Dahin streben alle die niedrigen Wünsche
«der Menschen durch Schlamm und Unrath
«hindurch; das ist das Paradies ihrer in
«Wallung gebrachten Einbildungskraft. Sie
«lieben nicht, sie hassen nicht. Wir lieben,
«wir hassen. Die Menschheit lieben wir
«mit der Sanftmuth des Lammes, ihre
«Peiniger hassen wir mit der Wuth des
«Liegens. Erst fließen unsere Thränen über
«den Jammer der Zeit, dann steigt die
«Begierde in uns auf, Blut zu vergießen,

•und das Geschrei ermüdgter Sünder zu
•hören. Dieses Blut, dieser Angstruf der
•mit dem Tode ringenden Verbrecher ver-
•mehrt noch unsere Wuth und Ver-
•zweiflung. Aber wir fürchten nichts —
•als solche, die sich dem Grabe befreun-
•det und die, wie die Eingeweihten des
•Alterthums, den Tod als die süßeste
•Speise achten an der Mahlzeit des Lebens.
•Niemand bebe zurück vor dem Blute,
•das unser Kleid bespritzt — es ist das
•giftige Blut der Gottlosen, es strömt
•aus verdorbenen Gefäßen, es ist das
•Blut des Treibens der Menschheit!.

Der Redner trat zurück und wieder er
erhob sich der unsichtbare Gesang in feierlicher
Weise :

Wo Völker sind gefangen,
Durch Blut sie wurden frei;
Am Kreuze muß' er prangen,
Daß Gott gefühnet sey!

Ein anderer Jüngling trat vor, schwang
den Dolch und sprach:

«Wir sind Deutsche, aber auch Christen;
«die Blätterkrone aus dem deutschen Eichen-
«haine tragen wir um die freie Stirne
«und den Christ im Herzen. Mag uns die
«Welt Schwärmer, mag sie uns Wahn-
«sinnige nennen — wir sind die Reinen,
«die Frommen und Starken in diesem
«sichtslosen Zeitalter der Gottlosigkeit, unter
«diesem Geschlecht verdorbener und grau-
«samer Sterblichen. Hoch schwingen wir
«Schwert und Dolch — und mit dem
«Blute der Gottlosen werde festgekittet
«Germaniens Freiheit!»

In scharfen, raschen Tönen begann wieder
der unsichtbare Gesang und Alle Vermummte
fielen mit gedämpften Stimmen ein:

Wenn Gard'n anfangen uns zu kneifen,
Wenn Doppelsid und Sold nicht halten,

Der Adel tanzt, wie wir ihm pfeifen,
Dann wähle du, das Schwerdt zum Spalten!

Ein dritter Sprecher trat vor und sprach
in hohlen, halb wahnsinnigen Tönen:

«Trübe Wetterwolken, schwer drückend,
«schwellen im Gehirne; eine drängt die
«andere hinweg — ein Wirrwarr, ein Ge-
«misch trüber Gedanken, ein trauriges
«Gemüth, thränenlose Augen, nach Labung
«in der Wüste schmachtend, nach Freiheit
«athmend — steh' ich da! Eine harte Prüf-
«ung ist uns aufgelegt — zu tragen diese
«graucnvolle schwere Zeit! Der Mann
«schweigt, der Jüngling trauert, der
«Knabe weint. Sollen wir dulden, sollen
«wir schweigen? In mir kocht das feurige
«Blut, die Verzweiflung naht — sie sucht
«das verrostete Schwerdt hervor, das
«Necht zu erkämpfen! Fallt, ihr Ketten!
«Komm, o Kraft, komm, o Freiheit, zu

«denen, die sich nach dir sehnen! Zeige
«dich endlich der bedrängten Welt! D
«Freiheit, süßes Engelsbild, wie will
«ich dich umfassen!

Einen Augenblick hielt der Redner, gleichsam erwartend, inne und fuhr dann mit heftiger Geisterstimme fort:

«Ja, die Welt ist hart bedrängt! du
«weist es, o Gott! Du hilf ihr! hilf denen,
«die an dich glauben! Groß ist die Schmach,
«traurig die Gegenwart, düster die Zukunft! Was wird die Nachwelt von uns
«sagen? Zeige Sklaven, einfältige Töchter wird sie uns nennen. Sand, edler
«Sand! du bist betrogen. «Ich gehe,
«sprachst du, die Morgenröthe zu wecken»,
«— Du thatst's! Sie ist geweckt. Die
«Morgenröthe, aber schon wieder eingeschlafen. An wem liegt die Schuld?
«An uns. Furchtbare Schuld! Sind wir

„müde? Sind wir schlaff? Armer, lieber
„Sohn! Deine Liebe war stark für uns —
„so, daß wir deinen Schritten nicht folg-
„ten! du bist frei! Wir, wir sind
„Knechte!

Wiedermu machte der Redner eine Pause.
Tiefe Stille herrschte rings umher. Eintönig
fuhr er fort:

Da fällt mir eine Stelle aus Schillers
Tell ein:

Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbrust spannen und die schwere Wucht
Der Streitart schwingen? Jedem Wesen ward
Eine Nothwehr in der Verzweiflungssangst.

„Und auch wir — lernten wir nicht auf
„dem Turnplätze den Dolch und die
„Fuchtel führen? Und wiederum sagt
„Schiller in seiner Jungfrau:

— — — Nichtswürdig ist das Volk,
Das nicht sein Alles setzt an seine Ehre.

«Was sehen wir an unsere Ehre? Worte,
«wo wir das Leben setzen sollten. Das
«Schwert muß aus dem Roste —
sonst ist nie, nie wieder Ehre zu finden.
Zertreten ist Deutschlands Ehre unter den
«Füßen gemüthloser Zwingherren und ihrer
«feilen Handlanger — noch einen Tritt,
«und sie liegt ganz in Scherben! Wo
«weist dein Hermann, edles Deutschland?
«Wo ist die alte Treue jezt zu finden?
«Wo ist ein freier Mann? Hätten wir
«Teutonenmütter, sie würden uns Ketten
«zeigen und uns mit Waffen in den Kampf
«treiben für Freiheit, Ehre und Recht!»

Der Redner ging schweigend auf seinen
Platz zurück und der Chor der Unsichtbaren
sang aus den Trümmern des verfallenen
Gemäuers:

Und haben wir gut ausgelämpft,
Lage nicht durch läppisches Erbarmen,

Das immer deutsche Brüst gedampt,
Den Muth und kendenweich erwarmen:

Mit feierlichem Ernst erhob sich der Prä-
sident von seinem Stuhl. Auf seinen Wink
nahte sich einer der Knappen und steckte sie-
ben Dolche, in einer Reihe, vor ihm in die
Erde. Hierauf sprach er, zu den sieben Jüng-
lingen gewendet, allegorisch:

Hoch am Gestade, an Nilus lauten Stromen,
Sind fürchtbar das ägyptische Crocodil,
Mit langem, scharfem Zahn grimmig zermalmend
Den aufgerissnen Leib des schwachen Fisches.
Sein Rücken ist vor Lanzenstich geanzert
Mit eh'rnem Schild, glänzend wie brennend Gold
Und wie es aus die grimm'gen Tassen streckt,
Die kleine Otter, nah und näher kriechend,
Die Dornpelzung in seine Klauen bohrend,
Giebt heimlich sie ihr Gift in sein Gebein.
Sein Eingeweide berst, als es geschwollen,
Der so der rothen Kraft vertrauen wollen.
Werk nun den Ausgang und erkenne so viel,
Das unser Leben nur ein Trauerspiel.

Einer der sieben Jünglinge nach dem andern trat vor den Sitz des Präsidenten und zog mit eigener Hand den Dolch aus dem Boden, wobei der Meister des Stuhls die Worte sagte:

«Ich gebe dir den Dolch nicht, du hast ihn selbst genommen!» Jeder der Jünglinge erwiderte mit lauter Stimme:

«Selbst habe ich ihn genommen, und selbst will ich ihn führen!» der Meister sprach:

«Führe ihn für Freiheit und Recht, und wenn er geröthet ist vom Blut der Gottlosen, sollst du das Angesicht der Brüder schauen!»

Dichter küßten sich die Vermummten in ihre Mäntel, die Fackeln erloschen, und die Versammlung ging schweigend auseinander. Im Gedränge des Weggehens näherte sich einer der Verhüllten einem der Neugeweihten, drückte ihm flüchtig die Hand und sprach halbleise: «Willkommen, Isembart, in unserer Mitte!»

Erstaunt rief dieser aus: »Du bist es.....«
der Vermummte legte den Finger auf seinen
Mund, Stillschweigen gebietend.

Das Schweigen der Nacht lag über den
einsamen Ruinen. Ein Vermummter trat
vorsichtig auf den verlassenen Platz, sah sich
um und gab dann einen hellenden Laut von
sich. Zwei andere Vermummte, aus dem
verfallenen Gemäuer sich erhebend, gesellten
sich zu ihm. »Ist Alles fort?« fragte der
erste Vermummte mit gedämpfter Stimme. —
»Die Narren sind fortgerennt, als ob sie heute
noch Deutschland befreien sollten,« erwiderte
einer der Beiden, ein Mann von riesenhäufiger
Gestalt. — »Nun, so können wir die Fast-
nachtssacke ablegen,« sprach lächelnd der erste
Vermummte und warf den schwarzen Mantel
zur Erde. »Wollen Sie nicht meinem Bei-
spiele folgen, mein Herr?« fügte er ein-
ladend hinzu. — »Mit Freuden, gnädigster....
Stille doch! ich heiße Friedrich Rosen,

bis Deutschland befreit ist», versetzte Jener mit spöttisch verzogenen Mienen. — «Wenn es nur bald geschieht», sagte scherzhaft der dritte Vermummte, «denn meine urgermanische Rolle fängt mich an zu langweilen.» — «Ein hochfürstlicher Leibpage», entgegnete lachend der zweite Vermummte, «muß alle Rollen spielen können, ohne Langweile zu bekommen. — Wenn es auch etwas dabei zu lachen gäbe, wollte ich mir's noch gefallen lassen, aber die Komödie wird gar zu ernsthaft bleiben.» «Lachen Sie im Stillen, wie ich.» «Im Stillen zu lachen, ist nicht meine Natur; ich plaze gerne damit heraus, und muß immer die Zähne übereinanderbeißen, wenn wir den hohen Bundestag so feierlich ernst abhalten.» «Da steht man die Pagenatur!» «Sie haben gut reden! Wenn ich einmal in gefestem Alter und Grenadierhauptmann bin, wie Sie, wird sich das Stille Lachen bei mir auch geben. Auch muß ich gesehen,

daß ich diese Karrheiten nach gerade satt habe, denn größere Tölpelhändler, als diese Dolchtragenden sind, gibt es doch auf der weiten Erde nicht.»

«Die Sache hat zwei Seiten,» sprach Friedrich Rosen, der inzwischen sinnend da gestanden hatte. «An klarer Ansicht fehlt es allerdings diesen Dolchtragenden, aber nicht an Erhebung des Gemüths. Aus Grundsatz treten sie dem hämischen, aus trüber Verbergenheit sein Gift sprühenden Gegner frei und kühn entgegen und mißachten in stoischer Art das eigene Leben, das fremde zu erbeuten. Die gewöhnliche, schlaffe Moral und die erstordenen Staatsformen dieser bedeutungslosen Aera, und unser civilisirtes Babel, wo nur der Dürstige mit dem Leibe zahlt, verwerfen sie. So bilden diese Dolchtragenden einen schneidenden Gegensatz gegen das fleische, marklose Zeitalter der Humanität, wo der Raubmör-

der nur mit dem Spinnhause büßt, wo man, wie Montesquieu sagt, die Tugenden im Staate entbehren kann, wo gar der solgerechte geheime Verbrecher zu Ehren aufsteigt und wo kein geregeltes Maas ist, wie die Schuld, so die Strafe. Eine tüchtige, muthige Zeit erstreben diese freien Seelen und in un verrückter Anschauung eines großartigen Ziel und eines Lichtes, das aus blauer Ferne seine Strahlen wirft, schauen sie nicht die rathlose Verwirrung der dazwischen liegenden Nacht und die Schrecken, welche auf dem Wege lauern.»

«Sie billigen also das blutige Streben dieser Dolchtrager?» fragte der zweite Vermummte. «Nicht doch,» erwiderte der erste; «Sie mißverstehen mich. Der Weltgeist, welcher in diesem Augenblicke alle Tiefen der Zeit gewaltsam aufregt, bedarf keiner verbrecherischen Arme, die nur den Zorn des Himmels schöpfen, um das Unbill von Mil-

tionen zu rächen und die geschloßte, in der
Crisis befangene Freiheit zu schützen. Ohne-
hin ist es unbedacht in den Augen Aller,
welche die Blätter der Geschichte und die
Jahrbücher der Welt entrollt haben, das
Organ irgend einer Idee plump und durch
Gewaltthat zu vernichten. Die Idee — ob
religiös, ob politisch, ob monarchisch oder
republikanisch — sucht sich alsobald ein anderes
Organ und findet bald einen bereedteren Mund,
ein muthigeres Herz. Huß stirbt in den
Flammen, aber Luther-Huß predigt die
gleiche Lehre — ein unverbrennbarer Schwan.
Koppeue liegt durch Sands Dolch am
Boden, aber die Feder, welche für den Despo-
tismus verlorene Worte auf das Papier zeich-
nete, wird jetzt von andern Händen geführt,
und bis auf diesen Tag steht die Sephistik
gewaffnet gegen Wahrheit und Tugend. Was
seinem Wesen nach falsch und trägerisch ist, zer-
fällt in sich selbst und ohne Gewaltthat, denn es

wird in seiner Richtigkeit offenbar durch das Gegenringen des Geistes.»

«Zu Sand's Handlung gehörte doch,» fiel der zweite Vermummte ein, «ein an Verrücktheit gränzender Wahnsinn.» «Ueber diesen Sand, fuhr der erste fort, ist sehr ungleich geurtheilt worden. Viele errötheten über den Mordmörder in einer gebildeten Aera. Mit Schrecken aus der Behaglichkeit des alltäglichen Ganges der Dinge aufgerüttelt, sprachen sie nach wiedererlangter Fassung ihren Abscheu in gewählten Worten aus und erinnerten schauernd an die Affasinnen und den Alten vom Berge, der seine Todsbefehle erteilt. Andere betrachteten den Jüngling als Märtyrer der Gedankenfreiheit und der guten deutschen Sache, als Opfergeißel im Dienste der strafenden Gottheit, und billigten, daß er am eigenem Leibe des Frevlers Rache geübt, weil Blut um Blut fließen muß. Sand war Mystiker, aber die Mystik ver-

nichtet nicht sofort die Besonnenheit des Geistes. Er hatte sein Leben nach Grundsätzen geregelt: Mit sich selbst zufrieden seyn, auf der Reise durch die Zeit zur Ewigkeit jetzt eine schöne Seele vor dem Sinken retten, jetzt eine ohne Möglichkeit der Rückkehr verdorbene in die Nacht des Todes stürzen, sich folgerecht auf dem schmalen Wege nach dem Höhern erhalten und in der Noth der Zeit das freiere Jenseits im Auge haben — dies war nach den eigenen Aeußerungen des Unglücklichen die Aufgabe, welche er hienieden lösen wollte. Schwärmer aber war er nicht, bevor er durch das Vordringen des Ultraiismus entbrannte, denn, zum Zweikampfe gefordert: entgegnete er: «Es fehlt mir nicht an Muth, dem Tode entgegenzutreten, aber auch nicht an Muth, ein Vorurtheil zu bekämpfen; nie werde ich mit gewaffneter Hand gegen den Freund stehen; höher achte ich, die Ruhe zweier Ja-

milien nicht zu trüben und meiner Pflicht gegen das Vaterland zu genügen, als durch Verletzung des Rechts der Meinung zu fröhnen. Noch mehr! Sein Vorgesetzter im deutschen Freiheitskriege bezeugt ihm, daß er im höchsten Grade bescheiden, ruhig, besonnen, von allen heftigen Aufwallungen und leidenschaftlichen Ausbrüchen völlig frei gewesen, und daß er ihn seiner strengen Tugend, Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe wegen geliebt und geachtet habe. Aber gerade jene Muthaltung, mit innerlichem Schmerze gepaart, bei aller Gluth der über ihre Ketten entrückten Seele, ist der bezeichnende Charakter der Dolchtragenden, die man in keiner Art für Berrückte halten darf — und wahrlich im Einklange einträchtiger Gesinnung ist die Besonnenheit eines Gesellschaftskörpers schreckbar für die bestehende Ordnung der Dinge!

«Sollte nicht das Andenken an die Schreckensperiode der französischen Revolution diese Tausenden von ihrer blutigen Bahn abzuschrecken veranlassen?» fragte der zweite Vermummte. — «Schwerlich,» versetzte der erste; «vielmehr scheint sie das Anschauen ihrer Verbrechen und Schrecken, wie durch geheimen Zauber, mit sich fortzureißen. Die Lehre der Erfahrung ist verloren. Umsonst trat der langgestreckte und verbgliebliche Danton auf die Bühne, vor dessen grausenregender Gestalt sich, wie Saint-Just sagte, die Freiheit selber entsetzte! Umsonst Jean Paul Marat, der ungesättigt von Strömen Blut, noch 200,000 Köpfe verlangt, umsonst Robespierre, der Schreckliche! Vergebens wurden durch Carrier, Fouquier und Lambert die republikanischen Hochzeiten aufgeführt, in denen die weibliche Sittsamkeit auf die Folter gespannt und Schaamröthe und Entwürdigung Werkzeuge

der Marterbank waren! das lebendige, reiche und schreckliche Gemählde dieser Gräuelfähigkeit, diese zu bewegen, die durch Gewalt und thätige Häßlichkeit das widernatürlich getrennte Deutschland zur Einheit gestalten wollen, denn ihre Umkehrungswuth ist durch die Schmach der Gegenwart und ihr Widerstreit gegen das Bestehende durch das Treiben der reinmonarchischen Zeloten erst ins Leben getreten.»

«Aber warum suchte sich der Dolch der Fanatiker, für den ich Sand immer noch zu halten versucht bin, nicht ein höheres, bedeutenderes Ziel, als den Varnen dieses bedeutungslosen Mannes, dessen verkaufte Feder der Welt keine Wunden schlagen konnte? — Es war allerdings ein Mißgriff in der einmal vorgezeichneten Bahn, aber das ganze Leben und Treiben dieses Roßbier hatte so vieles Empörende, daß es jedes rechtliche Gemüth erbittern mußte. Schon als Knabe

für den Spuck und Glimmer der Bühne er-
glühend, widmet er sich zu Jena und Duis-
burg der Rechte, ohne je das Rechte zu er-
greifen; schreibt noch sehr jung: „Ich, eine
Geschichte in Fragmenten,“ und
bleibt durch das ganze Leben selbst Fragment.
Splitterrichter in der Blüthe seiner Jugend
und schon durch Deutschlands Gaue hin in
Mißachtung flüchtet er sein faunisches Talent
in den hohen Norden, wo er, ein eifriger
Mantelträger, nachdem er früher den Adel
gezüchtigt vom Gotte des Feudalismus er-
griffen, ein begeistert, lobpreisend Werk über
den Adel ans Licht stellt, von jetzt an selbst
eine Lehre des Saatsfeldes (mit Lamotte
Fouqué zu reden), dessen Löwengestalt er
angefochten hatte. Zur Abwechslung thränen-
mild, sentimental und in poetischer Feuchte
sich gefallend, schreibt er mit zitternder Hand
— die Leiden der Ordenbergischen
Familie. Dann wird er der Handwurst

der Zeit und erwiebt Beifall durch die »Indianer in England« und das der schlaffen Sittlichkeit des Jahrhunderts angepasste Stück »Menschenhaß und Reue.« Nach 1790 gibt er, unter fremder Firma, das Pasquill: »Vahr dt mit der eisernen Stirne« heraus, während der zumeist Angegriffene auf der Feste schmachtet, von allen Regierungen verfolgt und durch Leiden aller Art niedergebeugt, und neben Vahr dt wird Klokenburg ein Opfer des Kogebue'schen Satyrs. Im Jahr 1795 erblicken wir diesen Proteus aus Furcht der Ueberfluthung Deutschlands durch fränkische Heere auf seinem esthischen Landstüke Friedenthal in kriegerischer Stellung, den nordischen Pelzhandschuh in die südliche Welt werfend. — Damals von den Gegnern als hyperboreischer Esel und im Schlafrock symbolisirt. Im Jahre 1797 erhielt er, nach Alringers Heimgang, durch emsiges Werben die Stelle eines Wie-

ner Theaterdichters, bald auch am Donaustrande durch Anmaßungen verhaßt, anfangs wohl in gemüthlicher Art, als Liebhaber der Kabale, mit den Widerwärtigen sich neckend, später unterliegend und sich selbst beabschiedend — so doch, daß er den Gehalt behält. Nun bezieht er ein Vivouacq in Weimar. Wegen angeschuldigter politischer Irrung bereißt er in winterlicher Laune das ferne Tobolsk und schreibt, nachdem er durch Thränen und Flehen den Rückweg gefunden, in längst beliebter Romanart: »das merkwürdigste Jahr seines (merkwürdigen) Lebens.« Sein Stern geht auf. Er wird mit dem Kron- oder besser Chateauflegent Woroskil in Kiefland beschenkt und ist Hofrath und der deutschen Bühne in Petersburg Director. Nach Pauls Abieden verläßt er die kalte Zone und lebt wechselnd in Weimar, Jena, und zuletzt in Berlin, wo er mit dem Kiefländer Garlieb

Merkel den »Freimüthigen« herausgibt, gegen Göthe und seine Nachbeter, und gegen Alle die, welche den Sitz der Melpomene nicht zur Boulevardsbühne erniedrigen wollen, stumpfe Pfeile versendend, bald aber mit Garlieb, wie mit Gott und Welt, in Zwiespalt. Im Jahr 1805, geht Kopevue = Proteus nach Königsberg, dem Ernsten und Würdigen sich zuwendend und Historiograph des Hauses Hohenzollern geworden. Nach der Schlacht von Jena flüchtet er vor Saint-Claud nach Rußland, als »Vienne« zuerst, dann als »Am e i s e« summend und kriegend, vielleicht durch eigene Sinnesart, vielleicht durch Inselfgold in Harnisch gebracht. Im Jahr 1813 wird er russischer Staatsrath und schreibt ein deutsches Volksblatt, damals nicht ohne Ruhm wirksam, nur, wie immer, der höheren Geistigkeit erman- gelnd. Nach dem Freiheitskrieg H kehrt er aus Europa—Krahwinkel zurück in die asiatische

Welt. Möglich, zum Staunen der Welt, erscheint wieder dieser Spießische Ueberall und Nirgend, dieser Calderonische Hund in allen Ecken mitten in Deutschland, das ihm fremd geworden, und schreibt ein fliegendes Blatt über Literatur, Volksthum, Teutscherei, Turnunfug und Leibeigenschaft, und kündigt der constitutionellen Freiheit den Krieg an, und erhält Knutenhiebe, und sieht seinen Ruhm hinsinken, und balgt und zankt sich mit Juden, Polen, Bielefelder und andere, und verliert den Prozeß, und wird nun vollends unerträglich durch Wisnuth. Im Jahr 1819 endet durch Sando Dold, nicht ohne Erklärung, (weil in Bielefeld das Mitleid über den Jörn ebnete) dieser politisch-kosmopolitische Göge — zwei Dritttheile Voltaire — Euripides, ein Dritttheil Holberg, nicht Eurikurder, noch weniger Stoiker, wenn kälteren Blutes Jesuit. Den Komödien-

Schreiber liebte und ehrte — die vornehme Welt, den Satyriker — das lachlustige Publikum, den Dichter — Viele aus dem Hause, den Menschen — Wenige.

„Wäre dieser Sand ein Römer gewesen,“ sprach der zweite Vermummte, „so würde sich sein Dolch Cäsars Brust zum Ziele gesucht haben, denn in ihm lebte der Geist eines Brutus.“ „Was hilft,“ erwiderte der erste, „der Mord des Tyrannen einem knechtischen Volke! der große Cäsar, mit Wunden bedeckt, liegt am Boden — und Rom bietet den feilen Ratten dem entehrenden Joche der Triumvirn dar. Sklavenseelen ist nie und nirgends zu helfen. Laßt uns gehen!“

Fünftes Kapitel.

Wie die Glachsenfinger ihr Verfassungsfest feiern.

Das Fest der Glachsenfingerischen Verfassung wurde mit allen Glocken der Hauptstadt und Residenzstadt Spiesburg eingeläutet. Es war ein Tag der Freude für Groß und Klein. Die Hof- und Staatsbeamten fuhrten in Gala auf; der Pöbel drängte sich um ihre Wagen und bewunderte die Livreen ihrer Bedienten und ihre goldgestickten Uniformen, das Geschirr ihrer Pferde und die Erden auf ihrer Brust. Hierauf strömte das Volk in die Kirche und hörte daselbst eine Predigt zur Ehre der neuen Verfassung an. Der geistliche Redner versicherte sein gläubiges Auditorium, daß die Constitution von Glach-

senfungen viel fester stehe, als sämmtliche Republiken des heidnischen Alterthums, als welche der Garantie der christlichen Religion entbehrt hätten, die doch unzweifelhaft die höchste Sanction für jede Gesetzgebung und die Seele jeder Verfassung seyn müsse. „Welche Dauer könnten wir auch“, rief er mit Pathos aus, „einem Rechtszustande versprechen, der sich nicht in seiner tiefen (!) Deutung auf das Gesetz heiliger Furcht Gottes und Liebe stütze! Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Dieser Geist der christlichen Religion wird das Volk vor dem eisernen Arme des Despotismus, den Regenten vor der blinden Wuth der Anarchie und die Diener des Staats vor besleckendem Egoismus schützen, so daß alle sich in schöner Eintracht bewegen im geheiligten Zauberkreise der Flaschenfingischen Verfassung. Unsere heilige christliche Religion wird der Grund- und Eckstein des großen Gebäudes

sehn, das nun vor den Augen des Flachsens-
fingischen Volkes und der Nachwelt dasiehet
und unsern fernsten Nachkommen Ruhe, Frie-
den und dauernde Wohlfahrt sichert, und der
Herr wird nicht zulassen, daß die Hand des
Gottlosen und Unheiligen mit Muthwillen
untergrabe das Fundament des großen Staats-
gebäudes, dessen Anfang und Ende du, o
Gott, selbst bist! O du, der du mit einem
Dreyling den Erdball hältst, daß er nicht
in sich zusammenstürze, laß nicht zu, daß
Feinde von innen oder außen es je wagen,
diese feste Grundlage der Wohlfahrt der
Flachsensfingischen Nation zu erschüttern! Laß
den Segen, der aus diesem vollendeten
Werke quellen soll, wohlthätig walten über
das hochfürstliche Haupt und Haus und das
getreue Volk der Flachsensfinger! Gib, daß
jeder Stand und jedes Individuum, der
Landmann in der Hütte wie der Vornehme
im Pallast, der Bettler auf der Straße wie

der Reiche im Ueberfluß, daß Jeder — Jeder von ihnen den Segen der Flaschenfüßigen Verfassung fühle und empfinde! Der Segen des Himmels gieng für die Flaschenfüßigen Bettelleute noch am nämlichen Tage in Erfüllung, denn die sämtlichen Armen der Haupt- und Residenzstadt erhielten aus dem hochfürstlichen Hofkeller jeder eine Flasche sauern Weines und ein sogenanntes Hoflaibchen. Als einige von ihnen fragten, ob diese Gratifikation nunmehr verfassungsgemäß sey und alle Tage abgelaugt werden könne, erhielten sie zur Antwort: »Nein! Solches sey semel pro semper, und kehre im Laufe der Verfassung nicht wieder!« Auf diese Art, beschwerten sich etliche demagogische Bettelleute, sey ihnen die Verfassung nichts werth. — »D ja!« belehrte sie ein Eßasvogel, »sechß Kreuzer weiter, als dem übrigen Volke, daß gar nichts bekommen habe.«

Als die beiden Kanonen, welche die Gesammtartillerie der Glachsensfingischen Heeresmacht bildeten, zu donnern begannen, hob sich alles Volk auf die Zehen, um, über die Köpfe und Schultern der spalierrnäßig aufgestellten Soldaten wegsehend, den Landesvater im großen Costüm zu erblicken, wie er sich in die Mitte der Repräsentanten seines Volks begab. Die Soldaten präsentirten das Gewehr und schrien Vivat! Die Glachsensfingischen Staatsbürger zogen die Hüte ab und schrien nach. Der constitutionelle Souverain von Glachsensfingen neigte sich dankend links und rechts. «Ein recht freundlicher Herr!» sprach ein alter Bürger, der sich der Ehre zu rühmen pflegte, im Laufe von etlichen sechzig Jahren unter vier Glachsensfingischen Regenten Glachsensfingischer Unterthan gewesen zu seyn, und wischte sich eine Thräne der Rührung aus den Augen. — «So ist unser gnädigster Herr von Glachsensfeld auch!»

bemerkte ein deutscher Ausländer, der von der vier Stunden Wegs entfernten Hauptstadt seines Fürsten gekommen war und den constitutionellen Triumph den Flacksenfinger nicht ohne patriotischen Reiz mit ansah. —

«Ihre Hochfürstlichen Durchlauchten sind ja Vettern!» fiel ein Hofdiener ein und gab sich ein wichtiges Ansehen. — «Sie sind Alle Vettern von Gottes Gnaden,» sagte trocken ein Bierter, «und gleichwie alle Gewalt, so geht auch alle Höflichkeit von ihnen aus — die Grobheit überlassen sie ihren Dienern.» — Der Hofbediente warf einen Blick auf den Sprecher, winkte den andern bedeutend mit den Augen und entfernte sich schon aus seiner Nähe. Die beiden Bürger folgten. «Es ist ein Demagog!» flüsterte er ihnen in die Ohren. — «Weil er keinen Zopf trägt,» ergänzte der eine der Bürger. — «Und ein Radicaler!» fiel der zweite ein. — «Weil er einen grauen Hut auf dem Kopfe hat,» sup-

plirte der erste. Ein verkleideter Polizeidie-
ner, der, nach dem Muster von Paris, ob-
gleich Jedermann bekannt, die geheime Po-
licei von Spießburg repräsentiren und die
constitutionelle Freude der Flaschenfingischen
Staatsbürger controlliren sollte, trat in eine
Ecke, zog seine Schreibtischplatte heraus und no-
tirte in dieselbe: »Von Gottes Gnaden De-
magogen und Radikale, denen alle Gewalt
und Höflichkeit abgeht, führen verdächtige
Reden.«

Um die feierliche Installation der Flas-
chenfingischen Charta magna zu verherrli-
chen, waren an diesem Tage Freikarten in
das Flaschenfingische Ständehaus an Flas-
chenfingische Standespersonen, vom Staats-
rath bis zum Hofheubinder herab, aus-
getheilt worden. Dieses constitutionelle Schau-
spiel war für die Bewohner von Spießburg
so neu als anziehend, und manche, die zwar

von der Mehrzahl als übertriebene Patriotem getadelt wurden, zogen es sogar der Vorstellung des Freischützen oder des Rodius Pumpernickel vor. Die hohe Versammlung berathschlagte über die wichtige Frage: ob Sr. Hochfürstliche Durchlaucht durch eine Deputation von fünf oder sieben Mitgliedern zu empfangen seyen. Es wurden für die eine und die andere Meinung die allerwichtigsten Gründe angeführt und der Streit zuletzt bloß durch die sinnige Bemerkung eines Mitgliedes, daß die Zahl Sieben eine heilige sey, und durch die Meldung des ständischen Aufwärters, daß die Hauptstadt von dem Donner des Flachsenfingischen Geschüßes erzittere und mithin Sr. Hochfürstliche Durchlaucht sich bereits auf dem Wege zum Ständehause befänden, entschieden. Die Deputation gieng sofort in der Zahl Sieben ab, wodurch es geschah, daß der Präsident allein sitzen blieb, in seiner einzigen Person

die ganze Versammlung und das gesammte
Hachsenfingische Volk repräsentirend. Als
der constitutionelle Regent in den Saal trat,
erhob sich die ganze Kammer wie Ein
Mann, und rief, mit der Stimme ihres
Präsidenten: Hoch lebe Se. Hochfürst-
liche Durchlaucht der constitution-
nelle Souverain von Hachsenfin-
gen! Seine Durchlaucht stiegen sofort die
Stufen des Thrones, deren drei waren, hin-
auf, zogen die Thronrede aus der Tasche und
lasen mit vieler Fertigkeit: „Der allgemeine
Zuruf dieser Versammlung, in welcher meine
Völker repräsentirt sind, ist mir der sicherste
Bürge der künftigen Größe und Wohlfahrt
dieses repräsentativen Staats. Es gereicht
meinem väterlichen Herzen zum reinsten Ver-
gnügen, mein ganzes Volk in der Person
seiner Vertreter um meinen Thron versam-
melt zu sehen. Die Beweise des Vertrauens
in meine wohlwollenden Absichten, welche

bereits die constituirende Versammlung durch unbedingte Annahme des Verfassungsentwurfs abgelegt hat, berechtigen mich zu der Hoffnung, daß auch diese Kammer gleiche Gesinnungen hegen und den Vorschlägen der Regierung, die immer das Beste des Landes zum Ziele haben, auf halbem Wege entgegenkommen werden. Mein Finanzminister wird Ihnen den Finanzetat vorlegen, und ich rechne um so mehr auf dessen unverweilte und unbedingte Annahme, da von dem Patriotismus der beiden Flachsenfingischen Volkvertreter zu erwarten steht; daß sie die Staatemaschine in ihrem wohlthätigen Gange nicht anhalten werden. Ein eben so dringendes Bedürfnis ist die Sicherstellung der Staatsgläubiger, und zwar um so mehr, da in diesem Augenblicke der Staat eines neuen Ansehens bedarf, um mittelst desselben den Staatshaushalt in eine bessere Ordnung zu bringen. Sie werden hierzu, wie ich hoffe, um so be-

zeitwilliger mitwirken, da es Ihrer Einsicht gewiß nicht entgangen ist, daß eine der ersten und wohlthätigsten Folgen einer verfassungsmäßigen Ordnung der Dinge die Herstellung und Begründung des Staatskredits seyn muß. Nachdem die Abgaben bewilligt und das neue Anlehen kontrahirt seyn wird, werden Sie mit der süßen Beruhigung, ihre Pflichten bestens erfüllt zu haben, an ihren Heerd zurückkehren, um den Dank Ihrer Mitbürger für die Opfer, welche Sie der allgemeinen Wohlfahrt gebracht, entgegenzunehmen. Die Gesetzesentwürfe zur Begründung einer besseren und gleichförmigeren Staatsverwaltung und Rechtspflege, welche einer reiflicheren Erwägung bedürfen, bleiben künftigen Versammlungen vorbehalten. Es läßt sich hierin nichts übereilen, da solche Institutionen sich ihrer Natur nach nur langsam und gleichsam aus sich selbst entwickeln können. Inzwischen wird es nach Versicherung

meines Staatsraths nur eines Zeitraums von zehn Jahren bedürfen, um den Reformationplan einzuleiten, aus dem sich eine neue Ordnung der Dinge in Flachsensingen entwickeln soll. Die frohe Aussicht in die Zukunft, welche hiedurch unsern Nachkommen eröffnet ist, wird ohne Zweifel die Herzen meiner lieben und getreuen Unterthanen mit dem lebhaftesten Dankgefühle erfüllen und ihre Anhänglichkeit an unsere so wohlthätige Verfassung immer mehr befestigen.»

Der Präsident zog ein Papier aus der Tasche, räusperte sich, trat unter dreimaliger Verbeugung vor den Thron und ließ, in seiner Person das tiefgerührte Flachsensingische Volk vorstellend, mit fast weinender Stimme: «Nachdem nunmehr der Verfassungsbaum so glücklich gepflanzt ist, geben uns Ihre Hochfürstliche Durchlaucht dessen erste Früchte zu pflücken. Ihre Hochfürstliche Durchlaucht er-

warten von dem Patriotismus Ihrer hiedern
Hlachsensingerischen Volksvertreter die unver-
weilte und unbedingte Verwilligung der Ab-
gaben und die Contrahirung eines neuen
Anlehens. Das Vertrauen, welches Höchst-
dieselben in die Vaterlandsliebe Ihrer ge-
treuen Stände zu setzen geruhen, wird nicht
getauscht werden. Wir wissen, daß Institu-
tionen, wie die einer Begründung einer bes-
sern und gleichförmigern Staatsverwaltung
und Rechtspflege, einer reiflichen Erwägung
bedürfen, und überlassen daher dieselben ver-
trauensvoll der Zukunft. Gewiß wird die
frohe Aussicht in die Zukunft, welche hiedurch
unsern Nachkommen eröffnet ist, das hiedere
Volk der Hlachsensinger mit der lebhaftesten
Freude erfüllen. Lange lebe E. Hoch-
fürstliche Durchlaucht, der erste konstituti-
onelle Regent von Hlachsensingen!'

Dieser Ruf wiederhallte im Saal, so
lange noch ein Zipfel der Hintertheile des

abgehenden fürstlichen Gefolges zu sehen war. Sofort trat eine, fast komische, plötzliche Stille ein. «Was ist denn das für ein Ding?» fragte einer der abgehenden Zuschauer, indem er auf den Thron deutete. — «Das ist ein Thron,» belehrte ihn ein zweiter. — «Ich habe mir einen Thron viel größer und höher gedacht,» erwiderte der erste. — «Für den Kaiser von Lilliput ist er hoch genug,» sagte trocken eine Stimme, und als die Beiden den Sprecher suchten, hatte er sich unter der Menge verloren. — Am Abend dieses Tages gieng in der ganzen Hauptstadt das Gerücht, daß eine unsichtbare Stimme, die im ständischen Saale gehört worden, prophezeit habe, daß der Fürst von Flachsingen noch Kaiser werden würde. Hierüber freuten sich alle getreuen Unterthanen ausnehmend. — «Wie soll denn das zu gehen?» fragte ein Zweifler. — «Narr,» versetzte ihm ein anderer, «durch die

Constitution — mit der läßt sich Alles machen.«

Der Tag wurde durch verschiedene Gastmahle gefeiert, an welchen die Flaschenfingischen Patrioten, je nach Stand und Würden Theil nahmen. Nachdem sie viel gegessen und getrunken hatten, wurde ihre Vaterlandsliebe immer feuriger. Sie ergoß sich in patriotische Reden, worin der Treue, welche die Kiefern Flaschenfinger seit Jahrhunderten gegen ihre Fürsten bewiesen, rühmlichst gedacht, und in Gedichten, worin geschworen wurde, für Fürst und Vaterland zu sterben. Am Abend zog das constitutionelle Volk von Flaschenfingen mit Fackeln auf den Schloßplatz, sang Hymnen zur Ehre des regierenden Hauses, schrie Vivat! als der Fürst auf dem Balkon erschien, und begab sich dann sehr befriedigt nach Hause.

Zwölftes Kapitel.

Die Revolution in Spießburg.

Als eben die letzten Sterne des Flasensingischen Himmels zu erbleichen begannen, taumelte Herr Sebastian Butterbeck am Arme des Herrn Theophilus Wurm saamen aus dem Weinhaufe des Herrn Habakuk Masthof. »Die Prophezeiung muß.... muß in Erfüllung.... füllung gehen,« sprach Herr Sebastian Butterbeck lallend. »Kai.... Kaiser muß.... muß er wer.... werden.« — »Kai... Kaiser von Flasensingen,« stammelte Herr Theophilus Wurm saamen nach — »Zwei Gulden und drei und dreißig Kreuzer sind Sie in Rest geblieben,« rief Herr Habakuk

Maßhof dazwischen. — »Kai Kaiser zahlt Alles,« lallte der begeisterte Stadtpoet. »Kaiserthum Flachsenfingen Vivat!« — »Vivat!« schrie Theophilus nach. — »Vivat hoch und abermals!« wiederholte der Dichter. — »Seyen Sie doch ruhig, denken Sie an die Polizei,« ermahnte der Gastgeber. — »Gibt keine mehr,« lallte der Poet, »ist Alles con constitutionell. — »Alles constitutionell,« wiederholte das Echo des Poeten und zog ihn mit sich fort. — »Constitutionelle Schweine!« murmelte der Wirth vor sich und schloß die Thüre. »Wenn ich nur meine Beche sehen hätte!«

Als die Beiden durch eine enge Gasse taumelten, hörten Sie rasche Schritte mehrerer sich nahender Personen. Sie traten, aus instinktmäßiger Scheu, gleichsam mechanisch in eine Ecke. Drei Männer, dicht in Mäntel gehüllt, bogen in die Gasse ein, sahen

sich um, blieben dann stehen und sprachen halblaut zusammen. »Sind die Posten überall vertheilt?« fragte der eine. — »Es ist alles auf den vorgeschriebenen Punkten aufgestellt,« erwiderte ein Zweiter. — »Die Hauptwache?« — »Ist gewonnen.« — »Die Schloßwache?« — »Befehligt ein uns ergebener Offizier, und sie ist als unser zu betrachten.« — »Das Arsenal?« — »Ist schlecht besetzt und kann mit leichter Mühe überrumpelt werden.« — »Der Pulverthurm?« — »Ebenso.« — »Die Thore?« — »Die Wache ist überall gering.« — »Gut,« sagte der Erste, die entscheidende Stunde schlägt. Von heute und von Flachsensingen wird sich Deutschlands Einheit und Kaiserthum datiren.« — »Vivat der Kaiser!« schrie eine Stimme aus der Ecke. — »Was ist das,« riefen die Vermummten zumal aus, schlugen die Mäntel zurück und legten, die Hand an die Dolche, welche sie darunter verborgen hatten, Verrätherei! Verrä-

therei! — Schnell waren die Beiden aus ihrem Verstecke hervorgezogen. — »Das Lösungswort?« fragte einer der Vermummten und setzte dem Stadtpoeten den Dolch auf die Brust. — »Das Lösungswort!« stammelte dieser verwundert. »Bivat der Kaiser!« fügte er in der Angst hinzu. — »Der Kaiser von Deutschland?« fragte einer der Verhüllten lächelnd, der den Zustand der Glachsenfingischen Patrioten wahrnahm. — »Gott behüte mich vor Hochverrath an meinem gnädigsten Landesherren!« erwiderte der wieder etwas zur Besinnung gekommene Poet; »ich meyne den künftigen Kaiser von Glachsenfingen.« — »So!« lächelte Jener, »so kommt nur mit; wir sind eben im Begriff, ihm die Krone aufzusetzen.« — »Teutonia!« flüsterte der eine der Vermummten dem anrufenden Poeten an der Hauptwache zu, und sie traten ungehindert ein. »Nehmen Sie diese beiden Herren in sichern Gewahrsam,« befahl

er dem Offizier. »Ist es Ihnen gefällig?« sagte dieser einladend und öffnete ein vergittertes Nebenzimmer. Sie traten verblüfft ein und der Schlüssel drehte sich hinter ihnen. »Was mag wohl das seyn?« fragte nach einer langen Pause der Stadtpoet. — »Es ist vielleicht bereits der Anfang des Flasenfingischen Kaiserthums,« erwiederte schlaftrunken der Stadtarzt und fieng bald darauf an zu schnarchen. — »Das wäre doch schön,« sprach der Poet und neigte ebenfalls den Kopf zum schlafen, »wenn wir bei unserm Erwachen unsern gnädigsten Landesherrn mit der Kaiserkrone geschmückt fänden!«

Das Rasseln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten und einzelne Flintenschüsse, die da und dort fielen, weckten die Bewohner der Residenzstadt aus dem Schlummer. In einem Augenblicke sah man viele Schlafmügen unter den Fenstern. Hier hätte

Hogarth's Pinsel vollauf zu thun gehabt. Einzelne bewaffnete Haufen zogen durch die Straßen. Die Einen riefen: »Auf, tapfere Bewohner von Spiesburg, auf, Flachsensin-
gische Helden, auf für Fürst und Vaterland! Greift zu den Waffen für das Kleinod eurer Verfassung!« — Die andern schrieten: »Teu-
tonia! Teutonia! Auf, deutsche Männer, für Deutschlands Einheit und Freiheit!« — Als die beiden Flachsensfinger dieses hörten, schlos-
sen sie Läden und Fenster, blieben unpar-
theiisch innerhalb ihrer vier Pfähle und harr-
ten in christlicher Ergebung des Ausgangs
der Dinge, einzig besorgt für Leib und Leben,
Hab und Gut, Weib und Kind. Sie thaten
wohl daran, denn der handelnde Pa-
trionismus ist immer gefährlich.

Endlich fieng das wilde Geschrei an zu
verhallen. Die Herzen der edlen Flachsensfin-
ger schlugen wieder um etwas leichter, und

hie und da zeigte sich sogar, obwohl mit großer Vorsicht, ein Kopf am Fenster. Plötzlich donnerte ein Kanonenschuß durch die allgemeine Stille, und vom Schloßplatze her schallte der Jubelruf: »Teutonia! Teutonia! Sieg! Sieg! Deutschlands Freiheit! Deutschlands Einheit!« — »Was bedeutet denn das?« fragte eine Schlafmütze die andere. — »Weiß nicht, Herr Nachbar,« erwiderte diese mit vielem Phlegma. — »Vermuthlich,« fiel ein Dritter ein, nachdem er seine Geistesgaben durch eine Prise gestärkt hatte, »ist die Prophezeiung bereits in Erfüllung gegangen und sie rufen unsern gnädigsten Landesherren zum Kaiser aus.« — »Das kann wohl seyn,« rief ein Viertes und schlug das Fenster zu, um diese wichtige Nachricht seiner Familie zu hinterbringen.

Trompeten erklangen, und die Einwohner eilten an ihre Fenster. Ein Herold, mit sie-

genden Haaren, ritt durch die Straßen der Hauptstadt und verkündete mit lauter Stimme, daß sämtliche Bürger sich alsbald auf dem Schloßplaze einzufinden hätten. Furcht und Neugier trieb sie sogleich aus ihren Häusern. Auf dem Schloßplaze war eine Art Tribüne aufgerichtet. Die Bewohner von Spiesburg stunden und gafften dieses Gerüchte an. — »Was ist denn das?« fragte endlich einer von ihnen seinen Nachbar. — Dieser, der zufällig einer von den zwei guten Köpfen der Hauptstadt war, antwortete lachend: »die neue Verfassung!« — »Die haben wir ja gestern bekommen,« wendete Jener ein. — »Ist schon zu alt für unsere neuerungsfüchtige Zeit,« entgegnete dieser. — »Was hat er gesagt?« fragte flüsternd ein anderer Bürger. — »Wir sollen eine neue Verfassung bekommen.« — »Wir bekommen wieder eine neue Verfassung« lief es nun durch alle Reihen. — »Was ist denn aus der alten geworden?« fragten

einige. — »Ist vermuthlich abgeschafft,« erwiderten andere. — »Gilt also nichts mehr. Was gilt denn?« — »Werden schon hören.« — »Warum kommt man denn heute auf dem Schloßplaze zusammen, statt auf dem Rathshause?« fragte ein Bürger. — »Das ist jetzt das Marsfeld der Republik Flachsensingen,« versetzte der Spötter, der unter dem Haufen herumgieng, um sich an dessen Albernheiten zu ergötzen. — »Sind wir denn eine Republik geworden?« riefen mehrere mit Erstaunen aus. — »Ja, über Nacht, wie das so zu geschehen pflegt,« antwortete Jener mit sarkastischem Lächeln. — »Was ist denn aus unserm Fürsten geworden?« — »Der ist gefangen im Schlosse, weil er nicht Präsident der Republik Flachsensingen werden wollte.« — »Ey, warum hat er denn nicht angenommen? Ist doch besser als gar nichts,« polterte Einer herauf. — »Wegen des ihm innewohnenden Gefühls der Legitimität,« sagte

der Spottvogel. — »Nun, wir werden schon wieder einen andern Fürsten bekommen,« tröstete ein Bürger. — »Wir brauchen ja keinen, weil wir jetzt Republikaner sind,« belehrte ihn ein anderer. — »Wer hat denn hier zu befehlen?« fragte ein Dritter. — »Das souveraine Volk von Flaschenfingen,« sagte der Spötter. — »Wer ist denn das?« — »Das sind wir.« — »Wir Alle?« — »Freilich, wir Alle.« — »Das ist doch nicht so übel,« meinten einige. — »Haben denn die Soldaten gelitten, daß man den Fürsten gefangen genommen hat?« — »Sie bekommen von der Republik ihre sechs Kreuzer auch,« erwiderte der Spötter. — »So verlieren sie also nichts. Nun, da können sie wohl zufrieden seyn,« sagten mehrere mit großem Gleichmuth.

Trommeln rasselten, und eine Abtheilung Soldaten umgab die Tribüne, bald darauf trat ein langer Zug aus dem Portal des

Schloß, an dessen Spitze ein hoher Jüngling in altdeutscher Tracht schritt, und bestieg das Gerüste. — »Ist das nicht der Fremde, der in Ihrem Hause wohnte?« fragte Herr Sebastian Butterbeck und stieß Herrn Thaddäus Pfefferkorn, der neben ihm stand, mit dem Ellbogen an. — »Ja, weiß Gott,« rief dieser verwundert aus und machte große Augen. Und da neben ihm steht ja auch mein Teufelsjunge, der Fürchtegott, den ich schon seit einigen Tagen vermisse.« — »Der Herr Sohn müssen eine bedeutende Rolle in der neuen Regierung spielen, da dieselben so nahe bei der Hauptperson zu stehen geruhen,« sprach der Stadtpoet mit einer tiefen Verbeugung gegen den Vater. — »Ich sagte doch immer,« erwiderte dieser mit großer Selbstzufriedenheit: »Aus dem Buben wird nichts oder etwas Rechtes!« — »Des alten Pfefferkorns Fürchtegott ist auch dabei,« flüsterten sich die

Bürger in die Ehren und machten dem Vater ehrerbietig Platz, damit er in die ersten Reihen treten könne. Er warf sich in die Brust und trat, links und rechts nickend, vor. Der Poet folgte ihm. — »Dort ist ja auch Herr Friedrich Rosen,« sprach der Dichter. — »Muß auch eine Hauptperson seyn,« erwiderte Herr Thaddäus Pfefferskorn. »Hinter dem steckt vielleicht mehr, als wir glauben.« — »Bester Freund,« flehte der Poet, »könnten Sie mir nicht durch die gütige Vermittlung Ihres vortrefflichen Herrn Sohns einige Notizen über die Hauptpersonen verschaffen, aber in möglichster Schnelligkeit, wenn ich ergebenst bitten darf, denn es wird doch erforderlich seyn, daß ich heute noch ein kleines Gedicht zu deren Füßen niederlege, dadurch meine Loyalität und Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge, welche, wie es scheint, im Begriffe ist sich vorzurücken, unterthänigst zu beweisen?« —

»Was mein Einfluß vermag,« erwiderte Herr Thaddäus mit Selbstgefühl, »soll geschehen.« — Der Dichter verbengte sich tief. — »Im Vertrauen, es gibt eine Republik,« sagte der Spötter, und klopfte Herrn Butterbeck leicht auf die Achsel. — »Ach!« versetzte dieser erfreut, »da kann ich ja meine uralten Gedichte wieder hervorlangen, denn ich habe zu seiner Zeit alle großen Republikaner von Frankreich besungen.« — »Und jetzt können Sie die Republik Flachsensingen besingen.« — »Freilich, wer hätte das gedacht. Es geschehen doch wunderbare Dinge in der Welt.« — »Ja, man könnte sich nicht wunderbarer träumen lassen,« entgegnete lachend der Spötter. — »Was mich betrifft,« antwortete der Poet, »so habe ich an den Weltbegebenheiten immer nur als Dichter Antheil genommen.« — »Daran haben Sie sehr wohl gethan,« erwiderte der Spötter. »Das ist eine vernünftige Maxime, mit

der man immer oben schwimmt. Ich kenne viele Leute, welche sie befolgt haben, ohne Dichter zu seyn. Gestern noch haben Sie für das hohe Regentenhaus gesungen . . .

Und heute laßt uns singen
Den Freistaat Flachsenfingen!

»Mein Vester! Man muß sich eben in die Zeit schicken.« — »Da haben Sie ganz Recht, mein Vester!«

»Hört mich, deutsche Männer,« rief mit kräftiger Stimme der hohe Jüngling und trat bis an den Rand der Tribune vor. Allgemeine Stille trat ein. »Vor drei Jahrhunderten noch,« fuhr er fort, »waren wir ein Volk, welches das eigenthümlichste Gepräge trug. Unsere Religion, unsere Gesetze, unsere Wissenschaft, unsere Kunst, unsere Sitten, Weisen und Gebräuche — Alles

bildete ein ganz eigenes Leben und Wesen, dem man es ansah, daß es nicht aus der Fremde geholt, sondern aus eigenen Wurzeln erwachsen war. Die Zeichen dieses eigenen Lebens stehen in dem, was uns von dem Wirken und Thun unserer Vorfahren noch übrig ist, in solcher Tüchtigkeit, Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit noch vor uns, daß wir daraus lernen können, welche Menschen diejenigen waren, die in solchen Werken und Thaten sich der Nachwelt offenbart haben. Seit drei Jahrhunderten aber ist alles anders geworden; wir sind in thörichtester Eitelkeit und Verblendung, worin wir unsere eigene Herrlichkeit verkannten, aus uns herausgegangen, und haben bei den Fremden gesucht, was wir lange schon viel besser bei uns selbst hatten. Der Engländer soll uns lehren, wie wir uns am besten kleiden, der Franzose, wie wir uns am glatteiten gebedrden und am fierlichsten und richtigsten plappern, der Türke, wie wir den

Bart stutzen, der Pole, wie wir den Säbel und die Sporen umschnallen, der Italiäner, wie wir den Mantel werfen, und der Ungar und Spanier, wie wir mit Ernst und Großheit eine vornehme Würdigkeit darstellen. In diesem verkehrten Streben, von allen etwas anzunehmen und uns zu allgemeinen Bildern von ganz Europa zu bilden, verlieren wir das Ganze, was wir seyn könnten, und stellen nie das feste und stattliche Bild eines eigenen Volkes dar.

»In den letzten Jahren aber haben wir durch Gottes wunderbaren Geist, der in uns mächtiger gewesen ist, als die vergänglichen Arme, solche Thaten des Heldenthums und der Seelenhöhe gethan, worüber unsere ältesten und längst hingeschiedenen Helden und Kaiser und Fürsten, die ihr Deutschland als ein Heiligthum im Herzen trugen, sich gewiß im höchsten Himmel gefreut und Gott gedankt haben, daß sie die Abaherren solcher Männer sind. Diese Tha-

ten oder vielmehr der unsichtbare und gewaltige Geist Gottes, der sie geboren hat, haben auch unsere Geschichte und das Gemüth und die Seele unseres Volkes wieder aufgeschlossen, welche für uns lange wie ein verhülltes Räthsel gewesen waren, wir haben die Namen Deutschland und Vaterland und deutsche Ehre und deutsche Freiheit wieder wie etwas Heiliges und Hochverehrliches ausgesprochen, und die Worte Deutsch und ein Deutscher haben nach langen Jahrhunderten zum erstenmal wieder angefangen, uns gleich den Worten Bruder und brüderlich zu klingen. Durch alle Klassen und Alter ist für alles Deutsche ein warmes Gefühl von Liebe und Treue gedrungen, das uns Eintracht, Herrlichkeit und Macht bringen muß, wenn wir es verstehen, dieses Gefühl weiter zu pflegen, und uns da, wo die verschiedenen Regierungen mit ihren kleinlichen Rücksichten und Listen der Habsucht und Ehrsucht immer wieder

auseinander reißen wollen, fest und fester in einander zu binden: Leichter denn je zuvor ist es jetzt, alles Deutsche zu einer Einigkeit, Gemeinsamkeit und Brüderlichkeit zu erheben und zu verbinden, denn Gott selbst hat uns vorgearbeitet und den Boden für die glückliche Besaamung der Zukunft bereitet. Schon stehen die Deutschen da, herrlich gerüstet zu allem Schönen und Guten, aber wie Riesenfinder — sie können ihre Kraft noch nicht. Wenn sie aber zum Gefühle der Kraft kommen, die in den mächtigen Gliedern wohnt, dann werden die Spitzen der alten Berge beben und die Meere aus ihren Ufern treten.»

»Will Deutschland wieder zu seiner alten Herrlichkeit gelangen, so müssen alle kleinen unabhängigen Fürstenthümer aufhören. Als man Deutschland und das deutsche Volk noch mit Furcht und Ehre nannte, da bestanden solche noch nicht. Wir Deutsche müssen wieder unter die Majestät des Reichs und Ober-

herrlichkeit des Gesetzes gestellt werden. Keine souverainische Fürsten darf es mehr geben, die Gesandte halten, Bündnisse schließen und Heere befehligen, sie dürfen nur die Oberichter und Oberverweser der Lande seyn und sie müssen in allem, was sie thun, von dem ganzen Reiche und seinem Oberhaupt den Befehl und von ständischen Stellvertretern den Rath und die Beistimmung empfangen. Dann werden sie in der That acht deutsche Fürsten seyn und größere Ehre und Majestät haben, als jetzt bei einem erbettelten Glanze kleinlicher Herrschaft, welcher die Unterlage der Macht fehlt.»

»Die Freundschaft und der Freiheitskrieg, durch welche die Gesinnung und die Liebe deutscher Menschen wieder fester in einander flossen, als seit Jahrhunderten nicht mehr war, haben den Weg zu Deutschlands Einheit und Freiheit gebahnt. Die Völker müssen die kleinen Rücksichten und die kleinlichen und engen Absichten aufgeben, und alle,

was die deutsche Sprache spricht, muß sich verbinden in Liebe und Treue. Die Fürsten müssen wieder Eins werden mit dem deutschen Reiche und Volke, und müssen Vorrechte und Ansprüche aufgeben, welche sie durch Mißbräuche und nicht auf rechtem Wege erlangt haben. Wo sie dieses nicht wollen, müssen sie mit Gewalt dazu gezwungen werden. Heute und hier ist der erste Schritt zu Deutschlands Wiedergeburt geschehen. Die Flamme, welche sich hier entzündet, wird weiter greifen und wird leuchten durch alle Gauen Germaniens. Glucksenssingens Name wird unsterblich seyn in den Jahrbüchern der Welt, denn von ihm wird Deutschlands Einheit und Freiheit ausgehen.»

»Eine schöne Rede!« sagte ein Bürger. —
»Eine sehr schöne Rede!« riefen mehrere nach.
»Ja,« sprach ein Professor gravitatisch, »die Deutschen sind doch das erste Volk der Welt; das ist unzweifelhaft.« — »Ja wohl,« fiel

der Spötter ein, »von eigenthümlichem Gepräge in Religion, Gesezen, Wissenschaft, Kunst, Sitten, Weisen und Gebräuchen. Alles bildet bei ihnen ein ganz eigenes Leben und Wesen.« — »Und die Thaten, welche wir im Freiheitskriege gethan, hat er gar schön in die Rede verflochten,« sagte ein Käsekrämer, der fleißig die Zeitung studirte. — »Ja, diese Thaten des Heldenthums und der Seelenhoheit,« fuhr der Satyriker pathetisch fort, »worüber unsere Ältesten und längst hingeschiedenen Helden und Kaiser und Fürsten, die ihr Deutschland als ein Heiligthum im Herzen trugen, sich vor Freuden im Grabe herumdrehen und Gott danken werden, daß sie die Ahnherrn solcher Männer sind!« — »Ja, die Deutschen sind Leute,« riefen mehrere Stimmen, und ein sichtbares Selbstgefühl hob die Brust des versammelten Flachsenfingischen Volkes. — »Ja, das ist der ächte deutsche Geist, der in Flachsenfingens edlen Bürgern waltet,« fuhr der Spöt-

ter zu haranquieren fort; »es ist derselbe Geist, der, unter der Mitwirkung des Himmels, die Herzen unseres Volkes, die lange wie ein verhülltes Räthsel gewesen waren, wieder aufgeschlossen und die Flachsenfinger und Fachsenfelder, und alle die Stämme der alten Germanen, die lange sich feindlich gegenüber stunden, durch die Namen Deutschland und Vaterland, deutsche Ehre und deutsche Freiheit auf ewige Zeiten brüderlich verflochten hat!« — »Ja, wir sind achte Deutsche!« riefen viele aus der Menge. — »Recht so,« sprach der Spötter, »das ist das warme Gefühl von Liebe und Treue, das alle Klassen und Alter durchdrungen hat, und das Deutschland Eintracht, Herrlichkeit und Macht bringen wird!« »Ja, mächtig müssen wir werden!« riefen mehrere Stimmen. — »Mächtig durch Einigkeit, Gemeinsamkeit und Brüderlichkeit,« fuhr der Spötter fort. »O, ihr Riesenkin- der, die ihr herrlich gerüstet da steht, ler-

net eure Kraft kennen — und die Spitzen der alten Berge werden beben und die Meere aus ihren Ufern treten!« — Die guten Einwohner von Spiesburg freuten sich zu vernehmen, daß sie so furchtbare Leute seyen. Viele von ihnen warfen sich in die Brust und machten ein grimmiges Gesicht. — »Ihr wollt also aufhören, Flachsenfinger zu seyn, um Deutsche zu werden?« fragte der Spötter mit einem Faunengesicht. — Die Menge schien zu erstarren, und allmählich erhob sich ein Wogen und Brausen unter ihr. Viele Stimmen schrien wild durch einander: »Was? Wir sollen aufhören Flachsenfinger zu seyn! Wir wollen keine Deutsche werden! Flachsenfinger wollen wir bleiben bis in alle Ewigkeit! Deutschland soll Flachsenfingisch werden!« »Haltet ein, Freunde!« rief der Spötter aus. »Ihr seyd ächte Flachsenfinger. Niemand, und ich am wenigsten, wird euch zumuthen, Deutsche zu werden. Das Unmögliche verlangt selbst Gott nicht.«

Von dem Gerüste aus bemerkte man das Wogen und Brausen unter der Menge, ohne jedoch deren verwirrtes Geschrei zu verstehen. Hermann von Walbeck, der es als ein Zeichen günstiger Gesinnung ansah, trat an den Rand der Tribune vor und rief mit lauter Stimme: »Ha! tapfere Männer von Flachsensingen, ihr seyd entbrannt für Deutschlands Ruhm und Ehre! Ich verstehe euch. Ihr verlangt Waffen, zu kämpfen für Deutschlands Einheit und Freiheit. Zähmt eure edle Ungeduld, die Stunde ist noch nicht gekommen. Bald aber werden wir ausziehen in den Streit — und von Flachsensingen aus wird Deutschland eine neue Sonne aufgehen.« Er verließ mit seinem Gefolge das Gerüste und ging in das Schloß zurück.

»Was hat er gesagt?« fragten einige Stimmen. — »Die Sonne von Flachsensingen soll über Deutschland aufgehen,« antwortete der Spötter. — »Also bleiben wir Flachsensingisch?« riefen mehrere. — »Nicht nur, son-

bern es scheint auch, daß Deutschland Flachs-
senfingisch werden soll.« — »Was sich da
die Flachsensfelder ärgern werden!« schrie ju-
belnd die Menge und ging sehr vergnügt
nach Hause.

»Weib,« sprach Herr Thaddäus Pfeff-
erkorn im Heiligthum seines Wohnzim-
mers, nachdem er sorgfältig die Thüre ver-
riegelt hatte, »höre, was ich dir sagen will.
Deutschland wird Flachsensfingisch. Darauf
nun habe ich eine Speculation gegründet.
Die Häuser und Bauplätze müssen enorm
theuer werden; ich kaufe in aller Eile einige
Häuser und Güterstücke zusammen.« — »Wenn
aber Deutschland nicht Flachsensfingisch würde?«
wendete die Hausfrau ein. — »Dummes
Zeug!« versetzte der Mann erboßt; »ich
werde doch meinen eigenen Ohren trauen
dürfen; ich war ja selbst dabei, als es be-
schlossen wurde.« — »Herein!« rief Herr
Thaddäus und riegelte dem Klopfen den
die Thüre auf. »Gegrüßet sey'st du, mein

Sohn Fürchtegott!« »Was bist du denn geworden, Fürchtegottchen?« fuhr die Mutter auf ihn ein, »der Vater sagt ja, du sey'st auch dabei. Gewiß doch Regierungsassessor?« — Der Sohn warf einen verachtenden Blick auf die Mutter. — »Kränke doch den Jungen nicht,« belehrte sie der Vater; »es ist eine Revolution, und wer daran Theil nimmt, fängt nicht mit dem Assessor an. Regierungsrath ist unser Fürchtegott ganz gewiß?« — »O, der Schande, wenn ich einen solchen Posten annähme!« sprach Isenbart mit Hoheit. — »Bist du denn vielleicht gar Staatsrath geworden?« fragte hastig die Mutter. — »Oder Minister?« fiel der Vater ein. — »Das genügt mir nicht,« erwiderte stolz der Sohn. — »Mein Gott!« riefen beide Eltern zumal aus, »was kann man denn weiter werden in einem christlichen Lande?« — »Ich bin Herzog,« entgegnete Isenbart und trat mit Hoheit unter sie. — »Herzog!« riefen

die Eltern erschauet und fuhren erschrocken zurück. »Herzog von Flachsenfingen?« — Hsembart der erste, Herzog der Franken,« antwortete der Sohn. — Da neigten sich die Eltern in Demuth vor ihm. — »Sage mir doch, mein Herzenskind,« fragte die Mutter und wagte kaum ihn als Sohn anzureden, »wie ist denn das gekommen?« — »Das deutsche Kaiserreich in seiner alten Glorie wird wiederhergestellt,« erwiderte Hsembart; »die Herzogthümer und Grafschaften werden an die Würdigsten vertheilt. Mir ist das Herzogthum Franken zu gefallen.« — »Ach, du lieber Gott!« sagte gerührt die gute Frau, »so wäre ich also die leibliche Mutter eines Herzogs! Sage, mein Sohn, wirst du denn deine Eltern auch noch kennen?« — »Schande dem deutschen Manne,« rief Hsembart mit Begeisterung, »der den Erzeuger und die Gebärerin verkennen wollte, wenn er auch auf einem Kaiserthron säße! Hsembart mit

dem herzoglichen Mantel angethan, ist noch immer der Sohn seiner Eltern.« — »Ach Gott, welche Freude!« riefen Beide. — »Und welche Ehre!« fügte die Mutter hinzu. — »Und welches Einkommen!« sagte der Vater. — »Könntest du denn nicht deinen Vater auch zu einem Herzog oder wenigstens irgend zu einem Grafen machen?« fragte Mama. — »Nur an Mitglieder des deutschen Bundes werden solche Stellen vergeben,« versetzte der Sohn. »Wer die Gefahr getheilt hat, theilt auch den Lohn.« — »So ist dein Vater, so ist er immer gewesen,« sprach die Mutter erzürnt. »Hätte er nicht auch an dem Bunde Theil nehmen können? Überall kommt er zu spät. Jetzt könnte er Herzog seyn, und ich Herzogin.« — »Liebe Frau, wenn ich nur zuvor gewußt hätte, wie die Sache ausgeht!« sprach der Vater kleinlaut. — »Ei was!« entgegnete die Mutter, »man muß auch etwas wagen; da nehme ein Beispiel an unserm Fürchte«

gott!« — »Aber sage mir, mein Sohn,« fragte der Vater, »wie ist denn das Alles so schnell gekommen?« »Der geheime deutsche Bund,« erwiderte dieser, »ist verbreitet und verzweigt durch alle Gauen Deutschlands. Überall zählt er Mitglieder in allen Ständen. Hier nun ist der erste Schlag geschehen; er wird in ganz Deutschland wiederhallen. In allen Staaten wird der Bund zumal losbrechen und die alte Ordnung der Dinge stürzen, um auf ihr ein neues Deutschland, nach dem Muster des alten, zu bauen. Ein Reich und Ein Oberhaupt! Das Land in Gauen getheilt, welche durch Grafen und Herzoge verwaltet werden! In der letzten Nacht ist hier der Bund losgebrochen. Ein Theil des Militärs war gewonnen; der andere hat sich angeschlossen; die wenigen, welche widerstrebten, wurden entwaffnet. Das Schloß wurde besetzt. Wir traten vor den Fürsten, sprachen inhaltschwere Worte von Deutschlands neu aufgehender Herrlich-

keit und Macht, und trugen ihm die deutsche Kaiserkrone an.« — »So geht also die Prophezeiung in Erfüllung?« riefen beide Eltern erstaunt aus. »Ey, seht doch!« — »Rein!« fuhr Isembart zornig auf; »es war ein Lügenwort; er hat die Krone ausgeschlagen; er ist ein engherziger Fürst, der nichts wagen will für Deutschlands Ruhm und Größe.« »Wer wird denn jetzt Kaiser von Deutschland?« fragte der Vater. — »Wir trugen die deutsche Krone Hermann von Waldeck an.« — »O, lieber Gott,« rief der Vater angstvoll aus, »der wird michs übel entgelten lassen, daß ich ihn gleichsam aus dem Hause gewiesen habe!« — »Hermann,« erwiderte stolz der Sohn, »ist zu groß zu kleinlicher Rache. Im übrigen wird er nicht Kaiser, denn er hat die Krone nicht angenommen.« — »Ist er auch zu engherzig?« fragte der Vater. — »So sey Du großherziger, mein Sohn Fürchtegott,« fiel die Mutter ein, »und werde Kaiser von Deutsch-

land. Irgend jemand muß es doch werden, und da dachte ich, wärst du so gut als ein anderer. Thue es um des armen Volkes willen, das sonst so verwaist wäre.« — »Die edelsten Rücksichten,« entgegnete Isenbart, »haben meinen Hermann geleitet; er will rein und frei dastehen von allem Eigennutz; er hat nicht einmal ein Herzogthum oder eine Grafschaft angenommen, das mit nicht die Nachwelt von ihm sagen möge, er habe für sich selbst gearbeitet.« — »So sey du vernünftiger, mein Sohn Fürchtegott,« bat die Mutter, »und kümmere dich nichts um die Nachwelt. Nehme die deutsche Krone an; es wäre so schön, wenn ich in meinen alten Tagen noch Kaiserin Mutter würde!« — »Nein, bei Hermanns Schatten, das thue ich nicht!« betheuerte der Sohn. — »Wenn du einen edlen Ehrgeiz besäße,« fuhr die Mutter zornig auf, »so würdest du nicht mit einem lumpigen Herzogthum vorlieb nehmen!« Deutschlands

Freiheit und Größe ist mein Ehrgeiz!« versetzte Isebart mit Hochgefühl. »Wer wird denn jetzt Kaiser von Deutschland?« fragte der Vater. Das liegt noch im Schooße der Zukunft,« erwiderte der Sohn. »Sie werden irgend einen Esel dazu machen!« rief die Mutter erboßt aus. Auf solche Art endete die erste Zusammenkunft des Herzogs Isebart mit seinen fürstlichen Eltern.

Sämmtliche Bewohner von Spießburg wurden unter Trommelschlag eingeladen, dem großen Feste der Befreiung Flachsensingers und Deutschlands anzuwohnen. Nachdem sie auf eingezogene Erkundigung erfahren hatten, daß, wie bei Freirebenten Alles gratis abgegeben werde, öffneten sich ihre Herzen der neuen Ordnung der Dinge. Von der Stadt und Umgegend floß eine unzählige Menge auf dem freien Platze zusammen, auf dem die Tafeln aufgestellt und mit Speisen und Getränke reichlich versehen waren. Ehe man sich nieder setzte, wurde in zwei Predigten, deren eine ein katholischer und die andere ein evangelischer Geistlicher hielt, dem Himmel für den glücklichen Erfolg der

Flachsenfingischen Revolution gedankt und die neue Ordnung der Dinge dessen besonderem Schutze empfohlen; dann folgten ein halbes Duzend patriotische Reden, in denen von Flachsenfingens und Deutschlands künftiger Größe und Glückseligkeit Wunderdinge verkündet wurden; den Beschluß machten zwölf Gebichte, in welchen trotz der Eile, womit sie verfertigt worden, der Rhythmus aufs gewissenhafteste beobachtet war. Nachdem diese harten Proben, auf welche man den Patriotismus der Flachsenfinger gesetzt hatte, glücklich überstanden waren, ging man zu Tische. Mit jedem Glase Wein stieg die Vaterlandsliebe, und ehe noch die Sonne untergegangen war, hatten alle Anwesenden den Schwur geleistet, für Flachsenfingens und Deutschlands Freiheit den letzten Blutstropfen hinzugeben. — »Erkennen Sie hieraus,« sprach Hermann zu Friedrich Rosen und drückte gerührt dessen Hand, »den Sinn und Geist und die Thatkraft unseres Volkes.« »Ja,« erwiderte dieser trocken, »der Freiheitsstaumel ist groß, aber nicht größer, als ich mir ihn gedacht habe.«

Dreizehntes Kapitel.

Entwicklung und Schluß dieser Geschichte.

Am andern Morgen trat Isembart vollständig bewaffnet in das Zimmer seiner Eltern. Sein Vater saß im Schlafrock und in der Schlafmütze in einem Armsessel und sah sehr abgezehrt aus. — »Ja, mein Vater,« rief Isembart begeistert aus, »du hast gestern goldene Worte gesprochen, die nie, niemals in meinem Herzen verhallen werden. Wie stolz bin ich nicht auf deinen deutschen Sinn! Alles, Alles, Gut und Blut, Leib und Leben willst du für Deutschlands Einheit und Freiheit wagen! Unter deinen Augen, mein edler Vater, will ich meine ersten Vorfathaten thun. Heute noch ziehen wir aus Spiesburgs Mauern, Deutschland zu rächen und zu retten.« — »Heute schon?« fragte ziemlich kleinlaut Herr Thaddäus. »Ey! pressirt es denn so? Man sollte doch vorher reiflich überlegen, Pläne machen, die Armee

organisiren, und was sonst noch nöthig ist. Auch muß ein ordentlicher Mann zuvor sein Haus bestellen. Ach Gott! ich muß ja erst ein Testament machen, ehe ich in den Krieg ziehe.« — »Darum dünkte ich,« fiel die Mutter ein, »es wäre besser, ihr bliebet beide zu Hause; die Sache wird ohne euch ausgemacht werden können.« — »Ha!« fuhr Isembart auf, »so Mutter! welche Worte, unwürdig einer deutschen Frau!« — »Ey! was geht mich Deutschland an — ich bin aus Glucksensingen! Jeder ist sich selbst der Nächste, und wenn die Deutschen ohne eure Hülfe nicht frei werden können, so sollen sie es bleiben lassen.« — »Ja, so direct sich in die Sachen zu mischen,« sprach Herr Thadäus, durch die Reden seines Weibes ermuntert, »ist allerdings nicht der Klugheit gemäß und könnte gefährlich werden; ich denke demnach, wir wollen im Stillen abwarten, wie sich die Angelegenheiten wenden.« — »Aber dein theurer Eidschwur, mein Vater!« rief Isembart aus. — »Ey!« nahm die Mutter das Wort, »wenn Einem der Wein die Zunge lупft, spricht man manches, was

hernach nicht in Erfüllung geht. Solche Reden sind nicht verbindlich.« — »Er hat aber bei Deutschlands Heil geschworen!« — »Sein eigenes Heil geht vor.« — »Wie billig,« seufzte der Vater, der mit Schauern an die Gefahren von Kampf und Krieg dachte. — »Welche Engherzigkeit!« rief Isembart in halber Verzweiflung. »Bedenkt doch die Schande, die auf unsern Namen fällt, wenn alle die tapfern Männer von Flachsenfingen ausziehen in den Streit, und Isembarts Vater allein bleibt zu Hause!« — »Da sey du ohne Sorgen,« fiel die Mutter mit großer Ruhe ein; »er bleibt nicht allein zurück; ich habe mich schon bei allen Nachbarn erkundigt — es will keiner ins Feld ziehen, so hoch sie auch gestern geschworen haben.«

»Da reitet ja der Fürst den Marktplatz herauf,« sagte Herr Thaddäus, der mechanisch durch die Scheiben blickte. — »Unmöglich!« rief Isembart erschrocken aus. — »Ja, gewiß und wahrhaftig, er ist es in eigener Person,« bekräftigte die Mutter; »ich meyne ja, mein Sohn, du hättest gesagt, er sey gefangen.« — »Er war es, irgend ein

unglückliches Ereigniß, Verrätherei.....» —

»Vielleicht,« fiel der Vater ruhig ein, »hat er sich inzwischen anders besonnen und will nun doch die deutsche Kaiserkrone annehmen.« —

»Wohl möglich,« fügte die Mutter hinzu, »guter Rath kommt über Nacht.« — Das

verklärte Gesicht eines Nachbarn erschien unter der Thüre: »Wissen Sie auch, Herr Pfefferkorn, große Neuigkeiten.....

ich bin durch den Hof herübergeschlichen..... es ist Alles wieder beim Alten.....« — »Wie

denn, wie denn?« fragten Alle wie aus einem Munde. — »Ueber Nacht ist das so gekommen..... er regiert wieder.....« — »Wer,

wer regiert?« — »Wer? der alte Herr.«

»Gottlob! sage ich; jetzt müssen wir nicht für die deutsche Freiheit ins Feld ziehen.« — »Ja,

Gottlob!« fiel Herr Thaddäus ein; »das lag mir wie ein Stein auf dem Herzen.« —

»Ist andern Leuten auch so gegangen. Meine

Frau sagte zu mir: »Du Esel, was geht dich die deutsche Freiheit an; du bist ein Leineweber.« — »Alles verloren! Alles verloren!«

rief Sembart tragisch dazwischen. — »Bist du denn jetzt nimmer Herzog?« fragte die

Mutter. — »Alles ist aus,« erwiderte der Sohn! »der große Schlag ist verfehlt!« — »Ach, tröste Dich nur,« ermahnte die Mutter; »Du hast doch zu leben, wenn Du auch nicht Herzog bist.« — »Sterben, sterben werde ich für Deutschlands Freiheit!« seufzte Isembart. — »Du wirst doch kein Narr seyn, mein Sohn, und Dich aufopfern wollen,« versetzte der Vater; »ein Einzelner kann da nichts machen.« — »Werden sie mich nicht hinrichten als Verschwörer und Hochverräther!« klagte Isembart. — »Ach Gott, ja! man hat solche Beispiele,« rief der Vater angstvoll aus. — »Du mußt einen Fußfall thun,« schrie die Mutter; »zu den Füßen des gnädigsten Landesvaters mußt Du um Dein Leben stehen.« — »Nimmermehr, eher sterben!« sprach Isembart entschlossen. — »Möchte wohl rathe, daß sich der Herr Sohn einstweilen ein wenig versteckt halten, bis der erste Grimm der hohen Landesregierung in etwas verraucht ist,« sagte der Nachbar. — Isembart stürzte aus dem Zimmer. Der Nachbar schlich auf den Zehen weg, und flüsterte zu Hause seiner Frau ins

Dhr: »des alten Pfefferkorns Fürcht«
te gott ist in einem leeren Fasse im Keller
versteckt; es darfß aber Niemand wissen.«
»Gott behüte, wer wird so etwas sagen; da
hängt ja Leib und Leben daran,« erwiederte
das Weib, öffnete ein Hinterfenster und
theilte einer Nachbarin die große Nachricht
mit. So gieng sie weiter von Fenster zu
Fenster. Manche machten ihre Glossen dazu
und freuten sich der Demüthigung des Pfeff-
erkornischen Hauses. Von da an erhielt der
junge Fürchtgott den Beinamen: »der
Eintagsherrzog im leeren Fasse.«

Inzwischen durchlief das Gerücht die
Hauptstadt, daß Hermann von Waldeck,
nebst seinen Mitverschworenen, im Schlosse
gefangen sey. »So geht es,« sprachen die
Bürger untereinander, »wenn man sich in so
gefährliche Händel einläßt; das kann kein
gutes Ende nehmen.« »Ich habe doch gleich
im Stillen gedacht, daß es so kommen werde,«
sagte einer. »Das Rämlische habe ich auch
gedacht,« riefen zehn andere nach. »Aber

nur im Stillen,« fiel der Spötter ein. »Wer wird sich auch über politische Sachen laut äußern!« antwortete ein Zweiter. »Freilich, das wäre nicht klug!« erwiderte der Spötter. »Es wird nun verschiedene Hinrichtungen geben,« sagte ein Dritter. »Und das von Rechtswegen,« fiel Herr Sebastian Butterbeck ein. »Sie haben vermuthlich schon ein Gedicht bereit,« fragte der Spötter, »worin Sie den Triumph der legitimen Gewalt besingen?« »Die drei ersten Verse sind fertig,« versetzte der Stadtpoet, »soll ich sie Ihnen vorlesen?« »Sie sind allzugütig, ich kann mir den Inhalt schon ungefähr denken.« »Wenn glauben Sie denn, daß die Hinrichtungen vor sich gehen werden?« fragte ein Vierter. »O, o!« kreischten einige anwesende Frauenzimmer, »das können wir nicht mit ansehen.« »Ja,« sagte gravitänisch ein Jurist, »die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Fiat justitia, pereat mundus. In Sachen des Hochperraths wird kurzer Prozeß gemacht.« »Es ist doch Schade um den jungen Waldeck; er ist so ein schöner Mann,«

bemerkte eine ältliche Dame. »Kann ihn nichts helfen,« erwiderte trocken der Jurist. »Darnach fragen die Gerichte nicht.« — »Fahren da nicht E. hochfürstliche Durchlaucht?« sagte der Poet in fragendem Tone. Alles eilte an die Fenster. »Wer sieht denn neben ihm im Wagen?« schrien mehrere im Tone der Verwunderung. »Das ist ja eben der junge Waldek.« »Der hingerichtet werden soll?« fragten viele Stimmen. »Viel leicht geht es schon los!« meinten einige. »Was denken Sie?« fiel der Jurist ein; »so prompt ist doch die Justiz selbst in Sachen des Hochverraths nicht; und überdieß pflegen fürstliche Personen arme Sünder nicht zum Hochgerichte zu begleiten. »Ihre Thätigkeit in solchen Fällen beschränkt sich auf die eigenhändige Unterzeichnung des Todesurtheils,« sprach der Spötter. »Im übrigen,« fügte er hinzu und warf einen Blick auf die Straß, »sieht mir der junge Mensch nicht aus, als ob er eben zum Tode geführt würde.« »Weiß Gott, er lacht und scherzt ja mit dem alten Herrn, als ob sie Brüder wären,« rie-

sen viele Stimmen. »Dann wird er gewiß nicht hingerichtet, wie könnte er sonst so fröhlich seyn!« bemerkte der Stadtpoet. »Dahinter steht etwas,« sprach der Jurist mit dem Finger an der Nase; »ich glaube, wir werden am besten thun, die Entwicklung abzuwarten.« »Ja, das wird das Beste seyn,« riefen die andern nach. »Es geschehen doch seit einiger Zeit wunderbare Dinge in unserm Glacisfenstern,« sprach der Poet im Abgehen zu dem Spötter. »Jrgend ein Satyr,« erwiderte dieser, »muß sich das bödhafte Vergnügen machen, einfältige Spießbürger nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.«

Die Bürgerschaft von Spießburg war auf dem Rathhause versammelt, wohin sie der Stadtausruf berufen hatte, und manches Herz schlug ängstlich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Nach ziemlich langem Harren erschien der Stadtdirektor an der Spitze des Stadtraths, entfaltete ein Papier und las: »Seine hochfürstliche Durchlaucht haben, dem sogenannten Zeitgeiste nach

gebend, dem Fürstenthum Hachsenfingen unlängst eine Verfassung verliehen. Nachdem aber nunmehr Höchstniederselben durch die Erfahrung erprobt haben, daß repräsentative Verfassungen für kleine Staaten bloß illusorisch und durchaus ohne allen Werth sind, so haben Höchstniederselbe sich bewogen gefunden, die gedachte Verfassung hiedurch zurückzunehmen und die sogenannte Ständeversammlung hiedurch aufzulösen. Statt der erwähnten Verfassung wollen jedoch Sr. hochfürstliche Durchlaucht Ihrem Lande unbedingte Pressefreiheit verleihen, damit jeder Unterthan Gelegenheit finden möge, seine Ansichten, Wünsche und Beschwerden vor die Ohren des Regenten zu bringen. Hieran geschieht unser gnädigster Wille und wir verbleiben euch in Gnaden gewogen.« — »Das ist Alles was man in einem Despotenstaate verlangen kann. Amen!« sagte der Spötter. Der Freiheitsgeist der letzten Tage wurde mit keiner Sylbe gedacht, und in der Freude ihres Herzens hatten die guten Einwohner von Spieburg ihren weisen Stadtrath, Sr. hoch-

fürstlichen Durchlaucht den Dank der Bürgerschaft für die Aufhebung der Verfassung in corpore zu Füßen zu legen.

Am Abend dieses Tages, welcher in der Spießburger Chronik als der merkwürdigste und wechselvollste in der Geschichte des Fürstenthums Hachsenfingen aufgezeichnet ist, wanderten die Bewohner der Hauptstadt Schaarenweise in das Schauspielhaus, denn es war Freitheater zur Feier der Verlobung des Erbprinzen mit der Prinzessin Emilie, Nichte des Fürsten. »Wie heißt denn der Erbprinz?« fragte ein Fremder den neben ihm sitzenden Stadtportier. »Carl Hermann, Ihnen zu dienen,« erwiderte dieser. »Zeigen Sie mir ihn doch, wenn er erscheint.« »Kann nicht aufwarten, ich kenne ihn selbst nicht.« »Wie? Sie kennen den Erbprinzen Ihres Landes nicht!« »Nein! damit, mein Herr, hat es eine eigene Bewandniß, müssen Sie wissen,« dachte der Portier. »Se. Durchlaucht der Prinz sind schon seit Ihrem dritten Jahre von dem Hofsager Ihres gnädig-

ßen Herrn Vaters entfernt.« »Wie kommt denn das?« fragte verwundert der Fremde. »Se. hochfürstliche Durchlaucht haben, wie verlautet, die Erziehung eines Erbprinzen am väterlichen Hofe für nachtheilig gehalten. Der Prinz ist, wie man sagt, in der Ferne als Privatmann erzogen worden, ohne seine Abkunft zu kennen.« »Das ist wirklich nicht alltäglich,« versetzte der Fremde, »und bringt mir einen hohen Begriff von dem Verstande Ihres Fürsten bei.« Eben trat die fürstliche Familie in die Loge. Das Publikum erhob sich, und alle Köpfe blieben wie versteinert nach der Loge gerichtet. »Das ist Hermann von Waldeck oder der Teufel!« rief Isenbart, der sein philosophisches Asyl verlassen hatte. Der Erbprinz, seine schöne Braut am Arme, neigte sich gegen das Publikum. »Da kannst Du doch noch etwas werden bei so hohen Connerionen!« schüttelte der alte Pfefferkorn seinem Fürstengott freudig in die Ohren. »Dort ist ja auch Herr Friedrich Rosen,« rief Herr Thaddäus Halblaut. »Der dort

mit dem großen Stern?» fragte ein alter Bürger. »Das ist ja der Prinz Wilhelm, der jüngste Bruder Sr. hochfürstlichen Durchlaucht, der schon so lange abwesend von hier ist. Ich kenne ihn aber wohl noch.« »Ja, weiß Gott, ich alter Esel,« rief Herr Thaddäus aus, »wo hatte ich denn bisher meine Augen!« »Vermuthlich in der Tasche,« erwiderte der Spötter; »aber trösten Sie sich, es ist noch mehr Leuten so gegangen. Einen Fürsten erkennt man am Stern, und der Prinz trug ja keinen, so lange er Herr Friedrich Rosen war.« »Da haben Sie auch Recht,« versetzte Herr Thaddäus. Man gab Turandot. Als die chinesische Prinzessin austrat, fuhr der Erbprinz, wie das Publikum bemerkt haben wollte, sichtbar betroffen zurück. Ein verschwiegener Kammerherr, wie es deren mehrere gibt, berichtigte noch an demselben Abend die Vermuthungen des Publikums durch Erzählung des Vorfalles: Als der Erbprinz zurückfuhr, lächelte der Fürst und sagte: »Sie heißt Rosamunde, und

wird wahrscheinlich die Chineserin so gut spielen, als die Altdutsche.« Der Prinz erröthete und drückte seiner Braut die Hand.

Am folgenden Abend trat der Spötter in das Weinhaus, in welchem die Spiesburger Harmonie an diesem Wochentage zusammenzukommen pflegte. Alle Mitglieder fuhren mit großer Höflichkeit von ihren Sigen auf, denn man hatte heute den Satyriker sehr vertraulich, Arm in Arm, mit dem Prinzen Wilhelm über die Straße gehen sehen. »Nun,« fragte er den Poeten, »ist Ihr Gedicht in Ordnung? die hohen Herrschaften scheinen darauf zu warten.« »Haben Sie etwa eine höchste Erwartung dieser Art verlauten hören?« fragte angelegentlichst der Dichter. »Es wäre freilich meine unterthänigste Schuldigkeit, die herrliche Entwicklung aller dieser Verwicklungen durch ein Gedicht zu feiern, aber ich kann leider in diesem Labyrinth den Faden nicht finden.« — »Ich will Ihre hilfreiche Ariadne seyn.« — »Sie werden mich dadurch sehr verbinden und zu Ihrem ewigen Schuldner machen.« — »Fragen Sie!«

— »Wo ist denn der Prinz erzogen worden?«
»Bald da, bald dort, um Welt und Menschen kennen zu lernen.« »Hat er denn die Prinzessin Emilie zuvor schon gekannt, daß es so schnell mit der Verlobung gieng?«
»Er lernte sie kennen und liebte sie, ohne zu wissen, wer sie war, und daß sie für ihn bestimmt sey.« »Was hat es denn für eine Verwandtniß mit einer gewissen Rosamunde?«
»Der Prinz, der eine lebhafteste Phantasie hat, ließ sich vom Deutschthümeltaumel hinreißen. Die Hofschauspielerin R. R., die sich unter fremdem Namen in einer andern Hauptstadt aufhielt, wußte ihn durch ihr deutschthümliches Wesen zu bezaubern. Er schwankte zwischen ihr und Emilien, welche, wie er klagte, keiner höhern Begeisterung fähig sey. Gestern ist er im Hoftheater, als er sie auf der Bühne erblickte, vollends entzaubert worden.« »Wie verhält es sich denn eigentlich mit der Verschwörung und Revolution, welche hier vor unsern leiblichen Augen losgebrochen ist?« »Es war lauter Wind. Die Hauptverschwörer waren der Fürst und

der Prinz Wilhelm. Vom Theater und Militär las man sich, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, die nöthigen Gehülfen aus.« »Was hatte denn die ganze Sache für einen Zweck?« »Den, den hellen Verstand des Prinzen vom Uebel des Deutschlands zu befreien und ihm anschaulich zu machen, daß von einfältigen und selbstsüchtigen Spießbürgern keine Großthaten zu erwarten sind.« »Werden denn die Demagogen jetzt bestraft werden?« »Gott behüte! der Fürst ist vernünftig genug, um über solche Poffen zu lachen. Ueberdieß sind die meisten dieser jungen Männer Leute von Geist und Herz, die etwas Tüchtiges zu leisten vermögen, wenn ihrem Streben das rechte Ziel vorgesetzt wird. Der Fürst gedenkt sie vorzugsweise in seinem Lande anzustellen, da sie wenigstens in jedem Falle dieses vor andern Bewerbern voraus haben, daß sie von allem egoistischen Philistertum frei sind.« »Haben Sie noch etwas zu fragen?« »Vor der Hand nicht. Ich danke Ihnen. Alles dieses wird Stoff zu sehr artigen Anspielungen geben.«

Einige Zeit hernach erhielt Königilde einen Brief von ihrem Isembart. Er schrieb ihr: «Liebes Mädchen! Deutschland ist noch nicht frei. Da ich aber inzwischen Glucksensfingischer Regierungsbassessor geworden bin, so werde ich ehestens in Deinem ältlichen Hause eintreffen, um Dich als mein Weib heimzuführen. Dein treuer Fürchtegott!»

E n d e.

Wegweiser
für
Freunde der Geschichte
und der
schönen Literatur.

In den Jahren 1829 und 1830 sind umstehende Werke erschienen, welche nicht allein zu den Ausgezeichnetsten der deutschen Literatur gehören und darum von jedem Gebildeten gekannt zu seyn verdienen, sondern sich auch durch äußere schöne Ausstattung zu Weihnachts-, Geburtstags- und sonstigen Geschenken vorzüglich eignen.

Vergißmich!

Taschenbuch für das Jahr 1830.

Herausgegeben

von

E. Spindler.

Mit sieben Stahlplatten.

Inhalt:

Drei Sonette. Auf den Papieren eines Künstlers.

Der Hof zu Castellaun.

Schlöfres und Waghmanes.

Der Roman eines Abends.

Vergißmich! oder das nie gekese Bild.

— Eleganz erhaben, mit Gedächtnis.

Des Herausgebers großes und originelles Talent hat nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Holland schnell die Aufmerksamkeit und einstimmige Bewunderung der Kenner wie des großen Publikums auf sich gezogen. Diese Fülle, dieser Reichtum, dieses Anschwellen, die steigende Bedeutsamkeit der Begebenheiten, die kritische und Wirklichkeit des Lebens, die in den Spindler'schen Dichtungen wehen, ist in der deutschen Unterhaltungsliteratur noch nicht da gewesen. Die Leser des Vergißmich! werden in diesem edlern reizenden Rahmen das große Talent, die ganze Fülle Spindlers wieder finden, die seine früheren Dichtungen so hoch stellen. Die sieben Aetia und höchst sauber ausgeführten Stahllithen von Reichmann: Titian's, Raphaels und Pyrons Geliebte und noch vier andere Compositionen, auf welchen unter andern auch Goethe und Napoleon porträtiert sind, können gegen die gewöhnlichen Almanachskupfer wahre Kunstwerke genannt werden.

Die
geschichtlichen Fresken
in den Arkaden

des
Hofgartens zu München.

von
Joseph Freiherrn von Hormayr.

2. elegant broschirt.

Mit dem Bildnisse König Ludwigs von Bayern.

Der Meister historischer Darstellung, Johannes von Müllers würdiger Nachfolger, entfaltet in diesem Werk reicher als je seine tiefe Kenntniß des Geschehenen, seinen Scharfblick in die Ursachen und Folgen der Begebenheiten und seine Gabe getreuer Darstellung.

Bayern insbesondere, aber auch das ganze deutsche Vaterland muß den größten Antheil an diesem Werk nehmen, welches die Fresken im Bazar zu München, das redende Zeugniß und bleibende Denkmal von König Ludwigs hohem Streben in ihrer ganzen Bedeutung klar macht. Der Staatsmann, der Politiker, der Geschichtsforscher so wie der schlichte verständige Bürgermann, sie alle finden in diesem Werke reiche Nahrung für ihren Geist, darum dürften diese Arkadenbilder schwerlich irgend ein ächt deutsches Herz ungerührt lassen — um so weniger, je mehr ja der Zufall sie gerade jetzt zeitgemäß macht.

Die
Weissagung der Libussa.
Historisches Gemälde

aus
dem neunten Jahrhundert

von
Ludwig Bechstein.

2 Bände, elegant broschirt.

Mit diesem Werke tritt ein als Lyrischer Dichter rühmlichst bekannter junger Mann in die Laubbahn, die schon so viele und unter diesen doch nur einige mit Glück betreten haben, die des historischen Romandichters. Wir empfehlen dem Publikum dieses durch frische, lebendige Phantasie, treue Darstellung der Geschichte und sichere kunstfertige Zeichnung der Charaktere sich auszeichnende Werk. Aus einer bewegten Zeit, deren Verhältnisse in großen Massen gegen einander wogten, nimmt er seinen Stoss aus einem Lande, dessen Originalität sich als eine der schwersten in diesem Werke des poetischen Genius und der besonnenen Kunst darstellt. Wer Geschichte und Sagenwelt studiren will, findet hier eine reiche Quelle, wer sich mit erhabener Lecture für die Unbilder des Geschäftslebens zu entschädigen sucht, wird hier sich befriedigen können. Der Lyriker bewegt sich in der neuen Form eben so gewandt, als in der länger vertrauten. Gewiss wird kein Leser das Werk ohne eine nicht bloss äußerliche, sondern auch in der Erinnerung noch angenehme Befriedigung aus der Hand legen.

Blätter der Liebe.

Von

Anastasiuß Grün.

8. Elegant broschirt.

Der aus der Spindler'schen Damenzeitung bekannte Dichter Anastasiuß Grün erfreut unter die

sem Titel das Publikum mit einer Reihe seiner Gesänge. Eine feurige, lebensvolle Phantasie, ein scharfes und richtiges Kunstgefühl erheben diese Kinder der lyrischen Muse weit über die mittelmäßigen Producte, mit denen wir nicht selten befaßtigt wurden. Jeder Leser wird sich durch diese schöne Gabe erfreut, erwärmt und erfrischt fühlen.

Der letzte Ritter.

Ein Romangen-Cyclus

von

Anastasiuß Grün.

d. eleg. dressirt.

Wie aus den einzelnen Liedern des Verfassers der Frühlingshauch des Talentes und anweht, so entfalten sich in diesem Romangen-Cyclus ein wunderbar reicher Geist und die glühendste Phantasie in ihrer vollsten Kraft, und wenn man die obengenannte Sammlung einen Blumengarten nennt, so kann dieß Werk einer schönen Gegend mit Plüschbäumen und frischen Laubwäldern und grünen Wiesen und fruchtbaren Saatsfeldern im Schein der Morgensonne verglichen werden.

D e u t s c h l a n d

oder

Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Vier Bände gr. 8.

Große Unbefangenheit, wichtige Beobachtungsgabe, strenge Wahrheitsliebe und gesundes Urtheil sind die Hauptvorzüge, wodurch sich dieses Werk als Reisebeschreibung auszeichnet. Dabei verbindet der Verfasser mit der Erfahrung des gereiften Alters, die ihn überall treffende Reflexionen

einmischen läßt, jugendliche Begeisterung für die Schönheiten der Natur, und weiß durch seinen köstlichen Humor dem Ganzen eine Würze zu geben, welche die Aufmerksamkeit des Lesers durchaus in angenehmer Spannung erhält. Auch ist es ihm gelungen, das Volksleben in seinen verschiedenen Nuancen richtig aufzufassen und darzustellen, und zugleich vieles Beachtungswerthe für den Sprachforscher beizubringen, und wir haben die Stimmen achtbarer Gelehrten in öffentlichen Blättern niedergelegt für uns, wenn wir dem Verfasser Genialität zusprechen, um sein Werk als einzig in seiner Art jedem Gebildeten, der sein Land nicht nur nach Seelenzahl und Quadratmeilen, sondern nach Intelligenz und Volksreichtum kennen lernen will, zu empfehlen.

Denkwürdigkeiten

aus dem

Tagebuche eines Hoflakaien.

Bruchstücke aus seinem Tagebuche

herausgegeben

von

D. L. W. Wölff.

2 Bde. gr. 12. eleg. broschirt.

In einer höchst originellen und anziehenden Form wird uns hier eine bunte Reihe ernster und heiterer Bilder in eigenthümlichem Zusammenhang vorgeführt. Der talentvolle Verfasser hat sich vielleicht im Fach der Erzählung nie so glänzend bewährt als gerade in diesem ausgezeichneten Werk, und die Welt wird sich mit dem geistreichen Kritiker Menzel, der in seinem Literaturblatte den Verfasser zu den ausgezeichnetsten deutschen Erzählern rechnet, auf's Neue von der Wahrheit dieses Ausspruches überzeugt fühlen.

S h e r b e n .

Novellen und Erzählungen

mit

einer lyrischen und dramatischen Zugabe.

Von

D. F. B. Wolff.

2 Bde. gr. 12. eleg. broschirt.

Diese Sammlung von Erzählungen sind theilweise dem Publikum schon durch Zeitschriften bekannt, in welchen sie mit dem lebhaftesten Interesse mehr verschlungen als gelesen wurden; doch reißt der geniale Verfasser über die Hälfte neuere Erzählungen, die bis jetzt noch ungedruckt waren, dieser Sammlung an, welche daher doppelt willkommen seyn werden, da sich das Ganze durch lebendige und anmutige Schilderungen, durch glänzende Farben, verbunden mit fester und sicherer Zeichnung, die das Interesse der dargestellten Begebenheiten immer festhalten, auszeichnet und den Kreis von Wolffs Verehrern immer größer machen wird.

D e r J u d e .

Deutsches Sittengemälde

aus der ersten Hälfte

des

fünfzehnten Jahrhunderts

von

C. Spindler.

3 Fdr. Zweite Auflage, gehftet.

Hohes Interesse einer weit verzweigten Handlung, Originalität in der Ausföhrung — eine umfassende treue Schilderung des mittelalterlichen Lebens und Seyns, wie des Judenthums jener Zeit, überraschende Situationen und Charaktere, Sprache und Zugabe sind so wahr und lebendig geschildert, daß mit Recht dieser Roman

den Besten unseres Volkes an die Seite gesetzt werden darf, wofür auch die in Zeit von 18 Monaten nöthig gewordene zweite Auflage den sichersten Beweis liefert.

Die deutsche Literatur.

Von

Dr. Wolfgang Menzel.

2 Bände, elegant gebunden.

Dieses Werk enthält eine ausführliche Schilderung von dem gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur, in ihrem ganzen Umfang und Zusammenhang. In den ersten Abschnitten behandelt der Verfasser das Allgemeine der Literatur, ihre materielle Masse, ihren deutschen Nationalcharakter, der sie von der Literatur anderer Völker unterscheidet, den Einfluß, den sie von der alten Schullehrsamkeit und von der fremden Literatur empfangen hat und alles, was zum literarischen Verkehr gehört, als Druck, Buchhandel, Nachdruck, Schriftstellerhandwerk, Censur u.

Sodann werden die einzelnen Fächer der Literatur der Reihe nach durchgegangen, und der Verfasser giebt eine charakterisirende Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung, Tendenz und Parteinung in einer jeden. Im ersten Bande werden die Theologie, und alles, was ins Gebiet der Religion einschlägt, die Philosophie, die Philologie, die historischen Wissenschaften und die Erziehung, im zweiten Bande die Naturwissenschaften, Kunst, Poesie und Kritik abgehandelt. In einem großen Ueberblick wird die ganze Literatur als ein Symptol des geistigen Lebens, der jetzt herrschenden Bildung, ihre Entwicklung, Richtung und Parteinung dargestellt.

Noch ist kein Werk erschienen, welches die neue Literatur in diesem Zusammenhang überblickt, und ihren Charakter so stark bezeichnet hätte. Zugleich dürfte die Freimüthigkeit, mit welcher der Verfasser

ser sich ausdrückt, und die Unparteilichkeit, womit er die einander entgegengesetzten Parteien in allen literarischen Gebieten beurtheilt, zu einer seltenen Erscheinung in unserer Zeit gehören.

T a s c h e n b u c h
für die
vaterländische Geschichte.

Herausgegeben

von

Freiherrn von Hormayr.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

1830.

Mit Kupfern und Karten.

Das Ebenbild König Ludwig's von Bayern, des Lorenzo von Medicis unserer Tage, ist den Lesern dieses Taschenbuches gewiß ein willkommenes Geschenk, als das Bildniß des Fürsten, dem die nationale Wissenschaft und Kunst binnen der seit dem ritterlichen Kaiser Max verfloßnen drei Jahrhunderte am meisten schuldig ist, der mit seinem gerechten und beharrlichen Herrscherwillen, mit der reichen Külle seines Wissens, mit seinem Seelenadel und Geschmaek, und mit der unwiderstehlichen Kraft des eignen, begeisterten Liebes so mächtig auf sein Volk und seine Zeit wirkt.

Ebenso wenig bedarf das Bildniß Eduard's von Schenk, königlich bayerischen Staatsministers, einer Erläuterung oder Nachhilfe. Ihn kennt zur Genüge, was in Deutschland auf Bildung Anspruch macht. Sein Vellmar, seine herrlichen Sonette, sichern ihm eine bleibende Stelle im deutschen Dichterbain. Zwei schöne Palladen, die er diesem Taschenbuche freundlich verleiht, werden aus Beiruangel und Geschäftsdrang, erst den nächstfolgenden Jahrgang zieren.

Der kühne Marschall von Pappenheim, und

der durch seine Gaben und durch seinen überraschenden Glückswechsel gleichberühmte Fürst Podkowitz, finden ihre Schilderung im Taschenbuche selbst. Der Graf Christian Stam-Gallas in Prag, Großkreuz des königlich sächsischen Eisenerbkreuz-Ordens und Commandeur des österreichisch kaiserlichen Leopold-Ordens, ist als Menschenfreund, wie als rastloser und großmüthiger Kunstfreund, in und außer den Landmarken des Klang- und erfindungsreichen Hohnens bekannt und geehrt genug.

D e r J e s u i t.

Sitten- und Charakter-Gemälde

des
des ersten Jahrs des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

C. Spindler.

3 Bände, elegant broschirt.

Was Schiller in der dramatischen Poesie und Deutschen ist, das soll — nach dem Urtheile eines geistreichen Rezensenten in den Platern für literarische Unterhaltung — und Spindler in der Romanenliteratur werden! — „Wie sehr dieser ausgezeichnete originelle Dichter den hohen Ruhm, den er sich in so kurzer Zeit erworben, verdient, davon wird das oben angezeigte Werk einen neuen Beweis liefern. — In einer so vielbewegten Zeit, wo der Jesuit noch eine so traurig berühmte Rolle spielt, mag es doppelt anstehend seyn, ein mit Weißerhand entworfenes Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert vor unseren Augen aufgerollt zu sehen, in welchem Charaktere, Sitten und Vortrefflichkeit mit derselben Virtuosität, ja wir möchten sagen, noch vollkommener anschaulich sind, als es der Dichter in seinem früheren Sittengemälde „der Jude“ gethan hat.

Kettenglieder. Gesammelte Erzählungen.

Von

E. Spindler.

3 Bände. Elegant broschirt.

Der Verfasser des „Balthard“, des „Juden“, des „Jesuiten“ u. s. w. giebt hier eine Sammlung seiner zerstreuten Erzählungen. Wer ihn aus seinen größeren Dichtungen kennt und liebgewonnen hat, wird in dieser theils ernsten, theils heitern Sammlung, jenes reiche Leben, jene treffliche Charakterszeichnung der Zeit und der Personen, die seine größeren Werke zu den trefflichsten Erzeugnissen unserer Literatur stellen, wieder finden, und ihn auch in dieser neuen Sphäre seines Talents als einen Liebling der Lesewelt begrüßen.

Oesterreichs Einfluß auf Deutschland.

Von der Reformation.

bis zu den Revolutionen unserer Zeit.

Von

Dr. J. F. B. Schneller,

ordt. öffentl. Prof. der Philosophie u. Geschichte zu Freiburg

2 Bände. gr. 8. gebettet.

Dieses von dem gesammten literarischen Publikum so sehnlichst erwartet, schon im Conversationslexikon besprochene, Werk ist endlich erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Der allseits hochverehrte und verdienstvolle Herr Verfasser verließ in Oesterreich seinen 20jährigen Aufenthaltsort, seine Eltern und seine Familie, um ein Werk zu Tage fördern zu können, worin er mit tiefer Sachkenntniß, mit Einsicht und Gelehrsamkeit die Wahrheit darstellt, mit Freimuth und ohne Schminke; aber auch ohne

Uebertreibung. Der literarische Ruf des Hrn. Verfassers ist so sehr gegründet, seine Einsicht und Gelehrsamkeit ist so tief bewahrt, und seine freimüthige unparteiische Darstellung so allgemein bekannt, daß wir nichts weiteres hinzuzufügen brauchen, um dieses höchst interessante Buch zu empfehlen.

M o o r o s e n .

Erzählungen und Novellen

von

C. Spindler.

2 Bde. 8. Elegant broschirt.

F e l d a n g e r , j e l l e b e r .

Erzählungen und Novellen

von

C. Spindler.

3 Bde. 8. elegant broschirt.

Für diese beiden Sammlungen von Erzählungen spricht der Name des Herausgebers C. Spindler, daher kein Wort weiter zu deren Empfehlung.

Olla Potrida

von

Friedrich Seybold.

Kotweil,
Verlag von Wlf. Wilmann.

1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

V o r r e d e .

Die Zeitumstände erlaubten nicht, eine vollständige zweite Auflage der Erinnerungen aus Paris erscheinen zu lassen. Der Verfasser mußte sich daher begnügen, bloß einen Auszug derselben zu geben, worin alle diejenigen Stellen weggelassen sind, welche das Erkenntniß des Gerichtshofes als geschwidrig bezeichnet hat. Diesem Auszug fügte er, um den Band vollständig zu machen, seine Verteidigungsschrift, den merkwürdigen Proceß der Tribüne vor der französischen Deputirtenkammer, der seines Wissens noch nirgends ins Deutsche übersezt ist, und die Remiscenzen eines württembergischen Expositurtenenden, ergänzt und vollendet, bei.

Man wird leicht einsehen, daß der Verfasser bei der Richtung, welche er seiner Vertheidigung gab, die Composition unserer Gerichtshöfe und dem Geist der bestehenden Gesetze nicht aus dem Auge verlieren durfte. Hätte er bei offener Thüre vor Geschwornen gestanden, so würde er allerdings ein anderes Vertheidigungssystem befolgt haben. Da sich aber die Umstände nicht nach uns richten, so müssen wir uns nach ihnen bequemen, und es bleibt dem Verfasser nichts übrig, als zu bedauern, daß er nicht in einem Staate lebt, in welchem Öffentlichkeit und Jury bestehen. Nur darüber hat er sich zu beklagen, nicht über seine Richter, welche von den bestehenden Gesetzen, die ihnen als Norm dienen müssen, nicht abweichen konnten. Als Contrast mag den Lesern die Vertheidigungsrede dienen, welche der Redacteur der Tribüne vor der französischen Deputirtenkammer gehalten hat. Dieser Contrast ist für uns Deutsche betrübend, aber nicht demüthigend. Löst uns erst einmal ein halbes Jahrhundert freie Institutionen befreien — dann wollen

wir mit jedem andern Volke in die Schranken treten!

Der Verfasser hat sich vom politischen Schauplatze zurückgezogen, weil, wie die Sachen jetzt stehen, Worte nur erbittern, nicht bessern und ändern. Europa's Zukunft ist auf die Spitze des Schwerdtes gestellt — der Ausgang steht in der Hand des Himmels, der das Schicksal der Völker und Reiche auf gerechter Wage wiegt.

Stuttgart, im Mai 1834.

Der Verfasser.

...

Inhalt.

	Seite.
Vertheidigungsschrift des Verfassers der Erinnerungen aus Paris. . . .	1
Die nicht prostituirte Kammer; Proceß der Tribüne gegen die Deputirten, als Parthie, Ankläger und Richter. . .	86
Bruchstücke aus den „Erinnerungen aus aus Paris im Jahre 1831. von einem Süddeutschen.“	134
Reminiscenzen eines württembergischen Consituirenden.	273

Vertheidigungsschrift

des

Verfassers der Erinnerungen aus Paris.

Die Anklage und Untersuchung ist theils auf einzelne Stellen der Schrift, theils auf deren Tendenz im Allgemeinen gerichtet. Das Untersuchungsprotokoll, welches die angeblich geschwizigen Stellen aushebt und deren ungesegliche Tendenz im Einzelnen sowohl als im allgemeinen Zusammenhange darzutun sich bemüht, wird dem Angeschuldigten als Leitfaden seiner Vertheidigung dienen.

Der Angeschuldigte will zuerst die einzelnen, als gegen die Bestimmungen des Preßgesetzes anstoßend bezeichneten Stellen durchgehen, um darzutun, daß sie nichts enthalten, was die Anklage auf ein wirkliches und wahrhaftes Preßvergehen begründen könnte.

Seite 2. „Alle Fürsten Europa's verbrüderu sich
„zur Unterdrückung des öffentlichen Geistes in
„einem Bunde, den sie frevelhafte den heiligen nennen.“

Es wird kaum einer Entschuldigung bedürfen, wenn man es für einen Frevel hält, eine menschliche Institution eine heilige zu nennen. Was den Zweck des heiligen Bundes betrifft, so ist derselbe in ausländischen und einheimischen Parlamenten und in öffentlichen Schriften aller Art schon so oft als ein auf Unterdrückung der öffentlichen Freiheit gerichteter bezeichnet worden, als daß der Angeschuldigte einer Rechtfertigung zu bedürfen schiene, weil er die über diesen Gegenstand allgemein verbreiteten Ansichten getheilt und in seiner Schrift geäußert hat.

S. 4 und 5. Hier ist von einem verstorbenen Fürsten die Rede, dessen Handlungen der Kritik der Geschichte verfallen sind. Die Thatfachen sind notorisch und man könnte den in der Schrift angeführten noch mehrere beifügen. Die Kritik ist ein Recht des Geschichtschreibers, und der spätere Historiker hat keine andere Urkunden, aus denen er schöpfen kann, als die Mittheilungen gleichzeitiger Schriftsteller; mithin muß es diesem erlaubt seyn, die historische Wahrheit in ihrem vollen Umfange und nach bestem Wissen und Gewissen zu sagen. Dies wird auch nirgends als ein Vergehen betrachtet und geahndet; denn so z. B. äußert sich Pfaff in seiner Geschichte Württembergs offen und ungeschönt, sowohl über das Privatleben als über die Regenten.

Handlungen des letztverstorbenen Königs Friedrich. An Beispielen ähnlicher Art fehlt es nirgends. Die beigelegten Betrachtungen beziehen sich auf reine historische Thatsache und sind im historischen Geiste an gestellt. Es ist durch nichts zu erweisen, daß hier von lebenden und regierenden Fürsten die Rede sey, vielmehr beweisen die angeführten Thatsachen von der Stelle an: „Die scandalöse Chronik dieser Höfchen gleicht sich wie ein Ei dem andern: ein gemeiner Stallknecht oder Berceiter rückt hier zum Grafen und General vor, dort wird der Commis einer Buchhandlung Major, Kupplet des Fürsten, Quasi-Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Censor. Schöne Aemter! In Carlstraße stand ihnen der berühmte Major Hennrichsen vor, der jetzt seine ehrenvolle Laufbahn geschlossen hat und für seine getreuen Dienste eine namhafte Pension genießt. Wundert euch nun noch über das unverhältnißmäßige Budget eines kleinen Staats und über die Armuth und Nahrungslosigkeit der Massen!“ daß der Verfasser bloß die Vergangenheit im Auge hatte. Es ist übrigens natürlich, daß diese in ihren verderblichen Folgen auch noch auf die Gegenwart wirkt, und es wird wohl erlaubt seyn, sich hierüber zu betrüben.

S. 11. „Von den fürstlichen Familiengliedern „In Baden weiß ich so viel als nichts, und

„war deswegen, weil ich mich gar nicht nach ihnen erkundigt habe. Zufällig hörte ich von zwei Prinzen sprechen, deren einer ein einge-
 „fleischter Aristokrat, und der andere ein Dumm-
 „kopf sey. Ihre Namen, die man nannte,
 „sind mir entfallen, und ich besinne mich auch
 „nicht darauf, weil nichts daran liegt.“

Es ist hier Niemand mit Namen genannt; es gibt der badischen Prinzen mehrere und keiner hat wegen der betreffenden Stelle auf Privat-Injurie geklagt. Von Amtswegen kann aber keine Klage statt finden, da der §. 9. des Preßgesetzes bloß die auswärtigen Regenten, nicht aber Prinzen fremder Höfe, in seinen besondern Schutz nimmt. Im Ueb-
 rigen läge eine Beleidigung bloß in der Wahl des Ausdrucks, und wenn statt dessen z. B. die Worte gebraucht worden wären: „von sehr geringen Geistesgaben,“ so würde in denselben der Bezücht einer Injurie nicht zu finden seyn.

§ 20 — 26. Wir lernten hier einen demagogischen Enthusiasten kennen: er heißt Herold, ist, wenn ich nicht irre, ein Frankfurter, und schreibt furiose Flugschriften, durch welche er von Straßburg aus Deutschland zu revolutioniren gedenkt und sämtliche acht und dreißig souveränen Throne unser glücklichen Vaterlandes umzustoßen hofft. Der Mann spricht, wie er schreibt: kein Widerspruch, die

Throne müssen fallen. Seine Sprache ist kräftig, aber im Geiste des Mysticismus gehalten — doch nur eine schwache Nachahmung von Görres. Ein paar Stellen aus einer seiner Flugschriften werden diesen Herold der deutschen Freiheit am besten schildern: „Es wird immer mein lustigster Tag, wenn ich an die geheime Polizei denke. Haben etwa die Berliner Zwangsanstalten, die Mainzer Inquisitionsgeschichte, die fürstlichen Cabinetsbeschlüsse und die Carl's X. Ordonnanzen die Forderungen der Zeit zurückweisen und den Geist der Freiheit slavisch an die hochadeligen Gaskawagen anjochen können? Bist du (der Verfasser geht auf einem vertraulichen Fuße mit dem Leser um) nicht vielmehr gerade durch diese Maßregeln zur Klarheit gekommen über den aristokratischen Absolut Nichtigkeits (Absolutismus)? Haben dich nicht gerade die souveränen Servilitätstheorien der fürstlichen Congresse zu Wien, Laibach, Carlsbad und Verona belehrt, wie eifersüchtig diese Herren von Gottes Gnaden auf das Volk hinschauen? Die heilige Allianz ist ein Bund der Fürsten, der eben, weil er nur durch eine erkaufte Soldateska geschützt werden kann, seine Wichtigkeit durch sich selbst hinlänglich beweist. Wenn einmal das Volk eine Revue hielte und diese hochadeligen Nasen an sich vorbeiziehen ließe, wir sollten doch bald lachen lernen. Fürst Metternich müßte vorangehen mit der Legitimie

täresahne, der österreichische Beobachter und der Hofdemagog Förster würden einen Wettgesang auf-
 führen: „Heil dir im Siegerkranz!“ Wenn
 wir sie zur Tafel bäten, wie allunterthänigst wür-
 den die Minister-Excellenzen hinter den Stühlen her-
 laufen und dem allerdurchlauchtigsten Mund eine
 diplomatische Wasser-suppe vorsehen oder Bundeslags-
 altenstöße serviren! Ja, wir könnten gute Tage ha-
 ben, und eine lustige Zeit, wenn wir es nur recht
 verständen, alle Narren, die uns jetzt noch Zeit und
 Weile lang machen, nach unserer Pfeiffe tanzen zu
 lassen. Mir gefallen die Kerls ganz gut, die da
 herumlaufen mit einem Bändchen im Knopfloch —
 wegen geleisteter Hof- und Stalldienste. Eine ganze
 Hofnationalgarde, welche sich zum Schutze der „ge-
 heiligten Person“ ihres Großherzogs gebildet hat,
 während die Bauern aus der Wetterau das Erbneß
 — wie sie es nannten — anzulecken suchten; alle
 Leibjäger, Kammerjunker, Hoflakaien, Freiherrn
 und sonstige Vorecbediente tragen jetzt das Civilver-
 dienst-Ordensbändchen am Busen, und der Bürger-
 meister Pauli von Heldenbergen hat gerade so viel
 Ansprüche auf ein Geheimenrathesdiplom, als der
 königlich preußische privilegierte Professor Schmalz
 — dermalen privatirender Gelehrter an der Uni-
 versität zu Berlin.“ — „Es schwebt die Götin der
 Freiheit vom Himmel hernieder, das Wort der

Freiheit will Fleisch werden und Wohnung bei euch machen. Was ihr hört aus der Ferne, es ist kein lockender Sirenen gesang, es ist ihr triumphirendes Siegeslied: Freiheit sey auf Erden und allen Völkern ein Wohlgefallen!!! Wachet auf, besteiget eure Berge, sehet nach Osten und Westen, wie glühend goldenschön ist der Himmel, und mit flammendem Nordlichtschein steht es am diamantenen Firmamente geschrieben: *Le jour de gloire est arrivé!* — „Die Nachtwächter im deutschen Reich, welche sorgsam darauf sehen, daß kein Feuer ausbreche, damit kein fürstlicher Pallast sich entzünde, und die das Licht gehdrig unterm Schffel halten, damit sie selbst desto sicherer im Finstern schleichen können, wollten eben ausrufen: „Es hat Mitternacht im Reich geschlagen,“ als der gallische Hahn, der Herold der Freiheit, hell und laut zu krähen anfang. Ich rede von dem hohen Bundestage zu Frankfurt am Main, der jetzt wohl sehen mochte, welche Stunde geschlagen hatte, und es für das Beste hielt, seinen Morgenstern wegzustellen, seinen Wächterspieß in andere Hände zu geben und nach Hause zu eilen. Das Volk, das nun endlich, da es den Nachtwächtergesang und die ängstlichen Pfeifentöne nicht mehr hörte, aus dem Bett aufstand und die Fenster aufmachte, fand, daß es Tag sey, und zwar ein schöner Tag — es weckte seine Kinder auf und

die deutschen Wuben liefen auf die Gassen und Straßen und freuten sich, und johlten und schrien, schlugen die Thüren an den Häusern auf, wo es nicht Tag werden wollte, rissen die finstern Tempel der Nacht, die düstern Kerker des Mittelalters ein, auf das die Sonne überall hin scheine, und die Wolkenvorhänge, welche bisher den blauen lachenden Himmel verdeckt hielten, flackerten auf in zischenden Flammen.“

In ähnlicher Art äußerte sich der enthusiastische Demagog an der Abendtafel, an der sich, außer uns und ihm, noch einige der hannöversischen proscribirten Revolutionäre und, zum seltsamen Contrast, ein badischer Baurath aus Freiburg (wenn ich mich noch recht erinnere) mit seiner Fräulein Tochter befanden. Ich will hier, um einen anschaulichen Begriff von der Scene zu geben, die dialogische Form versuchen: Herold: Was Deutschland! Schande! Knechtschaft! Bersüßelung! verdammtes Oesterreich, das mit seinen ungarischen und böhmischen Horden die italienische Freiheit zertrat! Hole der Teufel das Preussenthum und seinen liberalen Aushängeschild, und die preussische Staatszeitung, die uns halbsüßen Zucker auf unser Kommissbrot streut, und den zucker süßen Herrn von Raumer, dessen begeistertes Haupt immer mit den schönsten Phrasen frisiert ist! Was faselt der Bursche von

unserer inneren Ausbildung, während das große starke Deutschland eine politische Null ist! Zum Hensler mit diesen kleinen Fürstenspuppen, die sich nach den Winken der Wiener und Berliner Diplomatie drehen, und zufrieden sind, wenn sie in ihren Duodezstaaten die kleinen Despoten spielen können — fort mit allen acht und dreißig! (Der badische Baurath macht große Augen). — Ein Hannoveraner: Der Großherzog von Baden benimmt sich doch recht gut und scheint es mit seinem Velle wohl zu meinen. (Der badische Baurath nickt Beifall.) — Herald: Was gut bruchmen, was wohl meinen! Weil er muß, weil er sich fürchtet, weil sich sein Ländchen wie ein Wurm an der französischen Gränze hinzieht! Es taugt Keiner was, sie sind Alle (Hier nahm der Baurath eine Prise, und konnte im Schrecken die Nase kaum finden). — Ein anderer Hannoveraner: Der Großherzog Leopold zeigt sich doch zehnmal besser, als die meisten andern deutschen Fürsten. Man sollte doch nicht an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, bis gegründete Ursache dazu vorhanden ist. — Herald: Wird bald kommen — diese Leute haben den Schall im Herzen, sind aber zu dumm, um sich lange verstellen zu können. Es ist an keine Freiheit zu denken, bis die Tyrannen alle verjagt sind. Mit Blut muß die Freiheit gedüngt werden: Aux ar-

mes, citoyens! (Das Fräulein wurde bleich vor Schrecken und ihrem Vater fiel die Gabel aus der Hand). Ha! wenn wir erst die Zwingsherren verjagt haben und oben auf unsern Bergen stehen und die aufgehende Freiheitssonne begrüßen! Auf, werdet lebendig ihr Pflastersteine, zu den Waffen deutsches Volk, erhebe dein Gemüth an dem Beispiele deiner Nachbarn. En avant marchons! Blut muß fließen in Strömen — Tyrannenblut! Contre leurs canons! Nieder mit Rußland! Mag immer der furchtbare Steppenbarbar mit Schwert und Knute sich erheben. Noch ist Polen nicht verloren! Recht so, italienische Patrioten, reißt dem Baalspaffen seine dreifache Krone vom Haupt! Auf, Germaniens Völker, auf, in der alten Kraft eurer Väter, schlägt die Tyrannen zu Boden!

Schwert, von Männerfaust geklungen,
Rettet einzig dieß Geschlecht!

In dieser Weise gieng es geraume Zeit fort; die Hannoveraner stimmten nach und nach in den Ton des Hauptredners ein, der Esst der Neben that, wie er pflegt, das Seinige, und endlich wurde ein förmlicher Laß auf die Expulsion der acht und dreißig Tyrannen Deutschlands ausgebracht, worüber sich der locale badiſche Baurath nicht wenig entsetzte. Bald darauf entfernte er sich von dem Schauplaze dieser abscheulichen Verschwörung, die

nicht im Finstern gespennen, sondern im Kerzenlicht einer öffentlichen Wirthstafel ungescheut proklamirt wurde, und ließ sich auf sein Zimmer leuchten. Seine Fräulein Tochter schien die jungen Revolutionäre, worunter sich einige hübsche, muntere Bursche befanden, nicht mit gleichem Widerwillen zu betrachten, und obwohl sie aus Freiburg, dem Hauptstiz der badischen Reformer, kam, so mochte sie doch dort wohl noch keine ähnliche Scene erlebt haben — ein Sprung von dem rechten auf das linke Rheinufer ändert freilich vieles und giebt den Dingen eine andere Gestalt! Wir giengen auch in's Bett, bevor noch Deutschland befreit war und sich ein Thra sydul gefunden hatte, seine dreißig (38) Tyrannen auszutreiben. Die Scene war so lebhaft gewesen, daß es mir in der Nacht von Deutschlands Befreiung — träumte. Ich hörte das wilde Jauchzen der Freiheit, das Sturmgeläute der Glocken, ich sah die freudetrunkene Menge durch die dichtgedrängten Straßen ziehen. Plötzlich ertönte der Ruf: „da kommen sie, da kommen die Befreier Deutschlands!“ Ich riß die Augen weit auf, um die herrlichen Helden gestalten zu sehen, die das große Werk vollbracht hatten. Was sah ich? Alltagsgesichter, Jammersmenschen, die mit zu Boden geschlagenen Blicken, eiligen Fußes und mit den Zügen der Angst auf dem schreckensbleichen Gesichte durch die tobende Menge

hinzogen. Es waren hohe und höchste Personen, denen die Lappen der Krone zerlegt vom Haupte hingen, Minister mit halb abgerissenen Ordenssternen, Kammerherren ohne Schlüssel, Prinzen und Prinzessinen, denen die kostbaren Kleider in Fegen vom Leibe fielen; dann folgte das heulende Hofgesinde und der gemeine Troß der Schmeichler und Speichellecker. Verwundert rief ich aus: „Diese hier, Deutschlands Befreier!“ — Ja, kurzschichtiger Thor! rief mir ein ernst blickender, graubärtiger Prophet in der Menge zu, denn es steht geschrieben: „Sie werden untergehen und umkommen in ihrer eignen Thorheit!“

Dieser ganze demagogische Bombast ist in einer besondern Flugſchrift erschienen, die in Stuttgart und vermuthlich auch sonst im Lande im Buchhandel öffentlich circulirt hat; sie ist als Probe demagogischer Tollheit, im 5. oder 6. Bande der hier erschienenen „Neuen Zeit“ vollständig mitgetheilt worden, und der Angeschuldigte konnte demnach keinen Anstand nehmen, Stellen aus derselben in seiner Schrift zu produciren. Wenn aber auch Alles das nicht wäre, so geht ja schon aus der ganzen Fassung dieser Stelle (S. 20 — 26.) augenscheinlich hervor, daß sie eine bittere Verhöhnung solcher demagogischer Tollheiten ist, und das ganze politische Leben und Wissen des Angeschuldigten wird zum strengen Beweise dienen, daß es ihm mit dieser

Ironie obflüger Ernst war. Immer, als Redacteur der Neckarzeitung, als Verfasser des „Patrioten“ und anderwärts, hat er die Deutschhämter und die demagogischen Umtriebe zum Gegenstand seiner Satyre gemacht. Wie sollte er ihnen nun auf einmal das Wort reden? Er stellt ja den ganzen Auftritt als eine Posse dar, die beim Becher beginnt, im trunkenen Rausche endigt und mit den Folgen des Rausches erloschen ist. Um die ganze Sache als lächerlich zu bezeichnen, nennt er sie eine Verschwörung an der Wirthstafel. Ist es nicht die höchste Verhöhnung, wenn der Verfasser ironisch sagt: „Wir glengen auch ins Bett, bevor noch Deutschland befreit war und sich ein Thrasylbul gefunden hatte, seine dreißig Tyrannen auszutreiben.“ Und was ist der darauf folgende Traum anders, als Satyre? Was sagt er anders, als daß alle demagogischen Tollheiten, alle Verschwörungen, den Thronen im mindesten nicht gefährlich sind, und daß bloß die eigenen Fehler die Regierungen stürzen können. Wenn demnach der mögliche Fall einer Revolution eintrete, so würden die Häupter und Leiter der Regierungen deren alleinige Ursache seyn. Die Folgerung hieraus ist, daß auch die Verhütung der Revolutionen in der Hand der Regierenden liege. Schwerlich aber wird man in diesem Satze eine Aufmunterung zu Revolutionen finden wollen; denn der Verfasser sagt ja

deutlich, daß keine äußere Gewalt die Regierungen zu stürzen vermöge, sondern bloß ihre eigenen Fehler, und Niemand kann doch eine Regierung zwingen, Fehler zu begehen, welche sie nicht begehen will. Es liegt mithin in dieser Stelle eine wohlmeinende Warnung für unvernünftige Revolutionäre sowohl, als für die Regierungen selbst: für jene, keine nutzlosen Umtriebe zu machen, die doch zu Nichts führen würden und für diese, sich vor solchen Fehlern zu hüten, die eine Revolution herbeiführen könnten.

In Betreff der S. 10. und 13. angeschuldigten Stellen, bezieht sich der Beklagte auf seine im Untersuchungsprotokoll gemachten Erklärungen. Im Uebrigen scheint hier bloß, die Wahl der Ausdrücke in Betracht zu kommen, denn die verfassungsmäßige Druck- und Preß-Freiheit wird wohl jedem Schriftsteller gestatten, über einen politischen Gegenstand oder einen politischen Akt — dasjenige Urtheil zu fällen, das seinen Ansichten angemessen ist, denn ohne diese Befugniß würde die Druck- und Preß-Freiheit in ein Nichts zusammenstwinden.

S. 8. Hier bezieht sich der Angeeschuldigte ebenfalls auf seine im Untersuchungsprotokoll abgegebene Erklärung. Die Ausdrücke werden kaum einer Entschuldigung bedürfen, wenn man den unverhältnißmäßig kleinen Umfang mehrerer deutscher Staaten erwägt, und an den Mangel politischer Unabhängig-

keit aller dieser Staaten beruht. Das Urtheil stützt sich hier vollkommen auf Thatfachen, denn einmal kann nicht geläugnet werden, daß die constitutionellen Staaten Deutschlands zu den kleinen und kleinsten politischen Körperschaften gehören, und dann ist es notorisch, daß ihr constitutionelles Leben durch den Mangel an Unabhängigkeit beschränkt und gehemmt ist. Wenn aber eine äußere Gewalt das politische Leben eines Staates in einzelnen Theilen zu hindern vermag, so kann sie es auch bei eintretenden Umständen in seiner Gesamtheit völlig vernichten, — es ist mithin ephemere und kann unbedenklich so genannt werden.

S. 154 — 159. Alle hier angestellten Betrachtungen sind eine Antwort auf die Behauptung der sogenannten Dylimisten, daß meist bloß Verschwenker, Müßiggänger und liederliche Leute auswandern; die Antwort darauf mag in starken Ausdrücken gegeben seyn, aber sie ist durchgehends wahr, und die Lieblosigkeit und Hartherzigkeit der Behauptung mußte allerdings das bessere Gefühl des rechtlichen Mannes reizen und empören. Gewiß ist es, daß die meisten Lasten auf dem armen Landmanne liegen, daß er ein sehr elendes Leben führt und in der Regel nur ein schlecht bezahlter Tagelöhner auf seinen eigenen Gütern ist. Das Nämliche ist in öffentlichen Blättern und Schriften schon hundertmal gesagt worden.

Soll sich denn in der Brust des redlichen Mannes kein Gefühl des Mitleids regen und soll er nicht bedauern dürfen, daß so viele Tausende, die dem Lande erspart werden könnten, nutzlos verschwendet werden. Ist dies nicht die ewige Klage der Expositions-Blätter selbst der wo Censur besteht, und der Beschwerden aller Ständerversammlungen? Und soll man nicht die Getuld bewundern dürfen, mit der das Volk diese Lasten trägt? Dies wäre gegen alle Freiheit des Gedankens und der öffentlichen Mittheilung. Der Verfasser fordert aber nirgends das Volk auf, diese Lasten auf eine geschwindige Weise abzuschütteln.

Der Verfasser liefert sofort eine Berechnung der Lasten, welche Deutschland in Folge seiner Zersüclung in kleine Staaten zu tragen hat. Hat er hierin etwa mehr als die strenge Wahrheit gesagt und sollte es in einem constitutionellen Staate verboten seyn, offenkundige Thatfachen so darzustellen, wie sie wirklich sind? Darf man nicht den Wunsch hegen, daß es anders und besser seyn möchte? Und darf der Politiker nicht voraussehen, daß die Zeit eine, wenn auch nur allmähliche und theilweise Venderung und Besserung herbeiführen könne? Wie viel mehr zerstückelt, als jetzt, war Deutschland noch vor 30 Jahren? Hundert Schriftsteller haben sich über jenen Zustand beklagt, und die Zeit hat ihm abgescholfen.
Haben

Haben aber die Klagen jener Schriftsteller diese Aenderung der Dinge bewirkt? Ganz und gar nicht, sondern die Ereignisse der Zeit, von denen sämmtliche jetzt regierende Souverains in Deutschland unbedenklich für ihre Vergrößerung Nutzen gezogen haben. Eben so wenig kann der Wunsch eines jetzt lebenden Schriftstellers, daß der Zersüchtelung Deutschlands noch engere Grenzen gesetzt werden möchten, eine Aenderung des jetzigen Zustandes herbeiführen. Es ist nur ein Wunsch wie jeder andere, und der Verfasser der in Frage stehenden Schrift begründet ihn dadurch, daß er zeigt, wie viele Nachtheile Deutschland aus seiner Zersüchtelung erwachsen. Nirgends aber fordert er auf, den Zustand der Dinge, wie er nun ist, auf eine geschwindrige oder gewaltsame Weise zu ändern. Der Schluß der angefochtenen Stelle allein könnte als eine Rohheit erscheinen, wenn nicht die Anekdote, auf welche er sich bezieht, allgemein bekannt wäre: Ein großer Staatsmann in Frankreich blieb hart wie Marmor bei der rührendsten Schilderung der Noth des Volkes. Das letzte Mittel, das man zu seiner Erweichung anwendete, waren die Worte: *Il faut pourtant qu'ils vivent!* — *Je n'en vois pas la nécessité!* war die Antwort. Was hat nun der Verfasser weiter gethan, als diese Worte umgekehrt und auf die Aristokratie angewen-

det, um ihr fühlbar zu machen, wie hart und ungerecht es ist, kein Herz für die Leiden seiner Nebenmenschen zu haben, und wie man, wenn der Bogen allzuweit gespannt wird, in die Gefahr gerathen könnte, eben dieses Mitleidgefühl eukehren zu müssen, das man Andern versagt hat?

S. 253 — 254. Hier bezieht sich der Verfasser auf seine im Untersuchungsprotokoll abgegebene Erklärung. Es ist augenscheinlich, daß sich diese Stelle bloß auf Frankreich bezieht, wo der Grundsatz der Volks-Souverainetät gesetzlich ist.

S. 273. Dies sind politische Betrachtungen, welche sich auf die jetzige Lage Frankreichs beziehen. Allerdings muß das alte Gebäude eingestürzt und von Grund aus neu aufgebaut werden. Heißt dieß aber eine gewaltsame Umwälzung predigen? Im geringsten nicht. Eine durchgreifende Veränderung der Dinge kann auf gesetzlichem Wege geschehen. Das neueste Beispiel davon liefert uns die englische Reformbill. Durch diese Bill ist das alte politische Gebäude in England ganz niedergestürzt und der Grund zu einem neuen gelegt. Und von wem ging der Impuls dazu aus? Von der Regierung. Eben so glaubt der Verfasser, daß auch in andern Staaten nicht gründlich geholfen werden und die Institutionen dauernd besetzt werden können, als durch eine Reorganisation. Wenn das materielle Wohlsyn

der untern Klassen nicht berücksichtigt, wenn ihnen nicht ein billiger Antheil an den politischen Rechten der Staatsbürger bewilligt wird, so ist allerdings ein Krieg der Armen gegen die Reichen und in dessen Folge eine furchtbare Revolution zu fürchten. Um dieses Resultat nicht herbeizuführen, ertheilt der Verfasser dem Mittelstand den Rath, sich nicht von den Massen des Volks zu trennen, sondern vielmehr den Vermittler zwischen ihr und den höhern Klassen zu machen. Dieser Rath wird gewiß an seinem Plage seyn, wenn man erwägt, daß durch die neuesten Ereignisse die Masse des Volks ihre ganze Kraft hat kennen lernen. Die drei Julitage und der Aufstand in Lyon geben hievon ein unverwerfliches Zeugniß. Wer eine von den Massen ausgehende Revolution herbeizuführen wünschte, könnte gewiß in seinem Sinne nichts besseres thun, als dem Mittelstand zur beharrlichen Fortsetzung seines Widerstandes gegen die Wünsche und Bedürfnisse der untern Klassen ermuntern.

S. 315. Die Kritik des russischen Manifestes und der Behandlung überhaupt, die das unglückliche Polen von Seiten Rußlands erfahren, stimmt allzusehr mit der öffentlichen Meinung und den Gefühlen der Menschlichkeit überein, als daß der Angeeschuldigte, im Vertrauen auf den edlen Sinn seiner Richter, auch nur versuchen sollte, sich über diesen Punkt zu rechtfertigen.

Der Angeschuldigte geht nun zu der angeblich
gefehrwidrigen Tendenz über, die seiner Schrift ge-
macht wird. Diese Tendenz soll nach dem Inhalt
des Untersuchungsprotokolls seyn:

- 1) Das Volk zu einer Revelation vorzubereiten
und zu Aufruhr und Empörung aufzureizen.

Das Volk aufreizen! Durch eine Schrift von mehr
als 20 Bogen, von der vielleicht nicht ein Duzend
Exemplare im Lande verbreitet sind! Liebt denn die
Masse des Volks solche Schriften und kümmert
sie sich überhaupt um Ironie? Wer das Volk zu
gewaltsamem Aufstand aufreizen will, muß einen
materiellen, einleuchtenden Gegenstand, eine Be-
schwerde wählen, die das Volk im Augenblicke
drückt, ein Verbrechen, eine Abgabe, die ihm verhasst
sind; er muß eine Form seiner Schrift wählen,
welche gestattet, sie in vielen tausend Exemplaren
in alle Hände zu bringen, sie muß kurz gefaßt seyn
und nur von dem eignen Gegenstande handeln, wel-
cher der Masse in diesem Augenblicke am verhasste-
sten ist. Hat aber die Schrift des Angeschuldigten
nur irgend eine dieser Eigenschaften? Sie ist mehr
als 20 Bogen stark und gehört mithin unter die
Klasse jener Schriften, deren Unsicherheit in Bezie-
hung auf die Masse des Volks selbst der Bundes-
tag dadurch anerkannt, daß er sie von der Censur
freigesprochen hat. In welchen Kreisen circuliren

diese Schriften? In Museen, Lesezirkeln, unter den höhern Ständen, zum Theil in der gebildeteren Bürgerschaft. Von dieser Exhäre geht aber gewiß keine Revolution aus und es wäre mehr als thöricht, eine solche durch sie bewirken zu wollen. Diese Absicht kann also unmöglich dem Angeschuldigten untergeschoben werden.

- 2) Der Verfasser soll die Absicht haben, die monarchische Regierungsform als mit der Freiheit des Volks und der Erreichung des Staatszweckes unvereinbar, die Republik hingegen nicht nur als die beste, sondern sogar als die im Interesse des gemeinen Wesens einzig mögliche Regierungsform darzustellen.

Der Verfasser hat eine Reisebeschreibung geschrieben; er hat das Merkwürdigste von dem erzählt, was er gehört und gesehen hat; er hat den Zustand Frankreichs und seiner Hauptstadt geschildert, wie er ihm erschienen ist. Der Verfasser kümmert sich nicht um Namen — es liegt ihm nichts an den Benennungen: Monarchie oder Republik; er will nur gesetzliche Freiheit mit den nöthigen Bürgerschaften für dieselbe. So hoffte er, durch den Wechsel der Dynastie das constitutionelle Königthum in Frankreich befestigt zu sehen; er hoffte, daß das constitutionelle Deutschland an Frankreich eine Stütze und festen Untergrund zur Consolidirung seiner Verfassungen erhalten würde. Damit wäre die Bahn zur allmählichen

Ausbildung der deutschen Verfassungen geöffnet gewesen. Leider täuschte er sich in dieser Erwartung, und er kann und will nicht in Abrede ziehen, daß ihm diese Täuschung eine gewisse Bitterkeit gegen die jetzige Regierung in Frankreich und das von ihr befolgte System eingeßößt hat, weil dasselbe augenblickliche Beschränkungen der Freiheit herbeigeführt hat und in der Perspektive einen großen politischen Umlan voraussehen läßt. Noch liegt es in der Macht der Regierungen, dieses Ereigniß zu vermeiden; gehen sie aber auf der nämlichen Bahn fort, so wird es dem Politiker wohl erlaubt seyn, voraus zu sehen, daß dieser Gang zu einer Revolution und wahrscheinlich zu einer Republik führen wird. Die Stürme einer solchen Ummwälzung sind gewiß und ihre Folgen lassen sich nicht voraussehen. Die Republik kann wieder im militärischen Despotismus enden und die Welt in den kaum verlassenen politischen Kreislauf zurückwerfen. Dies wünscht der Verfasser, als ein Freund der Freiheit, gewiß nicht, und er kann ehrlich sagen, daß ihm eine aufrichtig gehandhabte konstitutionelle Monarchie mit allen zu deren Entwicklung nöthigen Freiheiten lieber gewesen wäre. Diese Ansicht der Dinge giebt sich überall in der Schrift kund, wie z. B. (S. 97.) in den Worten: „O Thorheit ohne Gleichen! Europa's Schicksal war in Ludwig Philipps Hand

gegeben — mit dem Bürgerthum hätte sich das Königthum noch Jahrhunderte in Europa halten können; jetzt können wir die Ankunft der Republik nach Jahren berechnen, und Frankreichs einsältige Quasilegitimität wird alle Throne Europa's in ihren Fall mit sich hinabziehen.“ Heißt dies die Republik wünschen oder gar deren Errichtung empfehlen, wenn man die Fehler der constitutionellen Monarchie bedauert, wenn man anerkennt, daß sie noch Jahrhunderte hätte bestehen können? Sie kann es auch jetzt noch, wiewohl die politischen Aussichten ziemlich trübe sind, aber es ist des Angeschuldigten ernstliche und aufrichtige Meinung — und Meinungen werden doch in einem constitutionellen Staate gestattet seyn! — daß bei dem jetzigen politischen Gang der Dinge eine Krise in Europa nahe ist, die entweder mit dem Untergang der öffentlichen Freiheit oder mit dem Umsturz der Throne enden wird. Alles aber liegt noch immer in der Hand der Regierungen, denn nur ihre eigenen Fehler können ihnen verderblich seyn.

Wollte der Verfasser zur Errichtung einer Republik aufmuntern, so lag es doch gewiß in seinem Interesse, die Parthie der Republikaner als sehr stark in der französischen Kammer darzustellen, denn nur von dieser kann eine Aenderung der Dinge ausgehen. Er sagt aber aufrichtig: (S. 258.) „Es giebt keine Republikaner, deren Anzahl in

der Kammer sehr gering ist und kaum ein Duzend Deputirte in sich fassen wird; desto festeren Boden haben dagegen diese Männer in der Masse des Volks — nicht im Spießbürgerthum, sondern in den eigentlichen Plebejern, und die Fehler der Regierung werben der Republik täglich neue Anhänger.“ So ist es auch in der That, die Fehler der Regierung verstärken täglich die Parthie der Republikaner; der Mittelstand ist lau geworden und läßt die Regierung fallen, und wenn man weiß, wie gering in der ersten Revolution die Parthei der Republikaner im Anfang war und wie schnell sie zu einer alles verschlingenden Lawine anwuchs, so darf man glauben, daß die Fehler der Regierung, hier wie dort, die nämlichen Folgen haben werden. Diese Fehler und deren Folgen hat der Verfasser anschaulich gemacht, er selbst aber kann die Republik weder hindern noch befördern. Er wünscht und will das constitutionelle Königthum, aber mit einer aufrichtigen und wahrhaften Verfassung und mit Verbesserung des physischen und moralischen Zustandes der Massen, weil ohne dieselbe in dieser Zeit einer allgemeinen Bewegung sich keine Regierungsform — nenne man sie Republik oder constitutionelle Monarchie — auf die Dauer halten kann. Der Verfasser ist ein Freund der gesetzlichen Ordnung und Freiheit, denn er glaubt der Menschheit zu dienen, wenn

wenn er aufrichtig die Wahrheit sagt und nicht verhehlt, welche Stürme in einer nahen Zukunft drohen, wenn der Geist der Zeit von denen, die ihn leiten könnten, nicht begriffen wird.

3) Das Königthum sey (266 — 67) als der vollkommenste Abdruck der Selbstsucht und Grausamkeit dargestellt.

Der Verfasser ist Reisebeschreiber, Berichterstatter über die Erscheinungen der Zeit; er schildert hier die Gesellschaft der Volksfreunde in ihrem politischen Thun und Treiben. Soll das der Historiker nicht dürfen, denn der Reisebeschreiber, der gleichzeitige Schriftsteller ist so gut ein Historiker, als derjenige, der die Geschichte eines ganzen Reiches oder gar eine Weltgeschichte schreibt? Aus welchen Quellen sollten denn die spätern Historiker schöpfen, als aus gleichzeitigen Schriftstellern, und ist es daher nicht Pflicht derselben, der Nachwelt die reine Wahrheit und unverfälschte Urkunden zu liefern? Dies und nur dies hat hier der Verfasser gethan. Es ist übrigens in der betreffenden Stelle offenbar bloß von unumschränkten Königen die Rede, und aber diese spricht schon die Geschichte ihr Urtheil. Eben um das Loos der Völker nicht von dem Willen eines einzigen Menschen abhängig zu machen, sind ja Constitutionen eingeführt und verantwortliche Minister aufgestellt worden; denn die Geschichte

lehrt, daß sehr selten die Tugenden und Einsichten eines unumschränkten Herrschers im Kampfe mit dem menschlichen Eigenwillen und der Verderbniß der Höfe die Probe bestanden haben.

- 4) Die Ursache der Verarmung und des Elends des Volks liege in dem unerschwinglichen Aufwand der Civillisten und Appanagen, und als einziges Rettungsmittel dagegen werde ein völliger Umsturz der bestehenden Verfassungen und die Vertreibung oder Vernichtung der regierenden Dynastien empfohlen.

Es ist allerdings unläugbar und Niemand wird in Abrede ziehen können, daß die Zerstückelung Deutschlands und deren Folgen ein Unglück und die Quelle manchen Elendes für das deutsche Volk sind. Warum sollte es nicht erlaubt seyn, von einer Thatfache zu reden, die Niemand bestreiten kann? Die Zahl der regierenden Häuser und ihrer Angehörigen ist ebenfalls eine bedeutende Last für das Volk — und sollte es denn in einem constitutionellen Staate verboten seyn, von einer Thatfache als solcher zu reden? Mehr hat der Angekündigte nicht gethan, er hat bloß gesagt, daß diese Last vorhanden, und gezeigt, wie drückend sie sey. Wo und in welchen Ausdrücken aber hat er denn aufgefordert, sie auf eine gesetzwidrige Art abzuschütteln?

Er hat aber in der betreffenden Stelle (S. 155

— 159) nicht bloß von Civilisten und Appanagen gesprochen, sondern auch (S. 159) „von dem überflüssigen Aufwand an diplomatischen Agenten, unvernünftigen Militär, einer übertriebenen Zahl von Militär- und Civilbeamten.“ Die nämlichen Aeußerungen über den Hofaufwand sowohl als über die Verschwendung im Staatshaushalte, sind schon hundertmal in Ständeverfassungen und öffentlichen Schriften aller Art gemacht worden. Sie sind eine Thatsache, die sich nicht läugnen läßt und über die man in einem constitutionellen Staate frei sprechen darf. Eine solche Diskussion ist bloß in despotischen Staaten verboten, aber dann ist man so bittig, sie durch die Censur zu hindern; man gestattet sie nicht erst und macht dann hintenher ein Vergeßen daraus. In der Schluffstelle, welche diesen Gegenstand betrifft, ist, wie der Angeführte schon oben gezeigt hat, nicht einmal eine indirekte Aufforderung zu einer gewaltthätigen Aenderung dieses Zustandes der Dinge zu finden. Hätte sich auch diese bittere Aeußerung nicht auf so natürlichem Wege ergeben, wie oben gesagt ist, so würde sie doch nie als ein Aufruf zur Gewaltthat an das deutsche Volk betrachtet werden können; denn wer wird sich der französischen Sprache bedienen, wenn er das deutsche Volk zu einer aufrührerischen Handlung aufreizen will? Gesezt auch, was nicht der Fall ist, diese Aufforderung

wäre in einer Schrift geschehen, deren Form erlaubt hätte, sie in vielen tausend Exemplaren unter die Masse des Volks zu bringen, so hätte ja jeder Leser, um den Sinn der betreffenden Stelle zu verstehen, einen Uebersetzer haben müssen, der sie ihm erklärt hätte. Gerade aber die Fassung der Stelle beweist ja, daß der Verfasser keine andere Absicht dabei hatte, als einem bittern Gefühle in Worten Luft zu machen und die Aristokratie in einer ihrer andernherzigen Aeußerungen mit den nämlichen Waffen zu schlagen.

Der Angeeschuldigte geht nun zu dem rechtlichen Theile seiner Verteidigung über. Nach dem §. 91. der Verfassung sind alle Gesetze und Verordnungen aufgehoben, die mit einer ausdrücklichen Bestimmung der Verfassung im Widerspruche stehen. Der §. 24. der Verfassung sichert jedem Bürger die Denkfreiheit. Diese Denkfreiheit ist aber an sich nichts, wenn nicht die Freiheit damit verbunden wäre, seine Gedanken öffentlich auszusprechen. Diesen Grundsatz erkennt ein nachfolgender Paragraph der Verfassung (§. 28.) an, indem er die Pressfreiheit gestattet. Da nun die Verfassung das Grundgesetz ist, welches alle übrigen Gesetze neutralisirt, die ihren Bestimmungen widersprechen, so muß sie auch die Basis für den Begriff der Pressfreiheit seyn. Man muß also im Gebiete des Wissens Alles sagen

dürfen, was nicht den Bestimmungen der Verfassung widerstreitet. Man muß selbst diese in der Theorie mangelhaft finden und ihre Fehler rügen dürfen; einzig und allein kann nicht gestattet seyn, zu einer gesetzwidrigen Aenderung einer der Bestimmungen der Verfassung aufzufordern. Wo aber und in welcher Stelle seiner Schrift hat dieß der Unschuldige gethan? Hat er etwas gegen die Erbllichkeit der Königswürde gesagt, hat er die Rechte und die Befugnisse der Stände bestritten, hat er die Gesetzlichkeit der Civilisten angegriffen, hat er von einer Aufhebung oder auch nur Minderung derselben gesprochen? Wenn aber alles dieses nicht der Fall ist, so hat er weiter nichts gethan, als was ihm seine Rechte eines constitutionellen Staatsbürgers gestatten.

Der §. 2. des Preßgesetzes sagt: „daß es erlaubt sey, Alles ohne Censur drucken zu lassen und alles Gedruckte zu verbreiten, dessen Inhalt nicht durch das Preßgesetz oder durch künftig im verfassungsmäßigen Wege errichtete Gesetze für ein Verbrechen oder Vergehen erklärt werde.“ Durch diese Bestimmung des Preßgesetzes sind mithin alle frühern Gesetze in Beziehung auf die Presse aufgehoben. Der §. 6. des Preßgesetzes sagt: „So wenig der Druck und die Bekanntmachung der in einem ruhigen Tone angestellten Betrachtungen und

Erörterungen über Staatsverfassungen überhaupt, und die Landesverfassung insbesondere, so wie der Wünsche für Verbesserungen und für die Abhülfe der Beschwerden jeder Art, verboten sind, so sehr gehört doch der Ausruf in Druckschriften zur Verantwortlichkeit gegen die Obrigkeit, zu Aufruhr und Empörung, überhaupt zu jeder gewaltsamen Veränderung der Verfassung, unter die schweren Verbrechen, und ebenso (nach §. 7.) jeder Angriff auf die Ehre des Staatsoberhauptes, seiner Gemahlin und Familie."

Nach §. 6. des Preßgesetzes sind also Erörterungen über politische Gegenstände jeder Art, so wie Wünsche für Verbesserungen und für die Abhülfe von Beschwerden aller Gattung gestattet. Die dieser Erlaubniß beigefügte Bedingung ist, daß solche Erörterungen und Wünsche in einem ruhigen Tone abgefaßt seyen. Die Gaben der Schriftsteller sind aber, wie die menschliche Natur überhaupt, verschiedenartig. Ihre Schreibart richtet sich nach ihrem individuellen Charakter, sie kann nicht anders, als ihrer Natur angemessen seyn. Wollte man sie beschränken, so wäre die Folge davon, daß es nur ein Modell, nur ein Muster von Schriftstellern geben könnte, nach dem sich alle andern richten müßten. Dieß würde aber der Natur der Dinge widersprechen, denn der Eine zeichnet

sich durch ruhige Betrachtungen aus, die aber in der Hauptsache ebenso scharf seyn können, als das Pathos eines Andern, oder die heisende Satyre eines Dritten. In den Erörterungen der Gegenstände menschlichen Wissens und in den Versicherungen über den politischen Zustand aber darf in einem gesetzlich freien Staate keiner Art von Talent die Bahn verschlossen seyn. Luther war heftig und jähzornig, Melancthon sanft und ruhig, aber darum waren doch beide gleich eifrig und einig in Verfolgung ihres Zweckes der Reformation. Der Gesetzgeber konnte also vernünftigerweise nicht die Form der Discussion eines Gegenstandes tadeln, wie er dieß auch durch den Gegensatz in §. 6. des Preßgesetzes (So wenig zc. zc. so sehr zc. zc.) augenscheinlich beweist. Er gestattet Erörterungen über alle Gegenstände der Politik, nur sollen sie nicht in Aufrufe zur Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, zu Aufruhr und Empörung, überhaupt zu jeder gewaltsamen Aenderung der Verfassung, ansetzen. Wo findet sich aber in der Schrift des Angeeschuldigten irgend ein Aufruf zu Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, zu Aufruhr und Empörung oder zu irgend einer gewaltsamen Aenderung der Verfassung?

In den Verhandlungen der constituirenden Versammlung ist das bestehende Preßgesetz als mangel-

haft und allzu unbestimmt bezeichnet und von der Regierung die verfassungsmäßige Erlassung eines neuen zugesichert worden. Bei diesem anerkannten Mangel einer umfassenden und klaren Gesetzgebung über die freie Presse erfordert nur die strenge Gerechtigkeit, daß das bestehende Gesetz mehr zu Gunsten des Angeschuldigten, als zu dessen Nachtheil ausgelegt werde; denn es ist ja nicht seine Schuld, wenn es ihm an einer bestimmten Norm zur gesetzlichen Abmessung seiner Schritte fehlt. Bei dieser anerkannten Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung nun bleibt dem Schriftsteller nichts übrig, als sich in der Beurtheilung dessen, was gesetzmäßig ist oder gesetzwidrig seyn mag, nach Vorgängern zu richten. Vorgänger dieser Art sind solche Schriften, die entweder frei und ungehindert im Lande circuliren oder im Lande selbst gedruckt worden sind, ohne daß die Staatsbehörde in deren Inhalt etwas Ungehehrliches gefunden hätte. Auf Schriften solcher Art nun will sich der Angeschuldigte hier beziehen und berufen.

Unter die erste Klasse gehören Bärnes Briefe aus Paris, die in Württemberg in freiem Umlauf sind, und welche nach einem Erkenntnis des Oberappellationshofes in Hamburg durchaus nichts Ungehehrliches enthalten. Der Angeschuldigte erlaubt sich aus denselben folgende Stellen anzuführen:

Bär.

Börne's Briefe aus Paris 1. Theil. S. 4. Diese kleinen deutschen Fürsten in ihren Rußschal-Residenzen sind gerüstet und gestachelt wie die wilden Kasanien.

S. 13 und 14. Sie begreifen gar nicht, was das heißt: König seyn; sie begreifen nicht, was das heißt, auf schwachen menschlichen Schultern den Zorn und die Rache eines Gottes tragen; sie begreifen nicht, was es heißt, einem einzigen Herzen, einer einzigen Seele die Sünden eines ganzen Volkes aufzuden! Denn warum haben die Menschen Könige, als weil sie Sünder sind? Ist das Fürstenthum etwas Anderes, als ein künstliches Geschwür, welches die heilbedächtige Vorsehung den Völkern zuzieht, daß sie nicht verderben an ihren bösen Sitten, daß ihre giftigen Leidenschaften alle nach außen fließen und sich im Geschwür sammeln? Und wenn es aufspringt endlich — wer hat es störend gemacht? Nicht schonen soll man verbrecherische Könige, aber weinen soll man, daß man sie nicht schonen dürfe. Doch erzählen Sie das ja keinem wieder. Denn die Thoren anderer Art möchten sagen: da ist nun ein freiheitsliebender Mann, der doch noch sagt, es sey dem Könige von Frankreich Unrecht geschehen! Was? Nicht! Unrecht! leere, tolle Worte! Verklagt den Sturm, ver-

klagt den Blig, verklagt das Erdbeben, verklagt das Fieber, verklagt die spitzbübische Nacht, die euch um den halben Tag gepreßt — und wenn ihr den Prozeß gewonnen, dann kommt ihr geschickten Advokaten und verklagt ein Volk, es habe seinem Könige Unrecht gethan!

E. 48 und 49. Wenn sie sich nur erst die Augen gerieben, wenn sie nur erst recht zur Besinnung gekommen, werden sie sich erslaut betastet, werden im Zimmer umher blicken, das Fenster öffnen und nach dem Himmel sehen, und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag ist denn heute, wie lange haben wir geschlafen? Unglückszeitige! nur der Rathige wacht. Wie hat man es nur so lange ertragen? Es ist eine Frage, die mir der Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu sein aller erwachsenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hosen trägt, zu glitzern vor dem Eideckchen jedes alten, schwachen, gräulichen Schulmeisters! . . . Aber Wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker ist nicht wie Röthscheit eines verschämten Mädchens; es ist Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

E. 55 — 57. Fürsten aber sind unversöhnlich und unauslöschlich ist der Durst nach Rache. Hätte

Karl gesiegt, wie er besiegt worden, wäre das f.öbliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir sehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geschieht, wo die Gewalt über die Freiheit siegte. Seit Jahren ist der Sieg entschieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meicide verdankte! Tausende schmachten noch im Kerker, Tausende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers ist immer gezückt, und wo es schont, wo es zaudert, geschieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängstigen. So entartet, so herabgewürdigt hat sich die Macht gezeigt, daß sie oft mit Grausamkeiten prahlte, die sie gar nicht begangen; sich der Gerechtigkeit schämend; manche ihrer Gefangenen nur heimlich schonte, und es als Verläumdung bestrafte, wenn man sie mild geprüfete! Nicht empört die niederträchtige Unverschämtheit der Fürstenschmeichler, welche die Völker als Tiger, die Fürsten als Lämmer darstellen. Wenn jeder Machthaber, sobald er zum Besitze der Macht gelangt, gleich seine Leidenschaft zur Regel erhebt; grausame Strafen für jeden Widerspruch voraus bestimmt, und diese Regel, diese Anwendung sich herabreißt

durch Jahrhunderte — nennen sie das Geschlecht. Das Volk hat seine Leidenschaft nie zum Gesetze erhoben, die Gegenwart erbt nie die Tugenden der Vergangenheit, sie vermehrt der Zukunft zu überlassen. Wenn dumme, feige oder beslochene Richter aus altem Herkommen und verbliebenen Gesetzen nachweisen können, daß sie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht gewesen — nennen sie das Gerechtigkeit. Wenn der schuldlos Verurtheilte, durch Reichen schön gepuzter Soldaten, durch die Mitte des angstzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüste geführt wird — nennen sie das Ordnung; und schnellen Tod in langsame Qual des Ketters verwandeln — das nennen sie Milde.

S. 58 und 59. Da unten steht jetzt ein Marmor-Piedestal, auf welches man die Wiltssäule, ich glaube Ludwig des Sechzehnten, hat stellen wollen. Die dreifarbigte Fahne weht darüber. Es ist noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundstein dazu gelegt. Die Könige sollten sich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundstein zu einem Gebäude legen. Sie thäten besser den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürstlichen Kiche, wenn sie Morgens vor ihren Töpfen stehen,

einander fragen werden: wem decken wir das wohl Mittags? und in ihrer philosophischen Zerstreuung manche Schüssel verfehlen werden.

E. 72 und 73. Es ist gräßlich, es ist zu gräßlich, was in Brüssel geschieht! Was Paris im Juli gesehen, war Länderei dagegen. Man könnte rasend werden über die Niederträchtigkeit der Fürsten. Und der König von Holland ist noch einer der besten. Männer erwürgen, weil sie sich nicht länger wie Schulbuben wollen behandeln lassen, über den Köpfen ihrer wehrlosen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit Congrevischen Raketen anzünden — das ist die väterliche Liebe der Väter des Volkes, so thun sie sie kund! Ein Brüsseler Zeitungschreiber sagt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in seine Hauptstadt einziehe?“ Unglückseliger Spötter! Wie viele Leichen braucht Ihr denn, bis es euch unbehaglich wird, und ihr die Schuld verliert, mit euren Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mitleid mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat sie schon vor drei Tausend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, sie mögen fühlen.

S. 74 — 76. So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Deciffiral holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Reuß, Greiz, Schleich und wie sie sonst heißen! Ist der Tag der Rache endlich erschienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es Ihnen. Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Nietenwerk wie in der flackernden Hand; man mußte eine Zigeunerin seyn, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und sich von einander zu unterscheiden, sind sie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Einmal-Eins geht nicht weiter, und das sollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächste Eltern-Prüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein sanfter Lehrer, Doktor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, sagte er mit seiner Kindbitterin-Stimme: das ist auch nützlich; aber mit der vaterländischen Geographie muß man den Grund legen. Nun schwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß wenn ich

jetzt auf der Stelle nach Cairo reisen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen hätte; wenn aber nach dem Lande Ruß, müßte ich erst hinüber und herüber im Postbuche nachschlagen, in welchem Theile von Deutschland Gera liegt, eben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber so viel weiß ich, daß man Gera mit allen seinen Einwohnern in die Richelieu-Straße stellen könnte. Jetzt stellen Sie sich vor, daß diese kleine Stadt, zwei oder gar drey Fürsten hat, die sie gemeinschaftlich beherrschen. Ist es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es ist schon mit einem Fürsten nicht aufzuhalten. Der Doktor Schapper hat einen guten vaterländischen Grund in mir gelegt! Er wird sich freuen, wenn er es erfährt.

E. 81 — 83. Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, sondern Maaßregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatz entfernt bin, so hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemüths-bewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die

ruhigsten und gutmeinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Censor findet, der das wegwischt. Die alten Künste, in jedes ansehnliche Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind, und wird nicht länger um Taglohn ein Vater- und Brudermörder sein. Alle alte Dummheiten kommen wieder zum Vorschein, nicht eine ist seit fünfzehn Jahren gestorben. So habe ich in deutschen Blättern gelesen, man habe entdeckt, daß eine geheime Gesellschaft die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man sey den Räufelührern auf der Spur. Die schlauen Füchse!

E. 87. Wenn man bei unserer sieben deutschen Bundesversammlung um die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Bescheid bekommen! Und doch,

wenn sie klug wären, sollten sie schon aus Egoismus die alten blutigen Geseze mildern. Heute noch haben sie die Macht, wer weiß, wie es morgen aussieht.

S. 92. Das ist das Preukenthum, das ist die protestantirte Oesterreichische Politik. Das ist, was ich in meiner Brochüre über die Berliner Zeitung alles vorhergesagt.

S. 97 und 98. Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verstand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächsten Frühlinge ganz Europa im Flammen stehen wird, und daß nicht bloß die Staaten über dem Haufen fallen werden, sondern auch der Wohlstand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Lustbarkeiten laden die Fürsten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über sie kömmt, bitten sie auch ihre Bürger zu Gast. Dafür sorgen sie voraus, zu diesem edlen Zwecke machen sie Staatsschulden. Die Könige stolz darauf seyn; es ist eine große Ehre in so vornehmer Gesellschaft zu jammern.

S. 100 — 105. Eine Plinte möchte ich haben und schließen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünsche,

daß es Krieg gäbe, und der kränkelnde Zustand der Welt in eine tröstliche Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entscheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtheiße in Deutschland immer untröstlicher werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner vichischen Dummheit unter das Comando der Willkürmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgeführt. Die Nationalgarde hält ihn im Zaum, läßt sich aber nicht zu Besten haben, sondern verteidigt und beschützt nur seine eigenen Rechte und seinen eigenen Vortheil. Heute las ich in einer hiesigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu sechzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksaufzuge ein Messer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was natürliches und gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Messer bei sich führe! Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben soll, verurtheilt und nach Berlin geführt. Es versteht sich, daß die deutschen Zeitungen nicht Graf Schulenburg schreiben durften, sondern nur Graf S. Nur in den französischen Blättern war der Name ausgesprochen. Ich zweifle

zwar nicht daran, daß es in Deutschland Menschen giebt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegen; aber gewiß haben sie die verschiedenen Insurrektionen nicht herbeigeführt, sondern höchstens demütht. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verstocktheit, werden glauben oder sich anstellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen Schuld, und wenn sie nun diese in ihre Gewalt bekommen, werden sie denken, alles sey geendigt, auf die Klagen des Volks ferner keine Rücksicht nehmen, und in die alte Lage zurückfallen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen stand in einem hiesigen Blatte ein sehr merkwürdiger Brief aus Deutschland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich diese Unruhen angefaßt habe und wozu er sie habe denken wollen. Er gedachte nämlich, die bayerischen Truppen und die der andern süddeutschen Staaten, unter dem Vorwande, sie zur Dämpfung der ausgebrochenen Insurrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Baiern habe aber den Plan durchschaut und ihn vereitelt. Der Bericht ist sehr interessant und ist, wie mich Einer versicherte, von Herrn v. Hormayer in München eingesandt. Dieser war früher in

Wien angestellt und ist ein großer Feind von Metternich. Es ist sehr traurig, daß in deutschen Blättern der genannte Artikel nicht erscheinen darf, und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Baiern suchten den König zu revolutioniren, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle und sich zum Herrn von Deutschland mache. Die Sache ist gar nicht unmöglich. Ueberhaupt sollen geheime Gesellschaften, besonders der alte Tugendbund, gegenwärtig wieder sehr thätig seyn. Mit geheimen Gesellschaften möchte ich nichts zu schaffen haben, am wenigsten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heillose Präturerei angelegt hat. Er wird von Aristokraten geleitet und hat aristokratische Zwecke, die man vor den dummen ehrlichen Bürgerleuten, die daran Theil nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub antreiben.

Der heutige Constitutionell meldet, ein Corps deutscher Bundesktruppen von einem Nassauer Generale commandirt, würde zusammengezogen, und das Hauptquartier solle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt sieht doch einer traurigen Zukunft entgegen. Seit fünfzehn Jahren ist dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn diese einmal ihre Früchte trägt,

wird es Frankfurt am ersten schmecken. Ich fange an einzusehen, daß ich die deutschen Verhältnisse falsch beurtheilt habe. Ich habe den entgegen gesetzten Fehler der Minister, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Personen. Mehrere unterrichtete Deutsche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutschland alles zu einer Revolution reif sey. Wenn und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wissen; aber es werde losbrechen und das bald.

S. 112 und 113. — Was sagen Sie zu Antwerpen? Ist es nicht ein Jammer, daß einem das Herz blutet? Ist je so eine Schändlichkeit begangen worden? . . Das ist nicht der und der Fürst, der es gethan, das ist nicht der König der Niederlande, der nicht der schlimmste Fürst ist; das ist die Fürstennatur, die sich hier gezeigt, die wahnsinnige Ruchlosigkeit, die meint, ihrem persönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes opfern. Es ist nicht mehr zu ertragen, und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt so weit entfernt war. Sie sollten heute nur (im Messager) de Potter's Glaubensbekenntniß lesen, und wie er sagt, der beste Fürst taugt nichts, und er wäre für eine

Republik. Nie hat Einer so klar und wahr gesprochen.

S. 114. Es ahnet mir — nein ich weiß es, die Pest wird vermindern, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trügste und furchtsamste Volk der Erde antreiben und erimuthigen. Pest und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine schönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müssen. Und das alles um des monarchischen Prinzips, und das alles um eines Duzends armseliger Menschen willen! Es ist gar zu komisch.

S. 115. An den deutschen Höfen wird jeder Prinz, sobald er auf die Welt kommt, gleich in ein Regiment eingeschrieben, um von unten auf zu dienen, und so, während er in's Bett pflzt, avancirt er immerfort, ist im siebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Obrist, und im achtzehnten General.

S. 126. Es ist ein Eckel, und ich mag gar nicht davon sprechen. Benjamin Constant, Lafayette und noch einige Wenigen sind die Einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Ministerium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach und haben freilich die Masse der Nation

auf ihrer Seite, nämlich den Teig, aber ohne die Hefen, nämlich die Industriellen, das heißt auf Deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen) und man den Franzosen nicht freiwillig giebt, um das sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.

S. 132 und 133. Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten — aber es ist jeder Herr in seinem Hause, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch bloß wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der französische Gesandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorstellungen machte, wegen des Schadens, den die französischen und andern Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: *Mr. l'Ambassadeur, je ne sacrifierai jamais les droits de ma couronne aux intérêts particuliers.* Das soll erhaben seyn! Ich finde es sehr lächerlich. Man macht noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man herzt zu viel. Man sollte ihnen

allen einen Termin von vier Wochen setzen, binnen welchem sie eine bessere Regierung einzuführen hätten oder — fort mit ihnen.

S. 148—150. — Saphir wurde von allerhöchsten Händen aus Baiern gejagt, weil er gegen einen Komddianten geschrieben! C'est perruque — würde ein Pariser sagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen solche Charlesdischen, gegen solche Ordonnanzchen? Das kriecht einem zwischen die Beine durch, das macht sich, wie Wasser, durch die kleinste Lücke Bahn. Es ist zum Verzweifeln, daß deutsche Tyrannen zugleich so viel Lächerliches hat: das lähmt den Widerstand. Warum aber unsere Fürsten sich so große Mühe geben, die französische Revolution, die viel Metaphysisches hat, den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung seyn. — Wenn sich unsere Kaplente, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, so laße ich das hingehen. Aber die Andern — sie betrachten das Alles aus einem falschen Gesichtspunkte. Es ist wahr, es fanden viele Pfaffen-Zutrügeln Statt; aber was thut das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, sie haben ihn fortgejagt und seine Leute geprügelt — ist das nicht schön und

ein gutes Beispiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das ist billig. Herr Wellington ist auch abgesetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kommt diesen Schwachköpfe gar zu viel auf einmal über den Hals; wie eine Sündfluth gießen die Verlegenheiten auf sie herab. Die Aenderung des englischen Ministeriums ist für uns auch gut. Lesen Sie im heutigen Constitutionell, wie der Belgische Gesandte in London, Herr v. Weyer, nach seiner Rückkehr öffentlich im Congresse von seiner Sendung Rechenschaft abgelegt, und wie er vor allem Volke erzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien und Andere mit ihm verhandelt. Das hat mich sehr amüsirt. Diplomatische Geheimnisse öffentlich in einer Ständerversammlung auszusplaudern und das während die Verhandlungen noch im Gange sind, das ist unerhört, das ist himmelschreiend — werden sie in Berlin, Wien und Frankfurt sagen.

S. 209 und 210. Der König von Baiern glaubt wahrscheinlich, weil er so viel gereimt hat in seinem Leben, dürfte er sich auch Ungereimtes erlauben. Der Liesching, den ich viel kenne, ist der fänkste Schriftsteller, der seit kurzem auf so schandliche Weise von München verjagt worden.

„Vor der Hand als unpassend ausgewiesen,“ ist sehr schön gesagt. Der deutschen De-

potte werden vor Alterschwäche die Glieder steif. Dieses Betragen der bairischen Regierung ist so ganz über die Massen dumm, so ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es steckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß sie nämlich unter dem Scheine des Einverständnisses mit der jetzt völlig todt gewordenen Bundesversammlung ihre eigenen Pläne verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es giebt nichts Genialischeres als der Blödsinn einer deutschen Regierung, er ist gar nicht zu berechnen.

S. 220 und 221. Ich glaube nicht, daß ich Talent zu poetischen Naturschreibungen habe, ich grüble zu viel und sammle mehr Wurzeln als Blüthen. Aber mit der Reise, nach wiederhergestellter Ruhe, damit haben Sie recht. Ich möchte wohl gern einmal Seelenfrieden genießen. Bis künftiges Jahr sind die Oesterreicher aus Italien verjagt, und dann könnte man hinreisen. Zwar wird es alsdann in Italien noch nicht ruhig seyn, aber nur die schreckliche Ruhe unter Oesterreich könnte mich aus dem Lande entfernt halten, nicht die Unruhe der Freiheit, noch die der erzürnten Natur. Was der * * * * prophezeit, ist auch mir offenbart worden. Man wird es in Frankfurt früher als in Paris erfahren. Fürchterlich! Es steht mir klar

vor Augen, wie die Schnitter der Zeit mit ihren kleinen Messern die großen Sensen wechen. — Hiesige Blätter sagen bestimmt, im nächsten Monate würde in Preußen eine Constitution promulgirt werden, und ein Brief aus Berlin, den ich gestern gelesen, behauptet das Nämliche. Aber eine Constitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein Werk der Finsterniß werden. Die Freiheit, die man von Herren geschenkt bekommt, war nie etwas werth; man muß sie stehlen oder rauben.

E. 225 und 226. Nun Glück zum neuen Jahre! und möge es uns und unsern Freunden im neuen Jahre besser gehen, als Kaisern und Königen. Das sind bescheidene Wünsche, die wohl der Himmel erhören wird. Ich werde dem Konrad sagen: wenn ein Kaiser kommt, sehen Sie auf die Hände und lassen ihn nicht allein im Zimmer. Im nächsten Jahre wird das Duzend Eier theurer seyn, als ein Duzend Fürsten.

E. 235 — 238. Saphir ist hier, und sein Anfang ist nicht schlecht. Schon haben einige Blätter von ihm gesprochen, als von Einem, den der Zorn seines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, so viel nöthig ist, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro stand ohngefähr Folgendes: Der König von Baiern,

selbst Poet, habe aus poetischer Eifersucht den Saphir verjagt. . . . Der Vorwand seiner Verbannung wäre gewesen, weil er gegen das Theater geschrie-
ben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübsches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten sich entzweit *pour une bavaroise* (das bekannte Kaffeehaus-Getränk). Der König von Baiern wird genannt: „*sa majesté brutale*.“ Als ich das las, habe ich treuer deutscher Unterthan aller Fürsten ohne Unterschied mich gekrenzt. Aber der König von Baiern betrügt sich doch gar zu wunderbar. Das ist ein Gelehrter, der bringt seine Verirrungen in ein System und da ist keine Hülfe mehr. . . . Es ist gar keine Möglichkeit, die deutschen Regierungen zu parodiren. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Cauttionen beibehalten, geschrieben: es wäre recht spaßhaft, wenn sie in Deutschland das mit den Cauttionen nachahmten. Censur und Cauttion! Das sollte ein Witz von mir seyn, im Ernste hielt ich das für nicht möglich. Aber es ist eingetroffen. In einem hiesigen Blatte las ich heute aus Baiern, daß man von einem gewissen Foremans, der eine Zeitung heraus geben will, Cauttion verlangt habe. Das ist gerade, als wolle man von einem, den man in den Kerker

wiesf und an Händen und Füßen fetter, noch eine Caution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proclamation des ruffifchen Kaiſers an die Polen geleſen. Sie iſt im alten Style datirt und im alten Style geſchrieben. Der ſpricht ſich! der will den Helden machen und den europäiſchen Fürſten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, aber dann noch ſchlimmer für die andern Fürſten. Sie werden es ihm nachmachen wollen, ſie werden die Zügel loßlaſſen, durch welche ſie bis jetzt mit ſo großer Anſtrengung ihre eigene Leidenschaft gebändiget, ſie wird durchlauſen und ſie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutſchland zähnt. Das arme Kind! Nichts iſt ſchlimmer als die Art, wie die deutſchen Regierungen von ſolchen Unruhen Bericht erſtatten. Sie ſtellen ſich an, als wäre ihnen an ſolchen unbedeutenden Vorfällen nicht viel gelegen, und ſind doch voll tödtlicher Angſt. Sie machen Geſichter wie Menſchen, die Leibſchmerzen haben und ſich luſtig ſtellen wollen. — —

S. 250 und 251. Jeder Menſch hat das Recht, ein Dummklopf zu ſeyn, dagegen läßt ſich nichts ſagen, aber man muß ſelbſt ein Recht mit Beſcheidenheit benützen. Die Deutſchen mißbrauchen es. Die

Mittel, welche die Franzosen gebrauchen, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutschen Regierungen benützt werden, um die Despotie zu verstärken. Ich muß nur lachen über die Unwissenheit der hiesigen Zeitungsschreiber. Sie erzählen es im Triumph: In Deutschland, in Oesterreich sogar, würden Nationalgarden eingeführt, und sie meinen, das wäre ein Fortschritt der Freiheit, die Esel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt ist, das alte abgenutzte damit zu ersetzen. Die Deutschen! — nicht einzusehen, daß die Uniform eine Art Gefängniß ist, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzusehen, daß wenn man Schilbwache steht, man am meisten selbst bewacht wird — den sogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abhandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgezogen, und die einen Geist haben, die Freiheit zu wünschen, und einen Leib, für sie zu kämpfen — sich wie ein todter Dfenschirm vor der Gluth des Volks zu stellen, damit die Großen hinter und nicht schweihen und gemächlich ihr Eis verzehren — und sich noch weiß machen zu lassen, das geschehe für die Freiheit — sich so seppen zu lassen, ein solcher Tölpel zu seyn — es ist unglaublich!

S. 253 und 254. In dem Schreiben eines Polen, worin die schändlichen Tyrannen, der russisch-polnischen Regierung erzählt werden, heißt es unter Andern: man habe eigens einen Commissair nach Wien geschickt, um das System der österreichischen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte, (Stoß • deutsch heißt es wörtlich,) in allen seinen Theilen zu studiren, um es dumm in Polen einzuführen.

S. 271 — 274. Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Gesandten nach Warschau gab er ein Zettelchen an die Polen mit, worauf er eigenhändig in französischer Sprache und mit Bleistift geschrieben: „Au peuple polonais; soumission ou la mort! Nicolas.“ O, was ist Gott für ein Phlegmatikus! Aber ich bin selbst nicht besser. Diesen Morgen las ich etwas von der neuen heßischen Constitution. Und sehen Sie es dem Briefe an? Ist er zerknittert? naß von Thränen der Wuth? habe ich Komma, Punktum vergessen? O bißdes Vieh! nicht einem Ochsen würde man so etwas weiß machen! Ein Ochs ist dumm, aber er ist eigensinnig und hat Hörner. Schaafe sind wir, arme, geschorne, zerlegte Schaafe. . . . Daß die Deutschen ihren Fürsten und Sän- gerinnen die Pferde ausspannen, fällt mir nicht auf. Sind sie besser als Pferde? Sie werden sehen,

die guten Hessen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Cassel. Eine solche Constitution, wie man den Hessen gegeben, hätten sich die Pferde nicht gefallen lassen. Mit den guten Deutschen wird noch schlimmer verfahren, als mit dem Heiland. Dieser mußte zwar auch das Kreuz selbst tragen, woran man ihn gepeinigt: aber es selbst auch zimmern, wenigstens das mußte er nicht. Ich kann in Paris französisch lernen; aber, guter Gott! wie lerne ich Deutsch vergessen? Der Mensch hat überhaupt viel Deutsches an sich. Heute las ich: in England hat die französische Regierung 800,000 Flinten bestellt, die russische 600,000, die preussische 900,000. Werden damit anderthalb Millionen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürsten einen Spaß zu machen, sich wechselseitig die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Diese Flinten kosten 38 Millionen Franken, und die närrischen Völker dürfen nicht eher sterben, als bis sie ihre eigene Leichenkosten vorausbezahlt! Ich möchte diesen Sommer in einem stillen Thale wohnen, aber so still, so heimlich, so abgelegen, daß kein Mensch, keine Zeitung hinkommt, und im October wieder hinaustreten in die Welt und sehen, wie es aussieht. Vielleicht würde ich da nicht mehr erkennen, ob ich im Monde oder auf der Erde bin.

In die Klasse der Schriften, welche im Lande erschienen sind und, als nichts Geschwizriges enthaltend, frei circuliren, gehören:

V. A. Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen.

S. 142 — 145. Der wahre Bürgerstand, der sich als berechtigter Theil eines freien Staatsganzen fühle und den Kern des ächten Staats bildet, ist unsern deutschen Staaten größtentheils unbekannt, und statt einer lebendigen Wechselwirkung aller Elemente des Staatsorganismus durch Gegenseitigkeit der Rechte und Verbindlichkeiten, findet man die Pflicht des Gehorchens und das Recht des Gebietens streng gesondert und geschieden — dieses im alleinigen Besitze des Fürsten, seiner Beamten und der bevorrechteten Stände, jene ganz und ausschließlich den Unterthanen zugewiesen. Daher will auch in Deutschland Keiner, der auf geistige und gesellige Bildung Anspruch macht, einfacher Bürger bleiben, der Bürger ist ja nichts, und nur der Beamte, höchstens etwa noch der Gelehrte, hat eine Geltung; Alles will vom Staatsdienste leben, das heißt bei uns, dem Fürsten dienen und von dem Erwerbe des Volks zehren. Denn die Beamten sind nicht Diener des Staats, sie sind uns einer todten Abstraktion, sondern des Fürsten, der allein Leben hat, und nach Ludwigs XIV. kühnem Ausspruche den ganzen Staat in sich vereinigt. Wollen also

dann die Organe der Gewalt sich ganz besonders billig und freisinnig zeigen, so wird neben dem Fürsten noch das Volk und nach dem Könige auch das Vaterland genannt und beide als beinahe gleiche Größen oder Hälften eines Ganzen einander gegenübergestellt, jedoch so, daß in allen zweifelhaften Fällen der dem Range nach höhere Fürst dem Volke auch in jeder andern Beziehung vorgeht, und daß bei unvermeidlichen Collisionen die Rechte des letztern denen des erstern weichen müssen. Zwischen dem mit physischem Bedürfnisse ringenden Volke aber und den bevorrechteten höchsten Ständen, welche von Leben, Geselligkeit, Kunst und Wissenschaften in beglücktem Müßiggange nur die Blüthe spielend für sich abstreifen, hat sich eine Welt von Papiermenschen und Actenwürmern bei uns eingeschoben, die mit Schreib- und Rechenmaschinen größere Ähnlichkeit, als mit Gottes freiem und zur Freiheit geschaffenem Ebenbilde haben, um uns nach und nach das Mark auszusaugen, das eine gesunde, gerade auf diesen Stand wirkende Leffenlichkeit stärken sollte.

In dem Maße nämlich, als der Fürst die Beamten fühlen läßt, daß sie nur seine Geschöpfe sind, drücken die Beamten wieder auf das Volk und entschädigen sich an diesem für die Beschränkungen und Demüthigungen, welche sie von Oben

herab erfahren mögen. Und wie soll nun bei dem Unterthanen Anhänglichkeit und Vertrauen zu einer Verwaltung gedeihen, die als Finanzbeute den Ertrag seines Fleißes verschlingt, die als Justiz bei verschlossenen Thüren unter der Decke der Heimlichkeit über sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre und sein Eigenthum richtet und ihre Orakelsprüche aus den unverständlichen Hieroglyphen einer modernen Vergangenheit schöpft, die als Polizei jeden seiner Schritte mißtrauisch bewacht, jede freie Regung eindämmt und selbst den Schlag seiner Pulse nach ihrer Vorschrift regeln möchte, die als Militärge-
walt ihn zu maschinenartigem Dienste preßt und sein und seiner Stammesverwandten Blut für Interessen, die ihm fremd oder den seinigen geradezu entgegen sind, zu vergießen nöthigt?

S. 218 — 220. So wenig als diesseits des Grabes die Todten auferstehen, so wenig wird daher Oestreich, einst der Erbe deutschen Ruhmes und deutscher Herrlichkeit, für Deutschland je wieder das werden, was es einst gewesen. Eine Kluft von drei Jahrhunderten hat sich zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit aufgethan, die nicht mehr rückwärts übersprungen werden kann. Hätte freilich Oestreich beim Beginn der Reformation es verstanden, dem Impuls der neuen Zeit zu folgen, ihre Bedeutung aufzufassen und zu nützen, ihren

Forderungen zu genügen und sie dadurch zu beherrschen, so wäre Oestreich heute noch das erste Reich der Welt, und im Mittelpunkt Europa's festgenurzelt, an der Spitze jener großen europäischen Bewegung weiterschreitend, würde es auch zum Lichtpunkt Europa's und zum Brennpunkt der Civilisation geworden seyn. Statt dessen hat Oestreich vorgezogen, sich mit aller Kraft dem Strom der Ereignisse entgegenzustemmen und dadurch allerdings dessen Macht zu brechen, eben damit aber auch in entschiedene Opposition gegen das übrige Deutschland zu treten, dem es durch seine Verblendung gegen das hereinbringende neue Geisteslicht den Segen in einen Fluch vermandelt und tiefe, fast unheilbare Wunden geschlagen hat; und wollte Oestreich jetzt wieder in die verlassene Bahn eintreten, so wäre es jetzt zur Umkehr zu spät und der Rückweg unmöglich geworden.

Auch scheint Oestreich keineswegs seinen Ehrgeiz auf ein solches Ziel zu richten; es ist Deutschland fremd geworden, hat, zuerst gezwungen, und dann freiwillig, seinen Ansprüchen auf die Hegemonie entsagt, und die gewaltigen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben nur einen Bruch vollender, der vor dreihundert Jahren schon begann. Oestreich hat seinen deutschen Namen gegen einen europäischen vertauscht, und steht nun allem, was wir von

deutschem Eigenthume noch gerettet haben, allem, worauf Deutschland noch einen Stolz setzen darf, seinem geistigen Leben, seiner Literatur, seinen Hochschulen, schroff, man könnte sagen feindselig, gegenüber.

S. 228 — 229. So wie die Sachen jetzt stehen, muß Preussens Macht entweder zunehmen, oder durch übermäßige Anstrengung sich erschöpfen und fallen. Regierers erlaubt das erwachte Selbstgefühl des Volkes nicht, es muß daher das Erste eintreten, und das vollständige Gelingen seiner Pläne wird davon abhängen, daß es seine Aufgabe nicht in selbstsüchtigen, sondern in wahrhaft nationalem Sinne zu lösen sucht, und über dem eigenen Vortheile nicht vergißt, was Deutschland von ihm zu fordern berechtigt ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protectorat über Deutschland durch dasselbe Verhängniß angewiesen, das ihm einen Friederich den Großen gab. Hat es aber jenes Ziel seiner Bemühungen und eines gerechten Ehrgeizes erreicht und dadurch einen Zuwachs an Macht erhalten, der seine politische Existenz und seinen Rang in der großen Staatenfamilie auf unerschütterlichen Grundlagen feststellt, so löst sich auch der Gegensatz Preussens gegen das übrige Deutschland, als des Bindenden gegen das Zerfallende, des Vereinenden gegen das Auseinanderstre-

bende, und dieser mächtigere Gegensatz, der bisher den schwächeren in sich verschlungen trug und gebunden hielt, läßt dann dem letzteren, und mit ihm der Entwicklung eines öffentlichen Lebens, der Wechselwirkung und dem Kampfe verschiedenartiger Kräfte im Innern Raum. Eben damit erledigt und erklärt sich aber auch die Haupteinwendung, welche gegen Preussens Hegemonie von Seite des übrigen Deutschlands mit einigem Schein von Grund gemacht wird.

S. 228 — 232. Einige annähernde Schritte sind ja auch in neuester Zeit, und zwar durch deutsche Fürsten bereits geschehen. Aber noch fehlt die rechte Einsicht im Volke. Ist diese einmal herrschend geworden, so ist das Schicksal zu gerecht, um das, was eine große Nation will, zu verweigern, oder vielmehr der Nationalwille wird selbst zum Schicksal, und der aller Berechnung spottende Reichtum an immer neuen Wegen und Hülfsmitteln, den das Leben und die Wirklichkeit entfalten, ist so unerschöpflich, daß wenn auch das Wie sich nicht voraussagen und bis ins Einzelne bestimmen läßt, wir doch der Errichtung des Zieles uns versichert halten dürfen. Uebrigens kann es wohl kaum dein Ernst sein, wenn du meinst, ein Protectorat Preussens könnte nur auf militärischer Grundlage beruhen, und diese Meinung auch mir aufbürdest.

Nichts ist in der That leichter, als ein Project zu machen, wie ohne alle gewaltsame Umwälzung auf ganz naturgemäßem Wege eine freie und organische Vereinigung Deutschlands durch die Vermittlung Preussens schnell genug zu Stande kommen könnte. Es dürften ja nur z. B. die Landstände, welche (mit Ausnahme Oesterreichs) in allen deutschen Ländern eingeführt sind oder nach der Bundesacte eingeführt werden müssen, nach Verhältnis der Menschenzahl, die sie repräsentiren, aus der Mitte ihres Landes eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten zu einem deutschen Bundestage wählen, der sich am Sitze der preussischen Regierung versammelte und die Bestimmung hätte, alle gemeinsamen Interessen Deutschlands zu vertreten und durch Gesetze, deren Initiative ihm zustände, festzustellen. Es bedürfte dann nur noch der weiteren Bestimmung, daß dieser Bundesversammlung gegenüber die preussische Regierung die übrigen deutschen Fürsten in gleicher Art, wie die Bundesversammlung das deutsche Volk, repräsentirte und die Vollstreckung der für ganz Deutschland verbindlichen Bundesbeschlüsse garantierte und übernahm. So wäre ja auf einmal nicht nur Deutschland im Geiste des constitutionellen Systems, welches eine unabwiesbare Forderung der Zeit und für die deutsche Nation, als solche, ein weit dringenderes Bedürfnis, als für die einzelnen

Provinzen geworden ist, vereinigt, sondern auch die Individualität der verschiedenen Volksstämme für die Zukunft gerettet.

Aber ich wiederhole es: dies ist im Augenblick noch keineswegs die Hauptfrage. Das Eine, was Noth thut, ist die noch schlende, rechte Volksgesinnung, und ich behaupte, daß weniger die Fürsten als die Völker Deutschlands das große Hinderniß seiner Vereinigung bilden werden. Denn ich wage es, auf deine Frage, ob die Fürsten Deutschlands auf ihre Souveränität, dieses unheilvolle Geschenk des gefährlichsten Feindes der Deutschen jemals freiwillig und ohne einen Kampf auf Leben und Tod Verzicht leisten werden, mit Ja! zu antworten. Sie selbst müssen eine feste, bindende Vereinigung, sobald sie überzeugt seyn dürfen, daß ihr Opfer kein fruchtloses, sondern in Wahrheit der guten Sache gebracht sey, wünschen, wenn sie anders deutsche Fürsten, und nicht lieber die Speichellecker und Schleppträger von Frankreich sind. Denn nur dadurch sehen sie ihre, sonst früherem oder späterem Untergang geweihten Kronen, unter eine sichere Garantie gestellt, und die Sache Deutschlands gegen den Verrath derjenigen, die es nicht redlich meinen sollten, gesichert. Alledann hienge es zwar nicht mehr von der Gnade der einzelnen Souveräne ab, ob sie die Waffen für oder gegen Deutschland er-

greifen wollen; der Patriotismus hörte auf eine Waare zu seyn, die man sich bezahlen läßt; die Treue würde zur Pflicht und der Bürgerkrieg zum Verbrechen. Es erhält denn aber auch jeder Einzelne, der der großen Familie angehört, für seine Existenz und seine Rechte die Gewißheit eines mächtigen Schutzes. Gäbe es jedoch immer noch deutsche Fürsten, die sich dieses Namens schämen, weil sie entweder lieber kleine Despoten auf eigene Hand, oder durch gewissenlose Schmeichler getäuscht und verblendet sind, so werden die einen früher oder später die Stimme der Wahrheit vernehmen, die andern aber vor der Nothwendigkeit, welche zwischen Fürsten und Unterthanen keinen Unterschied macht, sich beugen müssen.

Fordern doch die Fürsten Deutschlands von ihren Unterthanen Treue und Gehorsam, weil sonst der Staat nicht bestehen könne. Darf dann nun nicht auch von ihnen selbst ein Eid der Treue gefordert werden, weil sonst Deutschland nicht bestehen kann? Und ist an der Selbstständigkeit Deutschlands nicht noch mehr gelegen, als an der Selbstständigkeit einzelner Provinzen? Es ist nicht mehr die Zeit, wo Deutschlands Fürsten, die bisher auf Kosten der Nation sich bereichert und vergrößert haben, von der zu einem Schattenbild herabgesunkenen Nation noch mehr verlangen und nach dem Preise, den

man ihnen für deren Wiederherstellung biete, fragen können. Deutschland hat der Vielheit seiner Souveraine wenig oder nichts zu verdanken; man belügt sie, wenn man ihnen sagt, daß sie in ihrer, doch nur scheinbaren Selbstständigkeit ein Glück und Segen, der Eolz und Ruhm ihrer Völker seyen. Das Wohl und die Ehre Deutschlands erfordern keine Selbstherrscher, die, sobald ein Krieg Europa bedroht, Edlnerhauptleuten gleich, ihre Unterthanen an den Reißbietenden zu vermietthen gezwungen sind, und denen keine andere Wahl gelassen ist, als dem nächsten Fremdling sich in die Arme zu werfen und Verräther an der Sache Deutschlands zu werden, wenn sie ihre mit dem Fluch des Brudermords belastete Selbstständigkeit behaupten wollen. Nur in der Unterordnung unter eine höhere Einheit können die deutschen Particularregierungen wahrhaft ein Segen ihrer Länder werden, indem sie dem Alles verschlingenden Wirbel einer unermesslichen Hauptstadt einen heilsamen Damm entgegenstehen; indem sie verhindern, daß nicht alles Licht dorthin als in einen Brennpunkt zusammenströmt; indem sie Anmaßungen und Bedrückungen, die von dort ausgehen, stark durch die Liebe und Anhänglichkeit ihrer angeflammten Unterthanen Widerstand leisten. Dazu bedarf es aber keiner anspruchsvollen, über die Beschränktheit der Landeskkräfte täuschenden Herr-

schertitel mit dem Gefolge von unerschwinglichen
Civilisten und Hypanagen, keiner doppelten und in
ihrer Doppelheit sich selbst vernichtenden Landesver-
tretung, nicht der markauszengenden stehenden
Heere, noch der Unzahl eizennüthiger Beamten.

E. 280 — 288. Bis jetzt war unter uns
bloß davon die Rede, inwiefern um höheren Interessen
willen eine Veränderung des politischen Zustands der
Deutschen zu wünschen sey. Der eigentlich zwingende
Grund aber, die absolute, prosaische Nothwendig-
keit (die manche Leute allein als Nothwendigkeit
anerkennen und gelten lassen) blieb unerwähnt,
und dieß ist der trostlose Zustand der großen Masse
der Bewohner Deutschlands, ihres Stamms und
Kerns, des ackerbauenden Volks, das sich von allen
Seiten bedrückt, eingengt, verflümmert und ausge-
sogen fühlt, ohne bei der immer allgemeiner wer-
denden Höflichkeit und Philanthropie der Verwal-
tungsformen und dem liberalen Anstrich unserer
Einrichtungen zu wissen, was denn die eigentliche
Ursache der schleichenden Krankheit ist, die seinen
 Wohlstand langsam untergräbt, seine Lebensquellen
androcknet, seine Existenz vergiftet und unterbbt.

Der Grund dieses Verderbens ist kein anderer,
als daß dreißig Familien sich bis jetzt nicht über-
zeugen konnten, daß für dreißig Millionen Menschen

dreißig Könige zu viel sind, weil die meisten ihrer Unterthanen dich selbst noch nicht einsehen, diejenigen aber, welche es wissen, der Hof, der Adel und die Beamten, ihre Rechnung dabei finden, wenn eine Anzahl kleiner Fürsten mit allen Ansprüchen mächtiger Monarchen ausfüllt, ohne als Ersatz ihren Unterthanen einen der Vortheile bieten zu können, welche der Beherrscher eines großen selbstständigen Reichs den seinigen zu sichern vermag. So verzichtet man auf alle Wohlthaten, die eine beschränkte patriarchalische Einrichtung einem kleinen Staate zuwenden müßte, um den täuschenden und kostspieligen Schimmer einer Größe hervorzubringen, der nur den Spott der Mächtigen zu reizen taugt.

Daß der gegenwärtige Zustand seit der Auflösung des deutschen Reichs sich erhalten hat und bestehen konnte, ist kein Beweis dafür, daß er immerfort bestehen kann, und die Zukunft wird es, vielleicht spät und nach langer Schmach und Drangsal, aber unausbleiblich lehren, daß Deutschlands Fürsten entweder von ihrer jetzigen Scheinhöhe freiwillig und selbst unaufgefordert herabsteigen, oder mit ihren Unterthanen zu Grunde gehen müssen. Wenn nämlich die meisten deutschen Fürsten fernerhin wie unverträgliche Geschwister nichts Gemeinschaftliches haben wollen, sondern jeder den andern

zu überbieten oder ihm einen Vortheil abzugewinnen sucht, und jedes kleine Ländchen die ungeheuren Anforderungen, welche man bei dem jetzigen Culturstand an den Staat in Gesetzgebung und Verwaltung, Kriegswesen, öffentlichen Anstalten und Pflege von Kunst und Wissenschaft zu machen berechtigt ist, aus eigenen Mitteln ganz allein bestreiten soll; wenn daneben noch ein maßloser Fürstenprunk den angenommenen Schein der Größe unterstützen und die falsche Ehre retten soll, so muß der Druck der Abgaben und öffentlicher Lasten alle Lebenskraft des Volks erschöpfen. Vergebens, daß man das Uebel, das man zu fühlen anfängt, durch ängstliche Sparsamkeit im Einzelnen, durch eine aufmerksame Rechenschaftslegung, strenge Ordnung und verbesserte Gesetzgebung zu verringern, das Gewicht der Staatslasten durch gleichere Vertheilung und durch mildere Verwaltungsformen zu erleichtern sucht. Es wäre undankbar und ungerecht, die Gutmüthigkeit deutscher Regierungen verkennen zu wollen, und daß muthwillige Bedrückungen, schreiende Ungerechtigkeiten und höhnischer Uebermuth ohnehin zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, wird kein Billigdenkender zu läugnen begehren.

Der Fehler liegt im System, und ohne daß dieses von Grund aus geändert wird, ist keine Abhilfe möglich. Weil viele von den deutschen

Fürsten in dem bisherigen eifersüchtigen Wettstreit glücklich gewesen sind, so glauben sie und ihre Rathgeber, es könne immer so fortgehen, wiewohl die Unmöglichkeit, daß alle groß werden, am Tage liegt und wirklich nur Einer werden kann. Statt dieses einzusehen ist es, als ob absichtlich auf einem die Kräfte der Länder übersteigenden Aufwande bestanden, als ob geflissentlich ein mit der Beschränktheit der Mittel in keinem Verhältniß stehender Maßstab angelegt und der Staatseinrichtung der Zuschnitt großer Reiche gegeben würde, um Fürsten und Unterthanen zu fortwährenden Vergrößerungsanstrengungen zu nöthigen und den vermeintlichen Ansprüchen auf Zuwachs an Macht und auf Gebietserweiterung nichts zu vergeben.

Man hört in allen öffentlichen Verhandlungen so viel von den Wohlthaten, welche die deutschen Völker ihren Fürstenthümern zu verdanken haben, von dem zunehmenden Wohlstande, und der allgemeinen Glückseligkeit in den zum Range von unabhängigen Fürstenthümern und Königreichen erhobenen Ländern, und gutherzige Fürsten, die ihr Land nur aus den Beschreibungen ihrer Höflinge und Beamten kennen lernen, mögen diese treulosen Schmeicheleien gerne glauben. Aber worin bestehen denn die Segnungen, von deren Lobpreis unsere Ständehäuser widerhallen, womit in Thronreden geprunkt und in Dankacten

lägerlich geschmeichelt wird? Läuft nicht die ganze Antwort darauf hinaus: Es gibt kein Deutschland, aber viele deutsche Länder, und unter diesen allen ist kein einziges, das nicht in irgend einer Beziehung seit der Auflösung des deutschen Reichs gewonnen hätte? — Das mag nun wohl wahr seyn, denn der Genius der neuen Zeit hat nothwendig in allen Ländern einige Spuren zurücklassen müssen. Aber die Leiden und Verluste werden bei dieser Betrachtungsweise nicht in Gegenrechnung gebracht. Und nun betrachte man auch, wie die Wirklichkeit mit jenen Schilderungen übereinstimmt, welche die herrschende Volksstimmung mit den daraus hervorgegangenen Ereignissen der neuesten Zeit so furchtbar lägen straft.

In die tiefen Kreise der Gesellschaft muß man hinabsteigen, in der Hütte des Landmanns muß man sich umsehen, wenn man das Elend, welches eine unselige Zerstückung über Deutschland gebracht hat, in seinem ganzen Umfang ermessen will. Dort ist zu sehen, wie das fleißigste Volk der Erde kaum so viel erwirbt, um gegen Hunger und Kälte nothdürftig geschützt zu seyn, wie die kräftigsten Naturen durch harte Entbehrungen und unnatürliche Anstrengung vor der Zeit altern und in ständlichem Kampf und Ringen um die elendeste physische Existenz sich aufreiben, wie Tausende von Bäuern den

Tod Ihrer verkrüppelten Kinder als eine Günst des Himmels, ihren eigenen aber mit der stumpfen Fühllosigkeit des Leibelgenen ansehen, wie die Tröstungen des Glaubens nicht mehr hinreichen, Ihre Verzweiflung zu dämpfen, wie ein thierischer Rausch Ihre einzige Erholung und manches der gemeinsten Lebensbedürfnisse für sie ein unerschwinglicher Luxus geworden ist.

Warum tritt denn nun in den Versammlungen der Stände Niemand auf, der den Fürstenschmeichlern zuruft, dieses Schauspiel zu betrachten und zu erörtern, wenn sie es vermögen und nicht das Entsetzen ihre Wangen bleich färbt? Warum fragt keiner, ob denn dieser Jammer ewig dauern und Millionen Menschen wie das Ackervieh sich quälen sollen, nur damit die herrschenden und bevorrechteten Familien von dem gemeinen Loos der Sterblichkeit nie etwas erfahren und irdische Speise den eklein, an Nektar und Ambrosia gewöhnten Gaumen der Erdbengötter nicht beleidige? Warum verlangt man nicht von den allzeit fertigen Dienern und Werkzeugen der Gewalt, daß sie aufhören, es als ein Gesetz göttlicher Weltordnung zu verkünden, daß der saure Schweiß des Armen von den Vornehmen muthwillig verpraßt werde, daß sie dem erdrückten Landmann die versiegten Lebensquellen wie-

der

der Hoffen, seinem rastlosen Fleiß einen lohnenden Gegenstand verschaffen und sein Glend länger nicht mit dem Lügengerede von Völkerglück und Landeswohlfaht verhöhnen?

Statt dem Blick der Fürsten einen Abgrund, welchem sie entgegen gehen, zu verhüllen, sollten jene, deren Rath die Fürsten lauschen, mit tausend Zungen ihnen zurufen, den bisherigen Weg zu verlassen, ihrem Volke sein heiliges Eigenthum, seine Nationalität zurückzugeben und das zum Lastthier herabgestoßene Geschlecht der Landbewohner wieder zu Menschen zu machen.

Denn auch diese unglücklichen Heloten harren der Erlösung, und auch ihre Stunde muß noch kommen. Wie jetzt der dritte Stand die Hauptrolle in der Tagsgeschichte spielt und die Interessen des Handels und der Gewerbe die erste Berücksichtigung finden, so wird einst, wenn der gesuchte Rückweg aus der Unnatur zu der Natur wieder gefunden ist, eine Zeit kommen, wo eine bereitwillige Anerkennung dem Stande der jetzt mit Füßen getretenen Landbewohner zu Theil wird und die höchste Beachtung ihren Rechten und Bedürfnissen gewidmet ist.

Führe man sie behutsam und mit Klugheit der bessern Zukunft, die ihnen werden muß, entgegen, wecke man sie nicht durch fortgesetzten Druck gewaltsam aus ihrem Seelenschlummer, zerstöre man

nicht muthwillig in ihnen die letzten Reste frommen Glaubens und treuer Anhänglichkeit. Denn noch lebt in diesen mißhandelten Menschen jene Religion der Treue, die in aufopfernder Anhänglichkeit an das angeammelte Fürstenhaus einen Gottesdienst begehrt. Noch würden Tausende von ihnen auf den ersten Ruf den Fahren ihres bedrohten Landesherrn zu eilen und Blut und Leben für ihn einsetzen. Aber diese Pietät schwindet täglich mehr und wird bald ganz verschwinden, wenn es fortgeht, wie bisher. Die ersten, halbverstandenen Laute von den Rechten, die man ihnen vorenthalte, haben schon den Weg zu ihrem Ohr gefunden, sie sind aufmerksam und misstrauisch geworden, tausend Uebelwollende sind geschäftig, das Feuer zu schüren und anzublasen. Sie haben gehört, daß die Nationen nicht zum Vergnügen der Fürsten da seyn; sie beginnen zu ahnen, daß die erworbenen und verjährten Rechte von dreißig Familien nicht heiliger seyn können, als die unveräußerlichen Urrechte von dreißig Millionen Menschen: ihre Ansprüche sind unabweisbar; und wenn auch die Philosophie es in der Ordnung findet, daß der Bauernstand den höhern Ständen zur Unterlage diene und geopfert werde, so ist dies doch nicht die Lehre des Christenthums, und neben dem Gesetze der Nothwendigkeit, welches die Philosophie erkennt und ausspricht, und

das keiner menschlichen Nachhülfe, um sich geltend zu machen, bedarf, gilt in der Welt, welche der gemeinsame Inbegriff aller Gegensätze ist, auch das höhere Gesetz der Liebe, das nur durch Freiheit ins Leben tritt, nur durch die Kraft der sittlichen That erfüllt werden kann. Wollen wir dieses Gesetz nicht ehren und soll auch in Zukunft für den Stand der Bauern nichts geschehen, derselbe vielmehr, wie bisher, bei den meissen Verwüstungen und Fortschritten der Gesellschaft leer ausgehen oder gar die Kosten davon allein tragen: so werden sie am Ende mit der Wuth gereizter Tiger sich auf Städte, Fürsten und Beamte stürzen und die Gräuelt thaten eines Bauernkriegs, bei vielen schon das tägliche Gespräch und stündlicher Gedanke, sich erneuern.

Dies zu verhüten und den Uebergang zum Bessern einzuleiten, scheint nur dadurch möglich, daß Deutschlands Fürsten sich um eine Stufe tiefer und ihren Unterthanen wieder näher stellen, indem sie unter einer gemeinschaftlichen Bundesfahne zum Wiederaufbau des gemeinsamen Vaterlands sich brüderlich die Hand reichen. Und ich sehe nicht ein, warum der Widerwille hiegegen so unüberwindlich seyn sollte; warum deutsche Fürsten es niemals begreifen sollten, daß sie nicht bloß gegen ihre Provinz, sondern auch gegen die Nation Verpflichtungen zu erfüllen haben; daß es Verrath an der

Nation wäre, um ein paar Ruthen Landes, die sie für sich und ihre Familie gewinnen können, das gesammte Deutschland den Ausländern Preis zu geben, und daß die Ehre ihres Hauses es nicht erfordern kann, eine Selbstständigkeit zu erhalten, die nur um den Preis der Schande, des beständigen Bürgerkriegs und des Ruins ihrer Völker in die Länge noch gefristet werden kann.

Hardtwig Hundt: Radomsky, Polen und seine Revolution.

S. 191 — 193. Am meisten erbittert war der russische Gesandte, Herr von Sievers, gleich allen strengmonarchischen Ministern, gegen die Jakobiner, besonders gegen die polnischen! Er sah sie, wie die kleinen Kinder die Gespenster, in allen Ecken, weil er sie sehen sollte und sehen mußte, um einen guten Deckmantel für den großen Raubmord zu bekommen, den man an einer ganzen Nation unter dem Schein des Rechts verüben wollte. Dergleichen Vorwände sind gar hübsch, wenn man auch tausendmal weiß, daß Alles Lug und Trug ist. Will man den Völkern die Pressfreiheit oder die Stellvertretenden, zeitgemäßen Verfassungen nicht gewähren, die man ihnen in den Zeiten der Angst so heilig gelobt hat, dann sagt man: wir haben eine ungeheurer große Verschöderung entdeckt, die sich durch ganz Europa verbreitet! Es ist ein schreckliches Thier,

mit vielen hunderttausend Armen und hunderttausend Köpfen: größer als eins in der Offenbarung Johannis! Ein Thier, das alle Monarchen auf Erden ausrotten will. Darauf sucht man in einigen Studentenkassern nach, findet einige romantisch-politische Entwürfe, zum Beispiel, die Geschichte von Severambien, wo es keine legitime Monarchen, keine Pfaffen, keine Ehelme, keine Hofschranzen, keine Schlangen, Rattern, Vipern, kurz gar kein Ungeziefer geben soll; man trifft auch einige Freiheitelieder dabei, und nun ist es ausgemacht, daß die ganze Welt voll Thronenstürmer steckt, die alle Könige guillotiniern, alle Theaterstaatsräthe und russische Epioneu todtstechen wollen, und damit hat man einen gar herrlichen Vorwand, den Völkern das Viechen Lebenslust, das sie aus den Schrifstläst'chen der Buchdrucker und aus den Stellvertretenden Verfassungen zu schöpfen hoffen, und wernach sie schon so lange geseufzt hatten, zu verweigern, denn man darf sich ja nur auf die ungeheure Verschwörung berufen, die es für jetzt unmöglich macht, zu erfüllen, was man den Völkern so heilig verheißen hat, weil Stellvertretende, zeitgemäße Verfassungen und Pressfreiheit die kräftigsten Organe und Verbreitungsmittel freier, politischer und religiöser Ideen sind, und also unter den gegenwärtigen Umständen höchst gefährlich seyn könn-

ten, und weil man daher einen ruhigern Zeitpunkt abwarten muß, wo die Menschen reifer für so gefährliche Geschenke seyn werden. Um dem elenden Märchen von der großen Verschwörung noch mehr Schein von Wahrheit zu geben, stent man dann einige Demagogenbehen und Carbonarijagden an, errichtet geheime Polizeien, politische Inquisitionstribunale und dergleichen löbliche Anstalten mehr, sperrt einige vernünftige und freisinnige Männer, die nichts weiter verbrochen haben, als daß sie die Wahrheit und, als Deutschhämmer, etwas zu deutsch gesagt haben, auf Festungen ein; jagt einige Duzend Schriftsteller und andere geistvolle Menschen durch Verfolgungen zum Lande hinaus, weil sie, wie man es nennt, exaltirte und revolutionäre Köpfe, das heißt, rechtliche und kluge Leute sind, und dergleichen Unfug mehr. Diese Verfolgungen geben dann ganz natürlichen Anlaß, daß geheime Gesellschaften sich bilden, daß man die verbotenen Ideen immer mehr entwickelt und auszubreiten sucht; daß mancher der Verfolgten selbst entweder aus Rache oder in der Hoffnung, daß es für ihn und Andere besser werden soll, gleichfalls nach Möglichkeit sein Schärfflein hiezu beiträgt und der Druck, der auf allen Zweigen des menschlichen Lebens und Wirkens lastet, macht die Gemüther empfänglich dafür; so entstehen, nicht Verschwörungen einiger Geheimbünd-

ner, sondern plötzliche Ausbrüche, woran viele Tausende den eifrigsten Antheil nehmen, die sich gar nicht berathen, sich nicht verschworen, nicht besprochen haben, und einander gar nicht einmal kennen. Darum male man den Teufel ja nicht an die Wand, er kommt ohnehin schon. Große Staatsumwälzungen, wofern es nicht bloße Thronumwälzungen sind, wie wenn eine fromme Katharine ihren Gemahl Peter erdrosseln läßt, und sich auf seinen Thron setzt, große Staatsumwälzungen sage ich, sind sehr selten das Ergebniß von Verschwörungen, sondern die ganz natürliche Wirkung des allgemein gefühlten Bedürfnisses. Wenn die Frucht reif ist, dann fällt sie ab.

Der höchste Gipfel aber aller politischen Weisheit gewisser Reo-irrenden und Diplomaten ist, für jedes Unrecht, für jede Schändlichkeit, die sie gegen Völker oder gegen andere Regierungen begehen wollen, immer eine derbe handgreifliche Lüge in Bereitschaft zu halten, um ihnen zum Beschönigungsmittel ihrer Nichtswürdigkeiten zu dienen. Wenn sie auch tausendmal wissen, daß kein Vernünftiger und Untertheter ihnen glaubt, so sind sie dennoch überzeugt, daß die Zahl der Unvernünftigen und Kenntnißlosen bei weitem die größere ist, indem sie es ja an keinen Mitteln fehlen lassen, die Menge in Dummheit und Unwissenheit zu erhalten, wozu

besonders in Rußland die herrlichsten Unflästen getroffen sind, und fortwährend getroffen werden, und daß sie folglich die Mehrheit, wenn gleich nicht für sich, doch wenigstens auch nicht gegen sich haben.

E. 311 — 313. Jener große Länder-, Völker- und Seelenmarkt, dessen Vorsteher und Leiter sich das Recht anmaßten, über das Schicksal der Nationen zu entscheiden, bestand bloß aus einer Versammlung von Fürsten und Diplomaten, welche mit Ländern und Menschen schacherten, als ob es alte Kleider und Möbeln wären. Diejenigen, welche durch ihre schlechte Politik, durch ihre Herrschsucht, ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit und Schwäche Alles verdorben hatten, waren dort theils persönlich durch ihre überflügen Abgeordneten, die eigentlich die Hauptverderber waren, erschienen, und führten das laute Wort; die, welche Alles mit ihrem Blut, ihrem Leben, ihrem Vermögen wieder gut gemacht hatten, nämlich die Völker, wurden nicht zugezogen, und nicht über ihre Bedürfnisse und Wünsche gehört, obgleich es wohl billig und wünschenswerth gewesen wäre, Nationalversammlungen in den verschiedenen Ländern, deren Einwohner so große Opfer gebracht hatten, zusammen zu berufen, um ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, ihre Ansichten zu vernehmen, und nach diesem Maßstabe, dem einzig richtigen und guten, Alles zu ordnen. Sogar manche bedeutende

Fürsten, denen es an Weisheit, Kenntniß und gutem Willen für das Beste der Menschheit und für das Wohl ihrer Völker nicht fehlte, ward das Stimmrecht bei diesen Berathungen verweigert, da man glaubte, daß weil sie nicht über viele Millionen Menschen, und nicht über Tausende von Quadratmeilen geboten, auch nicht so viel Einsicht haben könnten, um bei so wichtigen Verhandlungen eine Stimme zu haben, und einen vernünftigen Rath zu ertheilen. Von den Interessen der Nation war übrigens wenig die Rede, und was darüber festgesetzt ward, wurde so auf Schrauben gestellt, daß es fast jeglicher Deutung fähig war, wie zum Beispiel die Bestimmungen in Betreff der stellvertretenden Verfassungen, der Pressfreiheit, der Freiheit des Handels und anderer sehr wichtiger Gegenstände. Desto eifriger ward über Länderabtretungen, über Seelenzahl, über geordnete Meilen, über Einverleibungen und Vereinigungen von Staaten und Provinzen gehandelt; und man vereinigte mit geringer Mühe in den Protokollen, was nicht die entfernteste Nachbarwandtschaft hatte, und durch Verschiedenheit der Sitten, der Religion, der Sprache, der Interessen, ja oft durch wechselseitigen, unauslöschlichen Nationalhaß, wie Holland und Belgien, Rußland und Polen, Eines das Andere von

sich zurückließ. Große Länder und Provinzen wurden andern Ländern einverleibt, gegen deren Regenten und Bewohner sie einen natürlichen Widerwillen hatten. Es scheint fast, daß Napoleons plötzliche Rückkehr nach Frankreich auf die Geister des Wiener Kongresses denselben Einfluß hatte, wie das Herabfahren Jehovah's vom Himmel auf die Sprachen der Erbauer des berühmten Thurmes zu Babel! Die, dort und auf mehreren nachfolgenden Kongressen gepflogene Weisheit hat sich durch das, was in Spanien, in Portugal, in Piemont, in Neapel, in Griechenland geschehen ist und zum Theil noch geschieht, nicht sehr ruhmwürdig bewiesen, und wird auf's Neue durch die Ereignisse in Frankreich, in Belgien, in Sachsen, in Braunschweig, in Hessen, in Polen auf das Kräftigste für das gerade Gegentheil von dem erklärt, was man Weisheit nennt. Man war für die Befriedigung des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht mancher Herrscher, für die Legitimität, die Erbschaft, die absolute monarchische Gewalt, kurz für die sogenannten göttlichen Rechte der Fürsten etwas zu eifrig besorgt, und vergaß darüber ganz die menschlichen Rechte der Völker!

Der Ungeschuldigte könnte noch mehrere Stellen aus Schriften anführen, welche, als nichts Gesetzwidriges enthaltend, sich in ungehindertem

Umlauf befinden, wenn nicht schon die hier be-
 zogenen zu seiner Beweisführung mehr als hinreichend
 wären. Die genannten Schriften äußern sich, wie
 die ausgehobenen Stellen zeigen, nicht nur aus
 unumwundenste und freimüthigste über die Politik
 des Tages, sondern P. A. Pfizer erklärt sogar aus-
 drücklich, daß die jetzige Ordnung der Dinge in
 Deutschland fürder nicht bestehen könne, und daß
 die deutschen Fürsten zu Gunsten eines preussischen
 Protectorats ihrer Souverainität freiwillig oder ge-
 zwungen entsagen müssen. Gleichwohl ist der freie
 Umlauf dieser Schriften nicht gehindert worden,
 weil in einem constitutionellen Staate Meinungen
 frei seyn müssen, weil sie keinen unmittelbaren
 Aufruf an das Volk enthalten, die bestehende
 Ordnung der Dinge mit Gewalt zu ändern, und
 weil ihre Form (mehr als 20 Bogen) zur Erre-
 gung der Volkseidenschaften nicht geeignet und mithin
 für den Staat nicht gefährlich erachtet wird.

Schließlich erlaubt sich der Unbeschuldigte hier
 noch einige Worte über die ihm aufgebürdete staats-
 gefährliche Tendenz seiner Schrift beizufügen. Er
 ist zu diesem Behufe genöthigt, einige Züge aus
 seinem Privatleben zu entwerfen: Vor mehr als
 zwölf Jahren hat er ein öffentliches Blatt gearün-
 det, dessen glücklicher Erfolg ihm frohe Aussichten

nicht nur auf eine hinreichende Existenz, sondern auch auf Erwerbung eines unabhängigen Vermögens erdruete. Theilweise Verbote des Blattes in Frankreich und Preußen, in Churhessen und Hannover, die Strenge der Censur, die Hindernisse, die man der Verbreitung in den Weg legte, vernichteten diese Hoffnung und die Unternehmung endete mit unberechenbarem Schaden und zuletzt mit dem gänzlichen Verfall des Blattes. Jetzt ist er zur Erhaltung seiner Familie auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Dies ist die Haupttendenz seiner schreiftellerischen Thätigkeit, eine andere hat er nicht. Wollte man ihm aber dennoch staatsgefährliche Absichten zuschreiben, so könnte er durch unwidersprechliche Zeugnisse hoher Staatsbeamten und durch unwiderlegliche Urkunden beweisen, daß er, weit entfernt die Verfassung des Landes gewaltsam umzustürzen, vielmehr bereit und willig war und noch ist, sie durch alle Mittel der Öffentlichkeit zu vertheidigen, unter der einzigen Bedingung, daß sie in ihrem ganzen Umfange aufrecht erhalten und vollzogen würde. Der Unschuldige erbieter sich, wo es nöthig gefunden wird, für diese seine Behauptung vollständige Beweise beizubringen.

Nachdem nun der Unschuldige, wie er glaubt, alle Mittel der Vertheidigung erschöpft hat, baut er, im Bewußtseyn seiner gerechten Sache, auf die

Gerechtigkeitsliebe seiner Richter. Es haben sich zwar in dieser letzten Zeit mehrere Schriftsteller der Untersuchung durch die Flucht entzogen, weil sie, wie sie öffentlich erklärten, an eine unparteiische Rechtspflege nicht glaubten und die Richter nicht für die Männer des Gesetzes, sondern des Schreckens hielten. Der Angeeschuldigte wollte aber dieses Beispiel nicht nachahmen, und hätte er es gewollt, so erlaubten ihm seine Pflichten für die Erhaltung seiner Familie nicht, einen solchen Schritt zu thun. Er kann aber auch nicht glauben, daß die Richter dieses Landes, ihres hohen Berufs uneingedenk, und der Würde ihrer Stellung vergessend, in Ausübung ihres unabhängigen Amtes, sich durch andere Rücksichten leiten lassen, als die der Gerechtigkeit. Darum legt er seine Sache, getrost und voll Zuversicht, in den Schoos des hohen Gerichtshofes nieder.

Die nicht prostituirte Kammer,

Prozeß der Tribüne

gegen

die Deputirten, als Parthie, Ankläger
und Richter. *)

Von sechs Uhr Morgens an sind die Zugänge der Deputirtenkammer von einem zahlreichen Publikum umlagert; eine bedeutende Truppenmacht und eine Legion Stadtsergeanten halten dieselben besetzt.

Von elf Uhr an drängen sich eine Menge Zuschauer auf die Gallerien. Die diplomatische Tribüne und die Tribüne des Staaterathes sind mit eleganten

*) Dieser Prozeß mag als Contrast dienen. Er zeigt, wie man sich unter einer freien Gesetzgebung, bei Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, verteidigt und vertheidigen darf. Anders freilich ist es a. vermerkt, aber wer die Dinge, wie sie sind, nicht belegen kann, muß ihnen weichen, bis der Tag ihres Falls und Untergangs gekommen ist.

ten Damen angefüllt. Eine kreisförmige Balustrade, an die Bänke der äußersten linken Seite angebracht, repräsentirt die Schranken der Kammer, und im Innern derselben ist ein Schreibtisch für den Angeklagten und seine Verteidiger aufgestellt.

Um halb ein Uhr nimmt der Präsident seinen Lehnstuhl ein. Tiefe Stille.

„Meine Herren, sagt er, die Kammer hat beschlossen, den Herrn Lionne, Geschäftsführer des Tagblattes die Tribune, durch einen Gerichtsboten dieses Hauses vor ihre Schranken zu rufen, um ihm Erklärungen über Stellen von zwei Artikeln abzufordern. Bevor nun der Angeklagte und seine Verteidiger eingeführt werden, muß man zum namentlichen Aufruf der Mitglieder dieses Hauses schreiten. Das Gesch lautet: „Die Kammer kann, auf die Anzeige eines Mitgliedes, den Angeschuldigten vorfordern, ihn anhören und verurtheilen. (Ein Mitglied des Centrums: Gut!) Ehe demnach ein einziges Wort der Verteidigung vernommen worden, muß die Kammer zu dem Ende constituit sein: 1) alle diejenigen Mitglieder, die nicht vom Anfang an der Berathung beigewohnt haben, vom Urtheil auszuschließen; 2) um die Namen derjenigen Mitglieder zu konstatiren, welche sich etwa des Urtheilspruches enthalten wollen; 3) endlich um zu verifiziren, ob, nach Abzug der Mitglieder, welche

sich recusiren, und diejenigen, welche abwesend sind, noch so viele als Richter übrig bleiben, als das Gesetz und die Geschäftsordnung vorschreiben.“

Man schreitet zum namentlichen Aufrufe. Mehrere Mitglieder recusiren sich.

General Demareay: Nach meiner Meinung kann der namentliche Aufruf nichts präjudiciren, sondern es dient bloß zur Constatirung der Anwesenheit der Mitglieder, welche der Sitzung anwohnen; ich behalte mir daher vor, später zu thun, was ich angemessen finden werde.

Herrriot: Meine Herren, mein Gewissen sagt mir, daß ich nicht . . . (Geräusch. Unterbrechung.)

Ein Mitglied des Centrums: Recusiren Sie sich einfach.

Herrriot: Mein Gewissen sagt mir, daß ich nicht in meiner eigenen Sache richten kann, denn die Angeklagten könnten mit Grund einwenden, daß ein solches Urtheil kein Rechtspruch sey, sondern eine Rache.

Herr Präsident: Das ist hinreichend. Sie recusiren sich also.

Herr Renouvel: Aus Achtung vor der Versassungs-Urkunde und vor mir selbst, recusire ich mich. (Geräusch im Centrum.)

Herr Portalis: Ich antworte: Hier! aber ich behalte mir vor, mich zu recusiren, wenn ich die Gesetze für verlegt halte. (Heftiges Murren. Zur Ordnung! zur Ordnung!)

Herr Präsident: Sie verschlen sich gegen die Schicklichkeit. Sie haben das Recht, sich zu recusiren, aber nicht das Recht, sich gegen Ihre Kollegen zu verschlen, und das heißt sich gegen dieselben verschlen, wenn Sie denken, daß sie die Gesetze verlegen könnten. Wenn jedoch dieß nicht Ihre Absicht war, so sage ich nichts hinzu, sonst aber . . .

Herr Portalis: Ich glaube nicht, daß die Kammer die Absicht hat, die Gesetze zu verlegen; aber wenn ich glaube, daß sie verlegt seyen, entweder durch die Bedingungen, unter denen die Majorität gebildet werden wird, oder durch die Position der mildernden Umstände . . . (Ah! Ah!)

Herr Präsident: Die einzige Folgerung, die ich aus Ihren Bemerkungen ziehen kann, ist die, daß Sie sich nicht recusiren.

Herr Portalis: Nein, denn bis jetzt ist die Kammer gesetzlich zusammen berufen.

Herr Robert: Im Zweifel enthalte ich mich. (Man lacht.)

Herr Gaétan de la Rochefoucauld: Ich erkläre, daß ich keinen Antheil am Urtheilspruch nehmen werde.

Herr Präsident: Für jetzt also recusiren Sie sich nicht. Das genügt.

Herr Biennet wird aufgerufen. (Allgemeine Bewegung der Neugierde in den Tribunen.)

Herr Biennet: Als alleiniger Ankläger recusire ich mich. (Man lacht. Die Lognetten der Damen verweilen lange auf dem ehrenwerthen Denuncianten.)

Die Sitzung wird auf kurze Zeit suspendirt.

Herr Präsident: Das Ergebniß des namentlichen Aufrufes ist folgendes: Die Gesamtzahl der Mitglieder, welche auf den Aufruf geantwortet haben, ist 388. Hieron haben sich 63 recusirt; es bleiben demnach noch als Richter 323 übrig. In Betracht, daß diese Zahl diejenige übersteigt, welche nach der Verfassung und Geschäftsordnung vorgeschrieben sind, erkläre ich die Kammer als censurirt. Chef der Quisiers, lassen Sie den Angeklagten und seine Verteidiger einführen.

Um 2! Uhr werden Herr Lionne und seine beiden Verteidiger, Herr Marrast und Cavaignac, durch einen Quisier der Kammer eingeführt und nehmen Platz.

Herr Präsident: Herr Lionne! erheben Sie sich. Der Angeklagte folgt dieser Aufforderung und gibt auf die Frage des Präsidenten Vor- und Zunamen, Wohn- und Geburtsort an.

Herr Präsident: Sie wissen, daß Sie als verantwortlich oder als Verfasser von zwei Artikeln, die in der Tribune vom 2. April erschienen, verurtheilt sind.

Herr Lionne: Ich weiß es.

Frage: Sind Sie der Verfasser dieser Artikel? —

Antwort: Nein!

Frage: Uebernehmen Sie die Verantwortlichkeit für dieselben?

Antwort: Ja!

Fr.: Bedenken Sie sich selbst zu vertheidigen? —

A.: Ich habe zwei Vertheidiger gewählt: die Herren Cavaignac und Marrast.

Fr.: Verlangen Sie, daß Ihre Vertheidiger zuerst das Wort nehmen? —

A.: Ja!

Fr.: In welcher Ordnung? —

A.: Ich bitte Herrn Marrast zuerst zu sprechen.

Herr Präsident: Ich bringe den Vertheidigern in Erinnerung, daß sie nichts gegen ihr Gewissen, noch gegen die den Geschw. schuldige Achtung sagen dürfen. Sie sollen mit Anstand und Mäßigung sprechen. Ich erinnere Sie daran laut Vorschrift

der peinlichen Gesetzbücher; ich erinnere Sie daran im Interesse der Vertheidigung und ihres eigenen guten Rufes. Herr Marrast hat das Wort. (Lebhafte Bewegung der Neugierde.)

Herr Marrast: Meine Herren! Bevor wir auf die Hauptdiscussion eingehen, gebieten uns das Interesse der Vertheidigung, eine präjudicielle Frage zu erheben, welche ich mit Erlaubniß der Kammer in wenigen Worten entwickeln werde.

In der Sitzung vom letzten Dienstag haben sich mehrere Deputirte aus Rücksichten, welche sie theils aus der Verfassung, theils aus der Moral zogen, die für ehrliche Leute die erste aller Verfassungen ist, recusirt. Bloß zwei Deputirte haben sich aus persönlichen Gründen enthalten. Wir glauben, meine Herren, daß in der Kammer eine weit größere Zahl von Mitgliedern ist, gegen welche wir aus den nämlichen Gründen das nämliche Recht ausüben können. Indem wir uns also auf den Text der Gesetze beziehen, der formell ist, können wir Leute, die im Voraus ihre Meinung über die Debatten ausgesprochen haben, nicht als Richter zulassen, noch weniger aber solche, welche sich geäußert haben, daß sie den Proceß bloß darum verlangen, um das Maximum der Strafe anzusetzen; endlich aber ist es unmöglich, daß die Männer, welche wir nicht bloß in ihrem parlamentarischen Leben angegriffen,

sondern über dasselbe hinaus verfolgt haben, für uns jenes Gefühl der Unpartheilichkeit hegen, das vor allem Andern den Charakter des Richters bildet. Wir hoffen daher, daß der Herr Präsident das Verzeichniß der 25 Deputirten, welche wir zu recusiren gedenken, ablesen werde. (Geräusch.)

Herr Präsident: Ich erkenne kein Recusationsrecht gegen irgend ein Mitglied dieser Kammer an. (Auf der äußersten linken und rechten Seite: Oh! Oh!) Selbst in einem gewöhnlichen Gerichtshofe könnte die von Ihnen verlangte Recusation nicht gestattet werden, viel weniger also in dieser Kammer, welche hier ein politisches Recht übt. In Sachen der Politik vollziehen die Deputirten das von ihren Committenten erhaltene Mandat; sie sind Frankreichs Abgeordnete und Jeder von ihnen kann sich selbst recusiren, wenn er will; aber kein Bürger hat das Recht, einem Deputirten die Ausübung seiner Functionen zu untersagen. Sie sind in Gemäßheit des Gesetzes vom Jahr 1822 vor die Schranken dieses Hauses gestellt, und dieses Gesetz gestattet kein Recusationsrecht. Vertheidiger, ich gebe Ihnen das Wort, nicht um zu recusiren, sondern, um den Angeklagten zu vertheidigen.

Herr Odillon - Barrot: Das Recusationsrecht scheint mir eines jener Rechte zu sein, die aus dem Rechte der Vertheidigung selbst fließen. Keine

menschliche Rechtspflege darf sich Recusationen widersetzen, wenn sie, nicht auf politischen Beweggründen, sondern auf Präsumtionen beruhen, wenn sie darauf gegründet sind, daß dieses oder jenes Mitglied des Gerichtshofs bei dem Prozesse mittelbare und persönliche Interessen haben möchte. Aus welchem Gesichtspunkte aber Sie den Akt, zu welchem Sie schreiten werden, nun auch betrachten mögen, immer muß er mit einem Urtheilspruch, mit einer Handlung der Rechtspflege enden, und mithin muß er von jeder Prävention, von jedem Verdachte der Parteilichkeit frei seyn. Wenn nun die Mitglieder, welche zu dem Urtheilspruche mitwirken, zu gleicher Zeit mittelbar und persönlich interessirte Parteien wären, so würde nach meiner Meinung dieser Urtheilspruch den Charakter eines Akts der Rechtspflege verlieren. Im Ubrigen steht der Kammer die Entscheidung zu, ob sie dem Angeklagten Recusationen gestatten will, und ich verlange mithin, daß man sie darüber befrage. Ich glaube jedoch, daß auch dieß überflüssig ist, wenn man dem Angeklagten erlaubt, die Namen der Mitglieder abzulesen, welche er recusiren will, denn ich zweifle nicht, daß viele von ihnen der Recusation von selbst zuvorkommen werden.

Herr Präsident: Ich weiß, daß selbst die unbefristetsten Rechte des Präsidenten der Anero-

kennung der Kammer" verworfen sind, sobald sie in Abrede gezogen werden. Wenn nun die Kammer über die eben erhobene Frage ihre Meinung äußern will, werde ich nicht anstehen, ihr mitzutheilen, was ich davon denke. Nach meiner Meinung also, und hier habe ich ein Recht, sie zu sagen, weil es sich nicht um eine politische Berathschlagung, sondern um einen Urtheilsspruch handelt, und weil ich als Präsident das Recht habe, die Debatten zu leiten, nach meiner Meinung also scheint es mir, wenn ich den Charakter eines Deputirten, die Stellung dieser Kammer und die Natur der sich eröffnenden Debatte in Erwägung ziehe, daß das Gesetz dem vor die Schranken dieses Hauses geforderten Angeklagten nur ein einziges Recht gestatte, nämlich das, Entschuldigungen und Erklärungen über das ihm zur Last gelegte Vergehen vorzubringen, nicht aber als Angreifer aufzutreten und die Mitglieder dieser Kammer namentlich zu beschelden, indem er die Gründe der Recusation darlegt, Gründe, welche sowohl für diejenigen, die sich der Recusation unterwerfen würden, als auch für jene, die trotz derselben ihren Sitz als Richter behalten wollten, kränkend wären. Dieß ist meine Meinung als Präsident, dem die Leitung der Debatten zusieht. Nunmehr aber will ich die Kammer befragen, indem ich zugleich diejenigen Mit-

glieder, welche sich recufirt haben, erinnere, daß sie an der Berathung keinen Antheil nehmen können.

Im Centrum: Genug! Genug! Zur Abstimmung!

Herr Isambert: Der Cassationshof hat die Frage, von der es sich handelt, zu prüfen gehabt, und er hat entschieden, daß in dem Ausnahmefalle, wo ein Gerichtshof, der zugleich Richter und Parthei ist, sich über eine Beleidigung auszusprechen hat, deren Gegenstand er selbst war, das Gesetz das gemeine Recht nicht aufgehoben habe, und da das Gesetz vom Jahre 1822 in Beziehung auf das Recusations-Recht, welches zum Besen der Rechtspflege selbst gehört, keine Ausnahme gemacht, so können die Parthien nicht gehindert werden, dieses Recht auszuüben. Ich unterstütze demnach den Antrag des ehrenwerthen Mitglieds und verlange, daß die Kammer darüber befragt werde.

Herr Maugin: Ich bitte um das Wort.

Im Centrum: Nein! Nein! Zur Abstimmung!
Zur Abstimmung!

Herr Maugin: Diese Frage ist um so wichtiger, da die Verhandlung, die jetzt eröffnet wird, einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben muß. Damit nun dieser Einfluß heilsam sey, muß der Urtheilspruch von jeder Prävention, von jedem persönlichen Gefühle frei erscheinen. Es ist aber

aber Thatsache, daß einige Mitglieder dieses Hauses durch die Angriffe der Presse verletzt worden sind; ich zweifle zwar nicht, daß sie ganz nach ihrer Ueberzeugung und frei von jedem Einflusse handeln werden; daran aber zweifle ich, daß das Publikum das Urtheil als frei von jeder persönlichen Empfindlichkeit betrachten wird. Dieses nun ist zu vermeiden, damit der Urtheilspruch, so wie er erfolgt, den Charakter der Unparteilichkeit habe. Durch die Anerkennung, daß die Kammer die Frage entscheiden könne, hat der Herr Präsident ein gerechtes Zugeländniß gemacht. Schon dadurch, daß dieses Recht der Recusation vorgelegt wird, muß die Kammer darüber erkennen. Sie muß aber diese Frage nach den Bestimmungen des gemeinen Rechts entscheiden. Sie sind eine politische Körperschaft, ich erhebe hierüber keinen Zweifel, aber Sie sind zu gleicher Zeit ein richterlicher Körper; Sie sind ein halb politischer und halb richterlicher Körper, und als Gerichtshof müssen Sie in Beziehung auf die Verteidigung das gemeine Recht handhaben. Die Verteidigung muß nicht nur frei und vollständig seyn, sondern es muß auch dem Verteidiger und dem Angeklagten, gleichviel mit Recht oder mit Unrecht, gestattet werden, diejenigen Richter zu recusiren, deren Unparteilichkeit sie in Verdacht ziehen. Dieses Recht ist von

der Art, daß es sich von selbst versteht, denn wer sich einen Richter nennt, darf noch keine persönliche vorgefaßte Meinung haben; und sein Urtheilsspruch muß allein durch die Grundsätze der Vernunft, nicht durch persönliche Gefühle, vorgeschrieben seyn. Unter dieser Bedingung allein können sie auf den Charakter eines Richters Anspruch machen. Ich bin demnach der Meinung, daß das Recusations-Recht zulässig sey, mit Vorbehalt, daß die Kammer über den Werth der Recusationen entscheide. (Ouf! Wohl gesprochen!)

Herr Präsident: Wollte man diese Doctrin annehmen, so würde es von einem Journal abhängen, sich die Strafslosigkeit zu sichern, indem es alle Mitglieder individuell beleidigte, um sie hernach als unsähig erklären zu können, so daß die Kammer nimmer in erforderlicher Anzahl vorhanden wäre. (Oh! Oh! Schweigen Sie doch!) Dieß ist eine hinreichend peremptorische Betrachtung, die es überflüssig zu machen scheint, die Frage der Entscheidung der Kammer vorzulegen. Ich lege ihr daher diese Frage bloß aus Rücksicht für Einwendungen vor, die ich achte.

Im Centrum: Zur Abstimmung! Zur Abstimmung!

Herr Maugin: Ich bitte um das Wort. (Murren im Centrum.) Meine Herren! wenn Sie Richter seyn wollen, so setzen Sie vor allen Dingen

gerecht und hören Sie mich. Der Herr Präsident hat behauptet, daß aus dem Rechte der Recusation das Vermögen fließen würde, die Kammer zu dekonstituiren. Die nämliche Inconvenienz würde aber auch Gerichtshöfen gegenüber bestehen. Das Gesetz hat sich jedoch vor einer Betrachtung dieser Art nicht abhalten lassen, denn man setzt bloß vernünftige Recusationen voraus, und endlich könnte diese Inconvenienz sich hier nicht produciren, denn Sie selbst entscheiden ja über die Recusationen. Vor einigen Tagen hat man hier den Artikel eines Journals verlesen, das die Opposition angreift, (Murren im Centrum) nicht nur eines Journals, sondern mehrerer Blätter, die unter dem Schutze des Ministeriums stehen, (im Centrum: Nein! Nein!) nicht nur unter dem Schutze des Ministeriums, sondern unter einem noch höheren; je nun! ich erkläre hier öffentlich, daß ich mich über alle Beleidigungen erhaben achte, welche die ministerielle Presse über mich ergießen mag, und daß ich niemals die Kammer damit befehligen werde; hätte aber ein anderes Mitglied der Opposition eines dieser Blätter vor die Schranken dieses Hauses gefordert, so würde ich, einer der ersten, mich recusirt haben.

Der Präsident legt der Kammer die Frage vor; sie spricht sich mit sehr großer Mehrheit für die Verneinung aus. (Bewegung.)

Herr Präsident: Die Kammer erkennt das Recht der Recusation nicht an.

Herr Marrast erhält das Wort. (Tiefe Stille.) Meine Herren! In die Nothwendigkeit versetzt, die bestimmte Frage des Processes in ihren verwundbarsten Punkten zu berühren, kann ich mir die Widßsen meiner Stellung sowohl, als der Ihrigen, nicht verhehlen.

Die Vertheidiger des Angeklagten stehen hier, nicht in der Absicht, Sie als Richter zu verlehren, noch Ihren Zorn als Ankläger zu erregen; aber sie stehen auch nicht hier, um die Würde ihres Charakters zu beugen, oder heuchlerisch eine Anklage zu umgehen, welche sie ganz so annehmen, wie sie vorgebracht ist.

Fürchten Sie demnach nicht, meine Herrn, daß die Vertheidigung bis zum Scandal der Chronik herabsteigen werde, heffen Sie aber auch nicht, daß wir die Logik zu Ihren Gunsten milder streng, oder die Geschichte weniger unerbittlich machen werden.

Warum sollten wir auch heucheln? Hier, unter Ihren Augen, sind wir heute, was wir gestern außerhalb dieses Hauses waren, was wir morgen seyn werden.

Sie sind Richter mit der nämlichen Befugniß, wie wir Vertheidiger sind, das heißt, es sind hier zwei Lager: wir sind für Sie die schlechte Presse,

Sie sind für uns eine Kammer, die in keinem Einklang mit dem Volke steht. (Bewegung.)

Krieg also, und nichts als Krieg zwischen uns! Doch ist es überflüssig, unsere Waffen zu überladen, denn sie sind schon mörderisch genug ihrer Natur nach und wir schießen nahe genug, um nicht zu fehlen. (Beifall links und rechts.)

Wir nehmen daher die Anklage an, so wie die Mehrheit dieses Hauses, oder vielmehr der Theil dieser Mehrheit, der allein mit sich consequent ist, sie vorgebracht hat. Sie sind, in seinen Augen, die Partei der Ordnung, der Erhaltung, des Patrimoniums. . . (Alle Blicke wenden sich auf Herrn Faubert, den Herr Marrast absichtlich ins Auge faßt). . . Wir hingegen, wir sind die Männer der Anarchie, des Umsturzes, ja der Plünderung.

Und man fordert gegen uns heraus die Macht, die Gewaltthat, die Vernichtung! . . . (Allgemeine Bewegung.)

Meine Herrn! Es ist Ihre Sprache, die ich hier rede; sie wird ohne Zweifel Sie genügt machen, auch die unsere anzuhören.

Ja, meine Herrn, es bestehen zwei Systeme, keine Schattirungen, sondern vollkommene Contraste, keine Spaltungen, sondern offener Krieg, feindlich, wie das Vorrecht es der Freiheit ist, wie die

Usurpation den Rechten, welche sie raubt, wie das Monopol denjenigen, die es ausbeutet.

Es sind zwei Systeme, die überall auf einander stoßen, in fortwährendem Streit, wie der Genuss des Guten und des Bösen.

In der Staatswirtschaft Arbeit und Müßiggang, in der Moral Selbstsucht und Hingebung, in der Politik Willkür und Freiheit, oder um Ausdrücke zu gebrauchen, die Grundsatz und Geschichte zugleich sind, die Revolution und die Gegenrevolution.

Meine Herrn! Freiheit und Gerechtigkeit, Arbeit und Hingebung, das ist für uns die Republik; Usurpation, Selbstsucht, Vorrechte, das ist für uns die Monarchie. Wir Versetzen die eine, wir greifen die andere an, und der wahre Richter in dieser Sache, nicht Sie sind es, sondern das Land, das Volk. (Tiefer Eindruck.)

Das Land, meine Herrn! versichern Sie wohl! nicht ein Ausschuß von einigen hunderttausend Menschen auf 32 Millionen, nicht bloß diese Population von Wählern, von der Sie Ihr Mandat haben, und die für die Mehrheit dieser Kammer höchstens eine Gesamtsumme von fünfzigtausend Individuen bildet. — Das Land, die ganze Masse seiner Einwohner, reich, arm, Grundbesitzer, Gewerbetreibende, Proletarier, die Vereinigung aller

dieser Interessen, wohl gezählt, geachtet, nicht nach der Wichtigkeit, die man ihnen selbst beilegt, sondern nach der Zahl, nach der Gerechtigkeit, nach der Gleichheit.

Nur eine volksthümliche Regierung vermag alle diese socialen Kräfte in ihrem vollen Glanze strahlen zu lassen; Sie aber, meine Herrn, Sie haben sich an ein System angeschlossen, das sich selbst unvolksthümlich nennt. (Tiefer Eindruck.)

Wo ist nun die Lebenskraft dieses Systems? In dem Volke? Mit Nichten. Wie besteht es also? Man muß es wohl außerhalb dem Volke suchen.

Und was liegt außerhalb dieser mächtigen Wirklichkeit? Täuschung, Lüge, Betrug, mit einem Worte: die Bestechlichkeit. Weil also die Regierung sich unvolksthümlich nennt, und schon darum allein, nenne ich sie eine verderbliche. (Bewegung im Centrum. Die rechte Seite richtet ihre Blicke auf Herrn Guizot.) Demnach, meine Herrn, sind wir vor Ihre Schranken gefordert, weil wir vor Ihnen gesagt haben, was Sie selbst mittelbar aussprachen, indem Sie durch Ihre Stimmen die gegenwärtige Regierung aufrecht erhielten.

Und ist dieses System der Bestechlichkeit neu? Wie sollte es neu seyn, da die Monarchie es nothwendig macht?

Befleckung durch Furcht, durch Eitelkeit, durch Ehrgeiz, durch ununterbrochene Aufreizung aller bösen Neigungen der Menschen.

Dies ist, was wir insonderheit gesehen haben, seit jene Faktion, die Tochter des eingeberzigen Geistes der Reform und der heimlichen Gegenrevolution, auf der politischen Bühne aufgetreten ist, jene Faktion, welche in ihren Meinungen, wie in ihren Handlungen, die Spuren jener beiden Hälften ihres Ursprungs trägt, die daraus das sonderbare Gemisch raisonnirender Subtilitäten und roher Gewalt gemacht, jene Faktion, die wir stets in dem Lager der Feinde Frankreichs finden, von Ellichy nach Hartwel, von Hartwel nach Coblenz, von Coblenz nach Paris, von Paris nach Gent, jene Faktion, welche das Zeichen der Unseligkeit auf ihrer Stirne trägt, das sie antreibt, jede Sache, die sie verfährt, am letzten Ende ins Verderben zu stürzen, jene Faktion, die nur einen Grundsatz hat: die Selbstsucht, nur einen Glauben: den an die bestehende Gewalt, nur eine Geschicklichkeit: die, die faktische Usurpation durch die Erfindung eines Quasi-Rechts für eine Quasi-Sache zu überkleistern (Tiefer Eindruck) — ich meine die doktrinaire Faktion, und Niemand wird mich mißverstanden haben.

Da diese Faktion keinen Anhaltspunkt in sich selbst hat, so war sie stets unvermögend, irgend etwas zu gründen, irgend etwas zu besfestigen. Die geschlichen

Mittel tödten sie, der regelmäßige Gang der Dinge deckt ihre Blöße auf und stürzt sie zu Boden. Darum hat sie sich nie anders gezeigt, als mit einem Vor- und Nachhann von Ausnahme-Gesetzen, von öffentlichen Unruhen und von finanziellem Provisorium. (Tiefer Eindruck.)

Diese doktrinaire Faktion hat stets die Reaktionen vorbereitet, und immer mußte ihr ihr eigenes Gefühl sagen, daß sie sie für Andere vorbereite. So herrschte sie von 1816 bis 1820. Freiheit der Presse, persönliche Freiheit, Freiheit des Gewissens, jede Freiheit greift sie an. Wohin führt sie uns? Zum Systeme Villetle. Sie ersticht neuerdings mächtig unter Martignac und führt uns zum Ministerium des 8. August. Sie ist heute wieder am Ruder, und die Beforgnisse, welche das Land in Gährung setzen, bezeugen, daß Frankreich weiß, was es von ihr zu erwarten hat; aber Sie, wissen Sie es, wem diese Faktion vorangeht und wer ihr folgen wird? (Bewegung.)

Und sollen wir nunmehr unsere Blicke in die Vergangenheit zurückwerfen und in Erinnerung bringen, welche parlamentarische Ueberschwemmungen das System dieser Faktion begleitet haben, oder ihr gefolgt sind? Sollen wir Ihnen wiederholen, wie bereits die Geschichte, die einer Revolution auf dem Fuße folgt, die Kammern gebrandmarkt hat, welche sich zu den Forderungen aller Ministerien

während der 15 Jahre der Restauration hergestellt haben?

Und die Prebotal-Höfe, und das Blutbad im Säben Frankreichs, öffentlich in Schutz genommen, und ein ehrenwerthes Mitglied dieser Kammer (Herr D'Argenson), ein glücklicher Privilegirter seines Gewissens, stets unwandelbar in seinen Grundsätzen, zur Ordnung gerufen, weil er in diesem Hause den Ruf der Menschlichkeit ertönen ließ, und die gerichtlichen Mordhiebe, und die Proscriptions-Gesetze, und die noch unerschämteren und nicht minder grausamen Amnestien, und diese heimlich provocirten, von der Polizei geschmiedeten Verschwörungen, und diese Todes-Urtheile, durch den Pfeil des Telegraphen entsendet, und diese Verhaftungen ehrenwerther Bürger, und diese politischen Vergessen, unbarmherzig vervielfältigt, und diese Presse, zu Tode geführt, unter die Censur erniedrigt, zuletzt der Confiskation unterworfen, und diese öffentliche Schuld, unermesslich gesteigert, und die Abgaben auf den Verbrauch des Armen zu Gunsten des Grundbesitzers erhöht, und die Wahlen verfälscht, und die Staatsdiener, der Unabhängigkeit verdächtig, ihres Amtes entsetzt, und das Gesetz der doppelten Wahl, vorgeschlagen, erkaufte und theuer bezahlt, und der Handel der Stimmen, so klar bezeichnet, daß sie ihren Preis haben, wie ein Zins-Coupon! (Ruf: Gut! Sehr gut!)

Meine Herrn! Ich möchte wohl außerhalb der Feierlichkeit dieser Sitzung einige jener Männer auf ihr Gewissen fragen, die ich unter unsern Richtern erblicke, und welche sich aus Abspannung, aus Ekel oder Klugheit für den Augenblick in die ruhige Bahn jener politischen Läßigkeit geworfen haben, die man insgemein die dritte Partei nennt! (Man lacht links.) Wie viele unter ihnen haben nicht diese parlamentarische Verderbniß bitter gerügt? Wie viele unter ihnen haben nicht über Demoralisation und öffentliches Aergerniß geschrien? Rief nicht einer nach einer stürmischen Sitzung, das ministerielle System zur Hölle verweisend, aus: „Sie möchten gerne aus dieser Kammer einen Gewissens-Markt machen, wo jeder Artikel seinen Preis hat!“ Sagte nicht ein anderer, weniger kaufmännisch und biblischer: Haben nicht die Minister aus der repräsentativen Regierungsform ein wahres Sodom und Gomorrha gemacht! (Bewegung. Herr Marrast wirft seine Blicke auf Herrn Keratry.)

Wir würden uns nicht wundern, wenn selbst diese heute unsere Ausdrücke sehr bitter fänden.

Meine Herrn! Wenn Sie die Summe aller Verfehrtheiten des Systems, die ich nur leichtthin berührt, zusammenziehen, so werden Sie als Ergebniß bloß zwei Worte finden: Bestechung und Gewaltthat; wenn Sie sämtliche Handlungen

der Kammer, welche sich diesem Systeme angeschlossen hat, zusammenfassen, so bezeichnet dieselben ein einziges Wort: Prostitution. (Bewegung.)

Das ist Restauration, wird man mir entgegen. Ja, meine Herrn, es ist Restauration, mit Beigebung der Doctrinäre. (Eine Stimme links: Sehr gut! Herr Berruyer macht ein Zeichen der Versicherung.)

Und nun will ich Ihnen zeigen, wie dieser Saame aufgegangen ist, wie er um sich gewuchert hat und groß gezogen ward.

Die Faktion der Doctrinäre ermuthigt die Congregationen, und der Jesuitismus greift in ganz Frankreich um sich; sie legt die Presse in Fesseln, und das Gesetz der Liebe droht sie zu vernichten; sie bringt die Wahlen, und sie werden falsch und trügerisch; sie verlegt durch das doppelte Votum die Verfassung, und dieser Verletzung folgt das siebenjährige Parlament; sie erhöht die Staatschulden, und diese vermehrt sich abermals um eine Milliarde; sie begünstigt die Emigration und diese tritt wie ein Waldstrom über ihre Ufer und verschlingt alles in ihren Strudel; sie zettelt Polizei-Verschwörungen an, und die Polizei führt ihre Machtstreiche aus, provocirt, trifft und schlägt nieder, was ihr widersteht; sie läßt einen Rey, Labedoyere und Rouston-Duvernoy verur-

theilen und Hinrichten; sie läßt zu Grenoble einhundert zwanzig Menschen erwürgen, weil dreihundert Bauern in Waffen stehen. Dieses Beispiel konnte nicht überboten werden, aber es wurde zum Mindesten nachgeahmt: Berton, Borins, Raoul, Caron sterben auf dem Blutgerüste. Mehr zu thun, war unmdglich, aber auf beiden Seiten sieht man den Telegraphen und den Fenster in Arbeit! (Tiefer Eindruck.)

Und die Verschleichtheit, schon so kühn ihr Haupt erhebend, bleibt sie stille stehen? Nein, sie hat sich schon ihr Bett gebahnt! Die Kammer votirt und verschlingt den größten Theil des Budget. Eine Habgier folgt auf die andere: nach den Emigranten, die Colonisten von St. Domingo und das jämmerliche Anlehen von Haity, nach den Colonisten die großen Grundbesitzer, welche durch das Votum des Korn-Gesetzes den Pachtzins ihrer Ländereien verdoppeln; hierauf das Salz-Monopol, einer Compagnie verwilligt, welche zehn Departemente ausbeutet; sodann das Verbot der Einfuhr von Eisen, Baumwolle und Wolle; das Zoll-System, welches der Masse der Verbraucher nicht einen einzigen nützlichen Artikel übrig läßt, ohne ihn mit Abgaben zu belassen!

Auf solche Weise geht die Ansteckung von der Emigration auf die großen Banken, von den Ban-

klert auf die großen Grundbesitzer, von dem großen Grundbesitz auf die große Industrie über: alles, was in dieser Kammer repräsentirt ist, oder vielmehr sich selbst repräsentirt, setzt sich am Banquet nieder und nimmt seinen Antheil an dem Feste, welches das Volk bedient und bezahlt.

Die Verschwiegenheit hält nimmer der Mühe werth, sich zu verbergen, sie tritt öffentlich auf. Die Geheimnisse der Börse werden offen zum Kauf angeboten, alle Welt weiß, daß das Geld, in die Hände eines Deputirten des Centrums niedergelegt, fünfzig, hundert bis zweihundert Procente trägt. (Dieser Eindruck.)

Die Prostitution schreitet mit frecher Stirne einher, ganz Frankreich weist mit den Fingern auf sie, aber während die öffentliche Meinung sich darüber enträuselt, ist ein Mitglied des Centrums, ein Halbgelahrter (alle Blicke richten sich auf Herrn Biennet. Der Präsident erhebt sich mit Heftigkeit.) leet genug, von der Kammer der Dreihundert den Geschäftsführer eines Tagblatts, der sich erlaubt hatte, ein klein wenig an der Jungfräulichkeit und der vollkommenen Unselgennützigkeit der Kammer Billeke zu zweifeln, vor die Schranken fordern zu lassen. (Der Präsident setzt sich wieder.) Je nun, meine Herrn, und diese Kammer ertheilt sich durch Beschluß ein Patent der Gewissenreinheit und Ehrenhaftigkeit. Aber ihre

Protokolle bleiben, ihre Handlungen sind der Öffentlichkeit übergeben, aber das Volk, Ihren parlamentarischen Bindeln entwachsen, braucht sie nicht erst zu drücken und zu winden, damit die Prostitution daraus hervorgehe! (Sichtbare Bewegung. Der Präsident fordert durch ein Zeichen seiner Hand zur Ruhe auf.)

Und später, nachdem die Dreihundert unter dem Gerichte der öffentlichen Verachtung gefallen sind, verschwindet dann die Bestechlichkeit? Keineswegs, es ist abermals unter einem transitorischen Ministerium, daß der amtliche Beweis einer parlamentarischen Bestechung erhoben wird. Sie alle wissen, daß Carl X., als ihm das Bureau der Kammer das Gesetz über die Dotation der Pairchaft überreichte, Herrn Pas de Peaulieu fragte, was ein Deputirter zu brauchen pflege, um in Paris leben zu können, und auf dessen Antwort, daß bei einer sparsamen Eintheilung 500 Franken monatlich hinreichend seien, der Kr. König ihm erwiderte: das ist nicht genug, ich gebe meinen Deputirten monatlich 1000 Franken, und sie beklagen sich doch. (Murren auf der Bank des Herrn Royer Collard: Dem ist widersprochen worden!)

Der Minister des Innern fand diese Aeußerung ungeschickt, Andern schien sie naiv. Sie war tief, denn sie faßte ein ganzes System in sich. Die

Tendenz der Monarchie ist, alle Staatsgewalten in sich zu vereinen. Ist das Parlament streng, so beginnt der Kampf; sein Ausgang hängt von der Gewalt ab, deren Entscheidungen stets ungewiß sind; die Besetzung hingegen ebnet alle Wege: sie schwächt die Controle, sie macht die Repräsentation zu einem Possenspiel, die Deputirten sind nimmer die Hüter, sondern die Verschwender der öffentlichen Gelder, sie sind nimmer die Wächter der Regierung, sondern ihre Mitschuldigen. Dieß ist die Repräsentation, wie wir sie 15 Jahre lang hatten: Verletzung der Gesetze, Mißbrauch der Gewalt, Polizei, Complotte, unermessliche Ausgaben, jede Freiheit des Volks angegriffen, List, Lüge, Betrug, alles wird angewendet oder geduldet, ja selbst von dem Rednerstuhle dieses Hauses vertheidigt, und wenn es auf diesem parlamentarischen Schleichwege, dessen Spuren der Schweiß und das Blut des Volkes bezeichnen, je einen Stillstand der Gewaltthat gab, so hat es wenigstens kein Interregnum für die Besetzung gegeben. (Tiefer Eindruck.)

Ja, meine Herrn, wenn die Zukunft dieses Landes nicht anderwärts vorgezeichnet worden wäre, als in dem Umkreise dieses Hauses, wenn, während die Besetzung verpefket hervorgieng aus dieser Atmosphäre, der Volksbaum nicht in freier frischer Luft

Luft geprünt hätte und lustig herangewachsen wäre, welches Schauspiel würde dann der Welt dieses edle Volk der Franken dargeboten haben, seiner Größe, seiner Rechte, seiner Macht, seines Ruhms enterbt, ein Spielzeug verächtlicher Parlamente, welche selbst zu der Komödie nutzloser und dem Lande verderblicher Dissussionen verdammt sind. (Große Bewegung.)

Meine Herrn! so stehen wir nun hier vor Ihren Schranken und fragen Sie:

Die Kammer, welche den Exceptions-Gerichten und Prevotals-Höfen ihre Zustimmung gab,

die Kammer, welche die Polizei-Complotte duldet,

die Kammer, welche die Verfassung ungestraft verletzen ließ,

die Kammer, welche die Schätze des Staats an Interessen verschwendete, an denen sie zuerst Theil nahm,

die Kammer, welche die persönliche Sicherheit der Bürger der Willkür der Minister hingab,

die Kammer, welche die Freiheit der Meinungen verfolgte,

was waren alle diese Kammern? Welchen Namen soll man ihnen geben?

Die Kammer, welche die Gehalte der Staats-Diener vermehrt, um sie sofort mit gebundenen

Handen und Füßen als willenlose Werkzeuge der Regierung zu überliefern, die Kammer, die Ansehen auf Ansehen läuft, die geheimen Fonds verschwendet, alle Privilegien aufrecht erhält, der gemeinen Leidenschaft der Pöblier Alldre errichtet, den Papler • Wucher begünstigt, Alles in den unreinen Strudel der Wdrse zieht, Ehre, National • Würde, öffentliche Gelter den Wehrwölfen zum Raube vormirft, alle diese Kammern — prostituiert prostituiert! (große Bewegung.)

Ich habe nun die Geschichte des Parlaments un'er der Restauration beendet und gehe zur Julius • Revolution über. (Stille! Hört! Hört!)

Meine Herrn! Wenn seit diesem Augenblicke die Traditionen der Verfehrtheit beseitigt wurden, wenn man die Linie gebrochen hat, statt sie kaum zu biegen (im Centrum: Oh! Oh!), wenn wir uns endlich auf dem Boden jungfräulicher Unverfehrtheit befinden, dem nichts entkeimt, was die Hand des Volkes auferstehen wollte, dann ist die Tribüne sehr strafbar. Dieß zu untersuchen, bleibt uns noch übrig.

Meine Herrn! Zwischen die — Restauration und die — Julius • Revolution hätten wir gerne eine Welt, eine Ewigkeit gelegt, Sie aber wollten darin nur 3 Tage erblicken, einen glücklichen Wt

verständnis, einen Sieg und eine Krone zum Beschluß.

Wenn demnach zwischen dem, was war, und dem, was ist, noch Fortsetzung besteht, so sind nicht wir Schuld daran. (Bewegung.)

Was ist denn geändert, was? Die Grundsätze, die Ergebnisse, die Mittel, die Agenten? (Stille! Stille! Stille!)

Die Grundsätze? Hat man aber nicht von diesem Rednerstuhle herab erklärt, daß der beste Anspruch des Königs auf die Wahl seine Verwandtschaft mit dem abgesetzten Fürsten sey, daß das Königthum an sich große Achtung verdiene, und daß diese Achtung mit Geld zu erkaufen sey? Was vernehmen wir seit 3 Jahren, als die Lobpreisung des persönlichen Vorteils? Hat man sich nicht auf den nationalen Goldmus gestützt, als von befreundeten Wölfen die Rede war, welche den heißen Athem unseres revolutionären Volkes gefühlt hatten, und auf die individuelle Selbstsucht, so oft der Vortheil des Monopols mit dem der Freiheit in Zwiespalt kam! (Links: Wahr! Sehr wahr!)

Meine Herrn! Fast immer wirft man sich unfreiwillig in eine schlechte Bahn. Die Besetzung ist kein Grundsatz, sondern der Schlußstein der

Schwäche und Leidenschaft. Fast immer ist sie erst in der Logik, bevor sie in das Herz herabsteigt. Nur allmählig, bisweilen selbst denen unbewußt, welche sich ihr hingeben, durchdringt sie den Boden, auf den sie herabträufelt. Sie erscheint in tausend Gestalten, ein tausendfältiger Verführer. Und sicherlich ist sie für den, welchen sie verdorben hat, niemals so schreckhaft, als sie denen erscheint, welche sie nicht erreicht. Wehe dem, der von ihr spricht, ohne daß ihm die Rötze in's Gesicht steigt! Wehe dem Schriftsteller, der sie in einer Kammer vermuthet, und der sie nicht mit Entrüstung zur öffentlichen Kunde bringt! (Bewegung.)

Meine Herrn! Gerade darum aber sind wir vor Ihre Schranken gefordert, weil wir auf die Provocation eines Deputirten geantwortet haben, der in einer geschriebenen Rede die Hadgier als ein Regierungs-Mittel öffentlich gerühmt hat, auf die Provocation eines Mannes, der, die öffentliche Ehrbarkeit mit Füßen tretend, den Muth hatte, Ihnen die Wohlthaten des goldenen Schließels und die Reize der geheimen Fonds anzupreisen; hier, auf diesem Höhepunkte des Staates selbst, hat er es gesagt; er sagte es zu Ihnen, die, aus Ueberaschung ohne Zweifel, vielleicht erstarrt über diese seltsamen Maximen, ihn sprechen ließen, ohne ihn zu tadeln, ohne ihn zu unterbrechen, und die auf solche

Art durch ihr Stillschweigen sich an Grundsätze anschließen haben, welche Ihr Inneres empören, denn sonst hätten Sie uns nicht vor diese Schranken gefordert, weil wir daran zu zweifeln wagten. (Murren im Centrum.)

Sie wissen, meine Herrn, daß Jeder seines Glaubens lebt. Diese Bemerkung paßt auf alle Zeiten und Orte. Ihre Empfindlichkeit läßt uns vermuthen, daß hier eine Ausnahme von der Regel stattfindet. Ich begreife daher, daß Sie so vielen Werth darauf legen, die Regel selbst, und zwar durch Urtheilspruch, zu constatiren. Als wir unsern Artikel schrieben, lebte Alles noch frisch in unserer Erinnerung, was auf diesem Rednerflusse aus Gelegenheit der Civil-Liste, der Gehalte der General-Einnehmer, der geheimen Fonds, und kürzlich erst in Beziehung auf jene Polizei gesagt worden ist, welche man, als ein nothwendiges Element der Treue, bis in den Schoos der Armee eingeführt hat; wir erinnerten uns, daß auf dieser Rednerbühne ein Deputirter als Puritaner verspottet wurde, weil er das System der ministeriellen Wunschbezugungen gebrandmarkt hatte; wir erinnerten uns, daß der Heroismus als Thorheit, die Hingebung für das gemeine Wesen als Einfalt verachtet worden sind, und mußten wir nun nicht, nach den gewöhnlichsten Regeln der Logik, glau-

ben, daß man mit den Grundsätzen der Restauration auch ihre Gebräuche beibehalten habe!

Man hat viel von Patrimonium gesprochen; es giebt hundert Arten desselben, und die ausschließliche Liebe der Erhaltung in alten Dingen umfaßt das Böse, wie das Gute. (Warren auf der Bank des Herrn Jaubert.)

Die Grundsätze also sind die nämlichen geblieben, und wollte Gott, daß es nur die Grundsätze wären! Aber auch die Handlungen haben ihnen entsprochen. Kennt nicht etwa Jedermann jene glücklichen Speculationen, die man im vergangenen Jahre zum Börsenspiel so sehr mißbrauchte! Die Presse rügte einmüthig diese Mißbräuche, über welche die sonst so langmüthige Börse selbst entrüstet war. Jedermann erinnert sich jener Neuigkeiten, die man schon am Abend zuvor kannte, und erst am folgenden Tage bekannt machte, nachdem wichtige Operationen auf der Börse vollendet waren. War die Kammer diesen Umtrieben fremd? Ohne Zweifel, aber gleichwohl hesetzte man in diesem Saale den Cours der Papiere an, gleichsam als einen Pendant zur Tages-Ordnung. (Tiefer Eindruck.)

Meine Herrn! Ihre Gefinnungen mdgen vortreflich seyn, gleichwohl aber haben Sie in zwei Jahren mehr geheime Fonds votirt, als die Restauration während der 6 letzten Jahre verlangt hat. Die

Zucker-Prämien sind Ihnen ganz gleichgültig, gleichwohl aber haben sie sich seit 1830 von 7 auf 19 Millionen erhöht, und, seltsam genug, etwa der dritte Theil dieser Summe ist zwischen sechs großen Handels-Häusern vertheilt worden, unter denen wir in erster Reihe dasjenige gewisser Deputirter erblicken, welche Sie mit Ihrer vollkommenen Achtung beehren, und namentlich das Handelshaus eines Ministers.

Das sind Kaufleute, wendet man ein, sie machen ihre Geschäfte. Ganz wohl. Die Presse aber macht die Geschäfte des Landes, und sie kann nicht umhin, die natürlichen Beziehungen zwischen den Thatsachen und den Grundsätzen öffentlich zu bezeichnen.

Wollte man mich fragen, welches Interesse die Mehrheit dieser Kammer bei den Einfuhr-Verboten haben kann, welche allen Zweigen des Ackerbaues schaden, welche den natürlichen Aufschwung jedes Gewerbfleißes lähmen, weil sie immer die große Zahl des Volkes den wenigen Wählern oder Gewählten zum Opfer bringt, so würde ich schwer eine Antwort darauf finden: die Mehrheit ist ein collectives Wesen, und es würde bisweilen in dieser Kammer schwierig genug seyn, Ihre Figur genau zu zeichnen. (Man lacht.) Dieses collective Wesen aber zerfällt in Individuen, und wenn auf dem

Boden dieser veränderlichen Majorität sich ein gewisser Satz findet, der dem Ministerium unwandelbar ergeben ist, soll man dann nicht fragen, aus welchen Elementen er besteht? Wenn man hiers das Privat-Interesse der Abstimmenden mit dem allgemeinen im Widerspruche sieht, welche Folgerung soll man daraus ziehen? Eine Folgerung etwa, welche die Ausnahme zur Regel macht? Daß diese Deputirten ihr eigenes Interesse dem allgemeinen zum Opfer bringen; das wäre Tugend, und es ist tröstlich, daran zu glauben; aber die Meinungen sind frei in jeglichem Stoffe, und man muß eher das Böse voraussetzen, als das Gute, wenn eben gerade das Böse im Resultate liegt. (Beifall links.)

Und wenn, wollen Sie gütigst erlauben, die Tugend in dieser Kammer an der Tages-Ordnung wäre, so würde das Ergebniß davon seyn, daß, weil dieses Haus bloß eine gewisse Zahl von Interessen und nicht alle repräsentirt, und weil die Interessen, welche sich außer seinem Schoosse bewegen, gerade diejenigen der zahlreichsten Classe sind, daß wir, sage ich, fast immer Geseze erhalten würden, welche dem materiellen Vortheil der Mitglieder der Mehrheit widersprechen, das heißt, meine Herrn, Sie würden die Gesamtheit einer Versammlung von Opferlämmern repräsentiren. (Gelächter und Wurren.)

Owiff, meine Herrn, würden Sie unter dieser Bedingung nicht Stellvertreter des Volks seyn wollen. (Übermaliges Murren.) Warum wundern Sie sich denn nun, daß die Presse, welche das Organ alles dessen ist, was in diesem Hause nicht Platz finden kann, die Nothwendigkeiten aus Ihrer eigenen Stellung hervorgehen läßt. So würde augenscheinlich die Masse der Verzehrer gewinnen, wenn das Brod wohlfeiler wäre, aber es ist ebenso augenscheinlich, daß, vorläufig wenigstens, die Grundbesitzer ihre Pachtzinsse herabsetzen müßten, und die Grundbesitzer sind hier in Majorität.

Augenscheinlich würden die 6 Millionen Menschen, die zu ihren Ackerbau-Arbeiten viel Eisen brauchen, bei der Herabsetzung des Ankaufs-Preises dieses Metalls ihren großen Vortheil finden, aber es ist ebenso augenscheinlich, daß die Besitzer der großen Eisenwerke (Herr Thiers: Es wird also Niemand verschont!) bei diesem Vortheile Acker großen Verlust hätten, und man weiß, daß von diesen Leuten sich in der Mehrheit der beiden Kammern befinden, man weiß, welchen Einfluß sie darin seit langer Zeit ausüben.

Augenscheinlich skanteten Sie jedes Jahr aus den verwilligten Fonds für ein Amortissement entnehmen, das nichts amortisirt, aber es ist ebenso augenscheinlich, daß Sie dann der Regsamkeit der Papiere

Schaden wärten, woran so viele unerschütterliche Deputirte der Majorität einen so lebhaften Antheil nehmen. (Herr Marraß wüßt seine Blicke der Reihe nach auf die Herrn Lafabre, Delessert, Perrier, Humann, Martell u.)

Augenscheinlich leidet fast ganz Frankreich, besonders der Osten, durch den ungeheuern Eingangszoll, der auf das Vieh gelegt ist, aber es ist ebenso augenscheinlich, daß einige ehrenwerthe, der Majorität treu ergebene Deputirte sich sehr wohl dabei befinden.

Augenscheinlich würde das Budget dabei gewinnen, wenn man die Gehalte der Staatsdiener im Allgemeinen herabsetzte, aber es ist ebenso augenscheinlich, daß die 180 Staatsdiener in dieser Kammer, von welchen 122 getreulich auf der ministeriellen Bahn wandeln, darunter leiden würden. (Bewegung.)

Seyen Sie ruhig, meine Herrn, ich breche ab, denn ich würde kein Ende finden, wenn ich das Privat-Interesse um und um mit dem wohlverstandenen Vortheile des Volks in flagranti delicta der Opposition zeigen wollte.

Aber diese offenkundigen, unwidersprechlichen, auf solche Weise aufgezählten Thatsachen führen die Logik zu einer sehr einfachen Operation: Schließen Sie von der Mehrheit aus: d. h. 122 Staatsdiener,

diese unseligere Proletariat der ministeriellen Willführ, sofort alle diejenigen Mitglieder, welche bei den Zoll-Gesetzen, bei dem Amortissement der Staats-Papiere, bei den Prämien, bei dem Grundbesitz, bei den Manufacturen u. s. w. einen unmittelbaren Vortheil haben, schließen Sie alle diese Leute aus, und zählen Sie dann, was von vollkommen unabhängigem Gewissen in dieser Kammer noch übrig bleibt! — (Heftiges Murren. Herr Marrast blickt unverwandt auf das Centrum.)

Meine Herrn! Diese Ausschließung, die ich hier im Allgemeinen mache, macht jeder Wahlbezirk für jeden von Ihnen, und das hat ein ganz anderes Gesicht. (Gespannte Aufmerksamkeit.) Dort fragen die argwohnlichen Gemüther nach jedem Vortheil und Vortheilchen, den dieses oder jenes Mitglied der Mehrheit auf der glücklichen Bahn machen kann, wo sich sein Interesse mit seinem Gewissen im Einklange findet. Dort zählt und berechnet man die Zahl der erlangten Günstbezeugungen, die Zahl der erhaltenen Stellen, das wachsende Vermögen, dieses oder jenes Mitglieds der Majorität, während sein Nachbar sich zu Grunde richtet, um in der Opposition zu bleiben. Dort zweifelt man an der Unbescholtenheit des Deputirten, weil man die Habgier seiner Familie sieht, und seine Familie, meine Herrn, ist oft so zahlreich, als ein ganzer Tribus. (Dieser

Eindruck.) Je nun! alle finden Plaz, die Biegsamkeit des Budget giebt sich zu allem her. Wie könnte auch das Ministerium so undantbar seyn, denen etwas abzuschlagen, die es unterschätzen, wie wäre es so unklug, denen etwas zu versagen, die es stürzen können! Auf solche Weise, meine Herren, steigt man auf natürlichem Wege von beiden Seiten durch gegenseitige Bewilligungen auf den sanften Abhang des persönlichen Vortheils herab, und man begegnet sich, ohne sich jemals zu stoßen. (Beifall laut.)

Wie machen Sie es denn, fragte ein Freund einen Deputirten der Majorität von 1828, daß Sie über so viele Gnadenbezeugungen verfügen können? — Das ist ganz einfach, ich fordere und bewillige. (Man lacht.)

Dieses findet man in der That in allen diesen Traktaten wieder, außer in denen, welche Frankreich seit 3 Jahren mit dem Auslande schließt: hier bewilligt es immer und fordert niemals! (Gelächter und Bewegung.)

Und nun da die materiellen Interessen einig sind, sollte man sich wundern, daß die moralischen Interessen sich dulden, sich gegenseitig stützen, selbst, wenn sie im Innersten in tiefer Spaltung liegen? Sagen Sie mir doch, meine Herren, ob man gegen diejenigen streng seyn kann, welchen man sich ver-

pflichtet achtet? So wundern wir uns denn über nichts mehr, was das Ministerium gefordert und erhalten hat.

Dieses Ministerium, der oberste Gerichtshof hat es wegen des Belagerungs-Zustandes verurtheilt, Sie, meine Herrn, haben es absolviert. Zahllose Gesekwidrigkeiten sind von dieser Rednerbühne herab gerügt worden: Hausfuchungen, nächtliche Gewaltthaten der Polizei, Lieferungen ohne Concurrency, Municipal-Gesetze ohne Noth suspendirt, Sie haben Alles gestattet, Alles entschädigt! (Verwungung.)

Consequent mit sich selbst, haben Sie dieses System aufrecht erhalten, so viele Lebensfragen zu seinem Umsturze sich auch darbieten mochten. Dieß weiß das Ministerium nur zu gut, und außerhalb dieser Kammer, und innerhalb derselben, gesetzt es sich dieses oder jenes Mitglied seiner Majorität in Allem bei, was es Gesekwidriges unternimmt. Durch ein Mitglied seiner Majorität läßt das Ministerium drei Ihrer Mitglieder gerichtlich verfolgen, durch ein Mitglied seiner Majorität läßt es die Ausnahmungs-Gerichte vor dem obersten Gerichtshofe vertheidigen, durch ein Mitglied seiner Majorität läßt es in einem Staats-Gefängnisse jenes Weib (die Herzogin von Berry) hüten, das wir, wir ein Recht haben, auf das Strengste zu verurtheil-

len, welches die Nation verabscheuen und strafen kann, das seine Verfolger wohl entehren konnten, das aber gefangen zu halten, sie kein Recht besitzen. (Bewegung.)

Alles, alles dieses geschieht mit Hilfe der Mehrheit dieses Hauses, und die Presse soll ruhig bleiben, sie soll nicht losbrechen, sie soll nicht ihre bittersten Gedanken laut und öffentlich aussprechen! Sie soll es gelassen hinnehmen, wenn man die Kabgier als einen nothwendigen Hebel der öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt rühmt, sie soll geduldig zusehen, wenn die Summe der geheimen Fonds fortwährend erhöht wird, sie soll nicht berechnen dürfen, daß man nicht so viel braucht, um obscure Polizei-Agenten zu füttern, sie soll schweigen, wenn sie unter einer repräsentativen Regierung die Gewissen käuflich sieht und theuer erkauft, sie soll nicht fragen, wer diese verschämten Bettler sind, die ihre Hand heimlich nach so unreinen Liebesgaben ausstrecken! (Tiefer Eindruck)

Ihr wollt, so sagt Ihr wenigstens, die Faktionen vernichten. Gemeinplatz, der kaum einer Widerlegung werth ist! Die Faktionen repräsentiren entweder ein Interesse oder einen Grundsatz. Ist das Interesse unnatürlich, erkänkt, warum soll man sich damit abgeben? Ist der Grundsatz falsch, so fällt er von selbst. Laßt nur die Zeit machen.

Hiß aber das Interesse tief gefühlt, ist der Grundsatz gerecht, dann veründgt Ihr nichts gegen ihn, gar nichts, und Ihr werdet alles Lächerliche der Tyrannei auf Euch häufen, ohne ihre Vortheile zu genießen. (Bewegung.)

Die Staatsgewalt muß stark seyn, ist Euer ewiges Schlagwort. Auch wir wollten sie stark, aber stark durch die Interessen der Gesamtheit, welche sie befriedigt, stark durch ihre Gerechtigkeit, stark vor Allem durch ihre Moralität.

Frankreich, von politischen Kämpfen erschöpft, fragt wenig darnach, wer regiert, ob Karlisten, Republikaner oder das Juste-Milieu. Darnach aber fragt es, ob es seinen Rang unter den Mächten Europa's einnimmt, und darnach fragt es vor Allem, ob es von ehrlichen Leuten regiert wird. (Beifall.)

Es giebt zwei Dinge, die Alles in sich vereinigen, was den unauslöschlichen Haß in der Brust der Franzosen erwecken muß: Gemeinheit und Geiz. Selbst unter der alten Regierung war der Marquis nur lächerlich, der General-Pächter verhaßt. (Bewegung.)

Man beschuldigt uns, daß wir nur auf Umsturz denken. Aber was wollen wir stürzen? Nur das, und alles das, was Frankreich verabscheut.

Ja, das ist unser Ruhm, unsere Kraft und unsere Hoffnung:

Wären wir, wie Ihr sagt, bloße Anarchisten, dann würde man uns nicht fürchten, noch furchtbar erklären. Aber weil man weiß, daß wir uns auf die Gefinnungen der Nation stützen, darum fürchtet man uns, und mit Recht. . . . (Murren, Herr Marrast hält ein, läßt seine Blicke durch den Saal schweifen und blickt dann den Präsidenten auffordernd an. Stimmen links: Nur fortgesetzt H. . . . Ja, man fürchtet uns, und mit allem Rechte; man verläumdet uns, und daran thut man wohl, denn wenn das Land unsere Gefinnungen genau kannte, würde uns die Regierung noch viel mehr fürchten. Aber nur Geduld! (Bewegung.)

Wir, wir wollen vollbringen, was andere nur versprechen haben: Der Vergangenheit ihre Grundsätze, ihre Verderbniß, ihre Handlungen, ihre Menschen lassen, der Zukunft alle Bürgschaften der Gerechtigkeit in den Institutionen, der Unelgenmäßigkeit in der Staatsverwaltung geben.

Die Menschen auch, meine Herrn, denn in den Menschen liegen die Dinge, und eben so gut könnten wir bloß durch das Wörterbuch von Eigennamen das Geheimniß der öffentlichen Abneigung, des öffentlichen Mißvergnügens finden.

linb

Und wollte Gott, es säße Niemand mehr hier von der Majorität des Jahres 1824, Niemand von der Majorität, die das doppelte Stimmrecht eingeführt hat, Niemand von den Urhebern oder Mitschuldigen jener Systeme, deren unselige Folgen wir bereits geschildert haben!

Ist dem aber also? (Gespannte Aufmerksamkeit.) Advokat des Marschan's Key, sagen Sie mir doch, wenn Sie Ihre Augen auf diejenigen werfen, die mit Ihnen auf gleicher Höhe im Staate stehen, ob Sie dann nicht Ihre Erinnerungen gewaltsam bekämpfen müssen? (Tiefer Eindruck.)

Fort also mit diesen Grundsätzen, diesen Misteln, diesen Menschen! Nichts knüpfe mehr die Zukunft an die Vergangenheit.

Enden wir, denn es treibt mich!

Und wenn ich, meine Herrn, Sie vielleicht langweilte, so könnte mich wohl ein anderes Gefühl ergriffen haben, und im Uebrigen ist dieser Gegenstand so uner schöp flich, daß man ihn nicht erschöpfen kann.

Darum nur noch wenige Worte:

Meine Herrn! Wohin hat Sie dieses System geführt?

Was haben Sie nach Außen geendet? Nichts.

Was haben Sie im Innern gegründet? Nichts.

Haben Sie zwischen dem Despotismus und der Souveränität des Volks Frieden geschlossen?

So wenig, daß wenn selbst der Präsident Ihrer Kammer, in welchem sich doch ohne Zweifel die innersten Gefinnungen der Mehrheit dieses Hauses aussprechen, an die Spitze eines von ihm gebildeten Ministeriums läme, vielleicht nicht 20 Mitglieder dieser Kammer den Frieden auf 3 Monate verbürgen möchten. (Murren.)

Und das Innere, und die Departemente, und die Gemeinden, und die so oft geforderten, so lange schon erwarteten Verbesserungen aller Art! wo sind sie, was habt Ihr daraus gemacht?

Meine Herrn! Ueberall Unmacht, nirgends Thatkraft! Wenn ich alle Ihre Protokolle zusammenfasse, so kann ich sie in einer einzigen Phrase resumiren: die Kammer hat viel Geld bewilligt! (Bewegung.)

Ohne Zweifel, meine Herrn, haben Sie nicht die Absicht, Ihren Wählern zur Entschädigung dafür den Prozeß anzubieten, der in diesem Augenblicke vor Ihren Schranken geführt wird.

Wollen Sie dadurch die Tribüne allein beschiden, so ist der Prozeß kindisch; gilt aber der Krieg gegen die Presse überhaupt, so werden Sie darin Ihren Untergang finden! (Tiefer Eindruck. Heftige Gährung im ganzen Saale. Der Präsident stellt mit Mühe die Stille her.)

Präsident: Angeklagter, genehmigen Sie, was in Ihrem Namen vorgetragen worden ist?

Der Angeklagte: Ja, mein Herr!

Präsident: Finden Sie Ihre Vertheidigung vollständig?

Der Angeklagte: Ja, mein Herr!

Präsident: Wollen Sie nichts Weiteres hinzufügen?

Der Angeklagte: Nein, mein Herr!

Präsident: Die Debatten sind geschlossen, die Kammer wird berathen.

Hilffierd, laßt den Angeklagten und seine Vertheidiger abtreten.

Man wird zur gehehmen Abstimmung schreiten.

Herr Martin (Sekretär der Kammer) liest die Deputirten namentlich ab, worauf jeder seine Kugel in der Urne niederlegt.

Die Abstimmung giebt folgendes Resultat:

Zahl der Stimmenden . 306.

Weisse Kugeln . . . 256.

Schwarze Kugeln . . 50.

Präsident: In Folge dieser Abstimmung ist Herr Lionne, Geschäftsführer des Tagblatts „die Tribune“ des Vergehens der Verleumdung der Kammer schuldig erklärt.

Der Präsident befiehlt, den Angeklagten und seine Verteidiger wieder einzuführen. Der Beschluß der Kammer wird ihnen mitgetheilt.

Herr Cavaignac: Die Kammer weiß, und ich brauche es ihr nicht erst zu sagen, daß Herr Lionne bloß in Folge einer Fiction vor ihren Schranken steht, sie weiß auch, daß die Strafe eine doppelte ist; die eine wird den wahren Schuldigen erreichen, denn sie fällt auf das Blatt, als auf ein collectives Wesen, das allein gestraft werden sollte; ich rede hier von der Geldstrafe, je mehr Sie diese erhöhen, um so mehr, hoffen wir, werden Sie die Gefängniß-Strafe mindern, die nur Herrn Lionne treffen würde, der nicht als der wahre Schuldige betrachtet werden kann. (Bewegung.)

Der Angeklagte und seine Verteidiger entfernen sich; sechs Tafeln werden innerhalb der Schranken zum Behufe der Abstimmung aufgestellt.

Der Präsident liest den Text des Gesetzes ab, welches das Minimum der Strafe auf Einen Monat Gefängniß und 200 Franken Geldbuße, und das Maximum auf 3 Jahre Gefängniß und 10,000 Franken Geldbuße festsetzt. Er zieht sofort durch das Loos die Namen der 24 Scrutatoren. Die Herrn Maugin und Merambeault, durch das Loos bezeichnet, erklären, daß sie diese Funktion nicht

annehmen. Man schreitet zum namentlichen Aufruf. Jedes Mitglied legt sein schriftliches Votum in der Urne nieder.

Der Präsident eröffnet der Kammer folgendes Resultat der Abstimmung:

Zahl der Stimmenden . . . 304.

Absolute Mehrheit . . . 153.

Für das Maximum der Strafe 204.

In Folge dieses Beschlusses verurtheilt die Kammer den Angeklagten zu dreijährigem Gefängniß und 10,000 Franken Geldbuße. (Murren in den öffentlichen Tribünen.)

Bruchstücke
aus
den Erinnerungen aus Paris im Jahre
1831 von einem Süddeutschen.*)

Paris, den 2. Mai.

Wir sind gestern Morgens um 9 Uhr in dem Hofe der Messagerien abgestiegen. Um dieselbe Stunde hatten wir uns am 28. April zu Straßburg in das Coupé eines Lafitte gesetzt. In drei Tagen reist man, in Tag und Nacht ununterbrochener Fahrt, von Straßburg nach Paris. Die Maille-Post legt den Weg in zweimal vierundzwanzig Stunden zurück. Der Wagen war ganz besetzt, und zwar über die Gebühr, denn er über-

*) Die erste Auflage dieser Schrift ist vergriffen, und da aus leicht begreiflichen Gründen keine zweite gemacht werden kann, so bitten wir die Leser, sich mit diesen Bruchstücken einstweilen zu begnügen.

schrift das gesetzliche Gewicht, was ich daraus abnahm, daß der Conducteur bei jeder Wagbrücke einen Theil der Passagiere ersuchte, abzustiegen und zu Fuß voranzugehen. Wir waren, neben dem bedeutenden Gepäck, wenigstens 24 bis 26 Personen: vornen im Coupé, welches der beste und schwerste Platz ist, unserer 3, im innern Wagen 6, im Hinterragen 6, auf dem Sitze des Conducteurs, diesen mit eingeschlossen, 4, und auf dem Deck unter Segeltuchzelten, wenigstens 6, öfters 8 und vielleicht mehr Personen. Sechs bis neun Pferde waren vorgespannt, je nach der Beschaffenheit des Wegs. Die Pferde waren meist gut, und die Fahrt gieng in der Regel rasch; die Stationen sind jedoch häufig zu groß, da die Messagerien sich nicht an die Posteinrichtungen halten; öfters behielten wir 4 bis 5 Stunden die nämlichen Pferde; die längste Station war die von Epemay nach Dormans — 6 bis 7 Stunden Wegs. Zweimal des Tags wurde angehalten: eine kleine Stunde zum Frühstück, und eine starke Stunde zum Mittagessen; beides traf man vorbereitet, so daß man nicht aufgehalten wurde. Wir hielten in folgenden Orten an: Mittag in Saarbrück, Frühstück zu Nancy, Mittag in Bar le duc, Frühstück in Etalons, Mittag in Dormans, den andern Morgen um 9 Uhr trafen wir zu Paris ein.

Die Wege sind theilweise sehr schlecht; die Postknechte gehören nicht zu den artigsten und unser Conducateur zeigte sich nicht sehr gefällig. Dieweilen ließ er außer der Zeit vor einem Wirthshause halten und trank mit den Postknechten; diesen Aufenthalt zog er uns dann an der gesetzlichen Zeit des Frühstücks und Mittagessens wieder ab, um doch zur bestimmten Stunde in Paris einzutreffen, denn der Dienst ist sehr streng, und wenn ein Conducateur über die festgesetzte Stunde ausbleibt, so wird er auf ein bis 2 Monate suspendirt. Diese Suspension ist für ihn ein sehr empfindlicher Verlust, denn er steht monatlich wenigstens auf 5 bis 600 Franken. Von Strassburg bis Paris bezahlt ihm jeder Passagier ein Trinkgeld, nach dem Tarif nicht ganz 5 Franken; dieß, nur zu 20 Passagiers berechnet, macht in drei Tagen 100 Franken; leicht kann er in einem Monat sechs solcher Fahrten machen, was dann 600 Franken abwirft — eine schöne Summe für einen solchen Menschen, aber man muß auch gesehen, daß der Dienst sehr beschwerlich ist. Ich hatte unterwegs einigemal Verdruß mit dem Conducateur, indem ich ihn an seine Pflicht mahnte und dafür von ihm ziemlich barsche Antworten erhielt. Gleichwohl gab ich ihm bei der Ankunft statt 5, 10 Franken, was ihn einigermaßen beschämen mochte, wie mir aus

seinem äußerst verbindlichen Danke hervorzugehen schien.

Die Gasthöfe, in denen wir abbliegen, kommen den deutschen (wenigstens in Süddeutschland) bei weitem nicht gleich. Der Tischwein ist meist sehr gering, und der bessere, wenn man solchen fordert, theuer. In Bar le duc war der Wein ganz schlecht, und als wir bessern verlangten, erhielten wir zur Antwort, es gebe keinen andern. In Chalons erhielten wir eine gute Flasche Wein, aber sie kostete 45 Sous; zu Dormans, in der Gegend des berühmten Vi, wo der beste Champagner wächst, war selbst der Extrawein ziemlich mittelmäßig. Der Tisch ist nirgends besonders gut, aber desto theurer. Die Habsler steht den Wirtzen auf dem Gesichte geschrieben, und ehe noch das Essen vorüber ist, streckt das Kellermädchen den Teller her, um das Trinkgeld in Empfang zu nehmen, mit dem monotonen Aufe: Messieurs, n'oubliez pas la fille!

Die Provinzialstädte, durch welche wir kamen, haben meistens kein ables Ansehen, sind aber sehr unbelebt. Handel und Gewerksamkeit scheinen in diesem Theile Frankreichs auf keiner hohen Stufe zu stehen; auch der Ackerbau schien mir ziemlich vernachlässigt, besonders in der Champagne pouilleuse, wo allerdings auch der Boden schlecht ist.

Das Marne-Thal ist, außer dem Elsaß, die einzige lachende und fruchtbare Gegend, durch die wir kamen. Die Bettelei ist groß; fast bei jedem Umspannen fanden sich Bettler ein, die uns ihr welterliches: *Messieurs, pour l'amour de Dieu!* in die Ohren schrien. Von Saarbrück begleiteten ein halbes Duzend haarfüßiger Betteljungen laufend den Wagen, machten Burzelblume, riefen: *Vive la liberté! Vive Lafayette! Mort aux Prussiens!* u. s. w., und fingen begierig die Sousstücke auf, die wir ihnen von Zeit zu Zeit zuwarfen. Nancy ist eine regelmäßig gebaute Stadt, die ich aber durchaus nicht schön fand. Chalons hat viel Alterschmückes, und man sieht dieser Stadt ihr hohes Alter an.

Als wir in Bar le duc ankamen, schlugen eben die Tambours der fremden Legion den Zapfenstreich; Soldaten giengen in den zu beiden Seiten der Straße gepflanzten Alleen auf und ab, und wir hörten nichts als deutsch reden. Die fremde Legion besteht meistens aus deutschen Deserteurs, die im Durchschnitt eben nicht das beste Lob verdienen. Einige enthusiastische Jünglinge, von patriotischen Hoffnungen verleiht, die, so lange Ludwig Philipp in Frankreich regiert, nur eitel seyn werden, hatten sich in die fremde Legion verirrt, wo sie sicherlich nicht an ihrem Platze stünden. Einige der hand-

verschen Proscribten kamen in ihren bonnets de police zu uns; es waren gebildete junge Männer, denen es wahrscheinlich vor Kurzem in Öttingen noch nicht graubt hatte, daß sie bald französische Soldatenmägen würden tragen müssen. Arme Verbannte — bildet euch nur zu tüchtigen Kriegern, das Vaterland wird euer bedürfen, wenn die große Stunde schlägt! Wir sahen hier auch den Lieutenant Kapf, der kürzlich aus württembergischen Diensten getreten und in der fremden Legion im nämlichen Grade angestellt worden war. Einen württembergischen Lieutenant, Namens Welker, glaubten wir in Bar le duc zu finden; wir erfuhren aber, daß er noch in Strassburg zuruck sey.

Meaux weckte alte Reminiscenzen in mir. Hier war ich im März 1814 mit der alliirten Armee über die Marne gegangen; wir hatten in einer Regennacht zwischen Meaux und Paris gelagert und waren am andern Morgen gegen die französische Hauptstadt gezogen. Welch ungeheurer Wechsel ist inzwischen in den Gesinnungen der Menschen und in dem Stand der Dinge eingetreten! Damals zog ich mit einem von Haß erfüllten Gemüthe gegen die Hauptstadt der Franzosen, nicht ungeneigt, das moderne Babel von Grund aus zu zerstören; jetzt eilte ich ihr mit freudiger Ungeduld zu, um die Stadt zu sehen, die innerhalb drei blutiger Tage das Joch des Despotis-

mus gebrochen und Europa die Verahnung seiner
 nahen Freiheit gegeben hat. Damals, wie jetzt,
 dachten und denken viele Tausende wie ich — und
 wahrlich diese sind nicht die schlechtesten unter Deutsch-
 lands Edhnen! — Welcher Unterschied, wenn heute
 wieder das monarchische Europa unter den Mauern
 von Paris erschiene! Wir waren 200,000, von
 glühendem Patriotismus oder instinktartigem Fran-
 zosenhaß erfüllt; uns gegenüber standen höchstens
 30,000 Feinde; die Nationalgarde, circa 600 Mann
 ausgenommen, nahm keinen Antheil an dem Kampfe;
 das ganze französische Volk blieb passiv und ließ den
 selbstthätigen Mann, der auf den Schultern der
 Nation den Thron erstiegen hatte, fallen; und selbst
 unter diesen günstigen Umständen wären wir in eine
 mißliche Lage gerathen, wenn Paris sich noch 24
 Stunden gehalten und dadurch Napoleon Zeit gegeben
 hätte, mit seiner Armee unter den Mauern der
 Hauptstadt anzulangen. Wie würde aber jetzt eine
 allirte Armee Paris finden? Die Höhen verschanzt
 und mit Geschütz besetzt, das Pflaster aufgerissen,
 Barrikaden und mehr als hunderttausend bewaffnete
 Bürger; französische Heere vor sich, neben sich,
 hinter sich; das ganze Land im Auslande, die Com-
 munication, die Lebensmittel, der Kriegsbedarf abge-
 schnitten — hier müßte eine Armee zu Grunde gehen,
 und wenn sie aus einer halben Million der besten

Truppen bestände! Darum getrost, ihr Völker — fürchtet nicht die Bajonette des Despotismus, die Freiheit muß siegen!

Meine Herren! Sie können hier logiren, redete uns der dicke Gastgeber im Hotel der Messagerie au, als wir kaum abgestiegen waren, und deutete mit der Hand auf die hellen Fenster eines schönen Hauses: Treffliche Appartements, Table d'hôte, alle Bequemlichkeiten, vorzügliche Bedienung! — Hôtel Mirabeau, rue de la paix! rief ein Anderer dazwischen und überreichte uns höflich eine Karte, auf der alle Vorzüge dieses Gasthofs pomphaft beschrieben waren. Hôtel de Lyon et de Cherbourg, rue de la Jussienne, ici tout près, rief ein Dritter dazwischen und drang uns seine Karte auf. Wir hatten Mühe, uns der vielen Ausbieder, die uns von allen Seiten umlagerten, zu erwehren, und konnten sie kaum mit der Antwort abfertigen, daß wir bereits in das Hôtel de Hollande abgefirt seien. Ein Paar der stets bereiten Lastträger packten unsere Sachen mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit auf und wir traten durch die engen Straßen der Innern Stadt unsere Wanderung an, an der Höhe sechsstöckiger Häuser hinausschauend. „Es giebt keinen Platz mehr, meine Herren!“ rief uns die Portiere aus dem offenen Fenster ihres Stübchens zu. Wir machten rechtsdumkehr, und

Ich zog eine der erhaltenen Karten aus der Tasche — es war zufällig die des Hôtel de Lyon et de Cherbourg. Wir traten unsern Marsch in die Estrasse Jussienno an. Ich hatte die Karte noch in der Hand, als ich in den Salla à manger trat, und fragte: Ist das hier der Gasthof von Lyon und Cherbourg? — Ja, mein Herr, antwortete der Besitzer des Hauses; unser Hotel, fügte er hinzu, ist Ihnen ohne Zweifel in Deutschland recommandirt worden. — Allerdings, erwiderte ich lächelnd, l'Hôtel de Lyon et de Cherbourg est connu par toute l'Allemagne. — O, versetzte der Wirth geschmeichelt, wir beherbergen Fremde von allen Nationen, presque tout le Nord loge ici. Ich mußte lachen, denn der nämliche Mann hatte mir seine Karte erst vor einer halben Stunde im Hofe der Messagerie selbst überreicht.

Es war der Philippétag, an dem wir in Paris eintrafen. Die große Revue der Nationalgarde war wegen des zweifelhaften Wetters abbestellt worden. Nachdem wir unsere Toilette gemacht und ein Frühstück genommen hatten, gingen wir durch das Palais-Royal und die Tuilleries auf die elysäischen Felder, auf denen bereits eine unermessliche Menschenmenge wogte und bald hier, bald dort vor den unzähligen Buden und Zelten stehen blieb. Die Pariser sind ächte Spießbürger, sie betrachten jeden

Sonntag mit neuem Vergnügen, was sie schon hundertmal gesehen haben; Niemand ist leichtgläubiger, als die Bewohner dieser Hauptstadt, und jeder Betrüger oder Spötter kann sie die abgeschmacktesten Dinge und die offenbarsten Widersprüche glauben machen. Es zeigte einmal ein Spötter in einem Blatte an, daß er mittelst elastischer Holzschuhe von den Tuilerien bis zum Quai d'Orsan quer über die Seine gehen werde, ohne sich die Füße naß zu machen. Er werde dieses Kunststück unter der Bedingung ausführen, daß er am andern Ufer 500 Louis'd'or Honorar finde. In einem Nu waren die 500 Louis'd'or unterzeichnet; der Wandermann setzte den Tag und die Stunde fest, und ganz Paris eilte an die Ufer der Seine, um ein Wunder mit anzusehen, das seit dem Herrn Christus Niemand mehr gethan hat. Natürlich blieb der Wunderthäter aus, und die Pariser Spießbürger zogen mit einer langen Nase nach Haus. Das hindert sie gleichwohl nicht, täglich wieder an alle mögliche Wunder zu glauben. Ein andermal kam folgende Anzeige in den Zeitungen: „Noch nie gesehenes Ungeheuer. Dieses Monstrum ist kürzlich zu Cadix angekommen; es ist gefangen worden in Santa-Jé, in Peru, in der Provinz Chili. Dieses Thier ist eine Amphibie, so man noch niemals gesehen; es lag den Tag über verborgen in dem See Fagua, und kam

nur des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen und zu fressen die Thiere. Ist elf Schuh lang, hat ein Gesicht wie ein Mensch, sein Maul ist groß von einem Ohrloppern zum andern, hat Zähne zwei Zoll lang, auf der Stirne zwei große Hörner, größer als der größte Stier, Mähne, wie ein Pferd, die hängt bis auf den Boden, große Ohren, größer als ein Esel, zwei Flügel wie eine Fledermaus auf dem Rücken, zwei Schwänze, der eine wie ein Elefantenrüssel, womit es frisst, und der andere spitzig wie ein Pfeil, womit es seinen Raub anspießt und isst; sein ganzer Leib ist mit Schuppen bedeckt, die sind viermal so dick, als die von der größten Schildkröte; ist gefangen worden in einem Netz; frisst alle Tage einen Lachse und sechs Schafe.“ — Diese absichtlich im marktschreierischen Tone abgefaßte Ankündigung fand Glauben in allen Ständen; das Monstrum wurde das Tagesgespräch; die Naturforscher reichten es in das Geßlecht der Harpien ein, und mehrere Gelehrte waren im Begriff, nach Catir zu reisen, um es selbst zu sehen; die Mode bemächtigte sich seiner und die Damen trugen neue Hüte à la harpie. — In der That, wer nur einen Monat in Paris zugebracht hat, muß sich überzeugen, daß es für die Leichtgläubigkeit der Pariser Spießbürger nichts Unglaubliches giebt, und daß nichts so gering ist, das nicht ihre

Neu-

Neugierde auf sich zöge. Wenn ich sie in ihrem Sonntagspuke sich auf den elysäischen Feldern oder im Garten der Tulieren umtreiben und drängen sah, so konnte ich kaum an die drei großen Tage der großen Woche glauben und hielt die ganze Revolution für einen Traum.

Wir strichen bis fünf Uhr in der Stadt herum und brachten einen gesunden Appetit zum Mittagessen mit. Die Zahl der Gäste mochte 1½ Duzend nicht übersteigen, da man in Paris nicht, wie in Deutschland, an die Wirthstafel gleichsam gebunden ist, sondern nach Gefallen da oder dort ist! Bis zum Nachtsisch war das Mahl ziemlich schweigsam; mein Reisegefährte und ich sprachen mitunter deutsch, und ein Schwarzkopf mit feurigen schwarzen Augen, der uns gegenüber saß, schien uns aufmerksam zu beobachten; man hörte an seinem Accent, daß er kein geborner Franzose war. Endlich redete er uns deutsch an, das er zwar ziemlich geläufig, aber doch wie ein Fremder sprach. Es war ein Grieche, im Janar zu Constantinopel geboren und erzogen, und in der Moldau begütert. Er besaß ganz die Beobachtungsgabe und die Schlaueit jener griechisch-türkischen Diplomaten, die im Janar ihre Bildung erhalten. Wir lernten ihn bald näher kennen und er leistete uns viele Dienste, da er schon über sechs Monate

hier war und Zutritt zu vielen bedeutenden Männern hatte. Der Name thut nichts zur Sache und kann um der Verhältnisse willen nicht genannt werden; wir nannten ihn in der Folge scherzweise *Hosyodar*, und ich werde ihn mit dem Namen *Bojar* bezeichnen.

Wir blieben, in Erwartung der Illumination, lange an der Tafel sitzen. Der Champagner machte uns munter, und Gesang, Scherz und Anekdoten wechselten angenehm mit einander ab. Eine der anwesenden Damen spielte Guitarre und sang die *Marseillaise*, wozu die andern im Chor mit einsaßen. *Allons, Capitaine, la Parisienne!* sagte nickend die Dame des Hauses zu einem neben ihr sitzenden Herrn in bürgerlicher Kleidung, denn, im Vorbeigehen gesagt, die französischen Officiere tragen außer Dienst selten Uniform. — Die *Marseillaise*, wenn Sie wollen, erwiderte, halb scherzend halb ernst, der Hauptmann, aber die *Parisienne* ist mir zu revolutionär. — Recht, rief lachend ein Dritter, der Militär muß, wie billig, dem Juste-Milieu huldigen. — *Quo voulez Vous, le service...* sagte der Hauptmann mit Achselzucken. — Die *Parisienne* ward kräftig angestimmt, und trotz seiner Protestation fiel der Herr Capitän mit gedämpfter Stimme ein. Die Regierung bestrebt sich vergebens, das Militär in den Schranken des Juste-Milieu

zu halten; der öffentliche Geist ist stärker, als alle ihre Gebote und Verbote.

Paris, den 7. Mai.

Wir haben gestern eine Wohnung in der Straße Lafitte, in der Nähe des Boulevard des Italiens bezogen. Ein schöner Salon mit zwei eleganten Schlafzimmern, die daran stoßen, kostet monatlich 140 Franken. Die Preise sind gefallen; in allen Straßen sieht man Tafeln aufgehängt, mit der Aufschrift: Appartemens à louer. Vor der Revolution würden wir unsere Wohnung nicht unter 200 Franken monatlich erhalten haben. Hier, scheint es, besorgen die Weiber Alles: In der Restauration sieht man sie am Bureau sitzen; als wir unser Hotel verließen, war es die Frau des Hausherrn, die uns die Rechnung machte, und den Hausherrn in unserer neuen Wohnung haben wir noch gar nicht gesehen; seine Frau hat uns die Zimmer gezeigt und den Contract mit uns abgeschlossen. Unsern Wirth im Hotel de Lyon sah ich den ganzen Tag nicht, als bei Tische, an den er sich setzte, wie ein anderer Gast, ohne sich im Geringsten um etwas zu kümmern; die Dame des Hauses legte vor und die Bedienten warteten auf. „Was thut

der Herr Henri den ganzen Tag?" fragte ich seine Frau. — Er geht spazieren und macht die Honneurs, war ihre Antwort. — Dieses Honneurmachen bestand vermuthlich darin, daß er regelmäßig jeden Morgen den Kopf in unser Zimmer steckte und herein rief: Bon jour, Messieurs! Avez Vous bien dormi! Si Vous manquez de quelquechose, Vous n'avez qu'à tirer la sonnette. Hierauf verschwand er, ohne eine Antwort abzuwarten.

Am 2ten haben wir einer großen Musterung auf dem Marsfelde beigewohnt. Dieser Platz bildet ein regelmäßiges Parallelogramm und erstreckt sich von der Militärschule bis an die Ufer der Seine; auf beiden Seiten seiner Länge läuft eine Brustwehr hin, auf der viele tausend Zuschauer Platz finden können; jenseits des Grabens sind auf jeder Seite vier Reihen Bäume gepflanzt, auf denen heute Schaulustige zu Duzenden saßen. Places à louer! Places à louer! ertönte es von allen Seiten in unsere Ohren, und wir stiegen auf eines der vielen aufgerichteten Gerüste. Die Truppen waren bereits aufgestellt und mochten 40,000 Mann von allen Waffengattungen seyn; sie nahmen den weiten Raum des Marsfeldes, wie es mir schien, nicht mehr als zur Hälfte ein. Das langsame Durchreiten der Glieder ist für die Zuschauer eben so langweilig und ermüdend, als für die Truppen, und als es

selbst für die hohe Person seyn mag, welche die Musterung hält. Als nach mehreren Stunden Ludwig Philipp in unsere Nähe kam, schien er mir bereits ziemlich abgespannt, und die Höflichkeiten, die er von Amtswegen den Generalen und Stabsoffizieren sagen mußte, mochten ihm sauer genug geschehen. Seine Majestät schien sogar eine jeweilige absence d'esprit zu haben, denn Philippus rex vergaß einmal vor einer gefenkten Fahne den Hut abzunehmen; da klopfte ihm ein General aus seinem Gefolge mit einer Kameradschaftlichkeit, die an Philipp's Illegitimität mahnte, mit der flachen Hand auf die Schulter, und es war spaßhaft anzusehen, mit welcher Eile die königliche Hand an den Hut fuhr, um die vergessene Schuldigkeit nachzuholen.

Neben mir stand ein Pariser Spießbürger, der sich viele Mühe gab, seinem zehnjährigen Knaben die Person des Königs zu zeigen: „Siehst du, der dort mit dem großen Stern, der den Schimmel reitet; er zieht den Hut und spricht mit dem Obrist; jetzt reitet er fort“ u. s. w. Der Knabe faßte etwas schlecht und konnte seinen Mann nicht herausfinden, obwohl er sich aus eingepflichteter Königs-
liebe alle Mühe gab, den König zu sehen. Ein Mann mit einem Satyrgeichte, welcher das Zwiesgespräch mit dem bittern Lächeln der Verachtung

angehört hatte, drehte plötzlich mit der linken Hand den Kopf des Knaben in die angemessene Richtung, während er, mit der rechten auf Ludwig Philipp deutend, folgende komische Anrede an den Buben hielt: *Vois tu, petit cretin du juste-milieu! cet homme là au nez quasi-legitime, au visage mi-bourbon de la branche cadette, qui porte le grand cordon de la sainte alliance, c'est Louis Philippe, roi des barricades et serviteur très-humble de la légitimité européenne — que le diable l'emporte!* Ein unbändiges Gelächter der Zuhörer folgte dieser republikanischen Apostrophe, und der verdutzte Epießbürger wendete sich zur Seite, um seinen Verdruss zu verbergen, den er nicht laut werden zu lassen wagte. Wie lachten herzlich mit. *Qu'en dites Vous, Messieurs les étrangers?* fragte uns der satyrische Republikaner. *Rien du tout, Monsieur,* gab ich zur Antwort, *nous ne faisons que rire de votre meilleure des républiques. — Vous avez tristement raison,* erwiderte er bitter und zwischen den Zähnen murmelnd, fügte er hinzu: *cette vieille bête de Lafayette!*

Als die Truppen zu deßiliren anfangen, begab ich mich an das Thor der Militärschule, um sie in der Nähe zu sehen. Ihre Ausrüstung und Haltung war im Allgemeinen sehr schön; zwei Carabiniers

Regimenter und zwei Châraffier-Regimenter waren besonders trefflich beritten und die Leute von martialischem Aussehen. Nachdem die Artillerie aus dem Thore war, schlug sie im Galopp den Weg in eine Seitenallee ein, um den nachrückenden Truppen schnell Platz zu machen. Da riefen auf einmal einige begeisterte Stimmen: *En avant, en avant, au secours des Polonais!* und plötzlich hallten tausend Rufen, aus den Alleen, von den Gerüsten, von den Wipfeln der Bäume herab, diese Worte nach, die wie im Sturme sich über die unermessliche Menge weiter verbreiteten. Armes Polen — diese 40,000 Mann wären hinreichend gewesen, dich zu retten!

Der König ritt nach der Musterung langsam durch die Juvallidenstraße zurük; eine Abtheilung der Nationalgarde zu Pferd diente ihm zur Bedeckung. Sie ist geschmackvoll gekleidet, hat dreifarbige Federbüsche und besteht größtentheils aus jungen Männern, welche durch ihre Familienverhältnisse der Geldaristokratie und dem Juste-Milien angehören. In den unteren Classen, auf welche sie mit einer Art Verachtung herabsieht, sind diese eleganten Herrchen nicht sehr beliebt, und bei einer neuen Umwälzung, wie die des 10. August 1792 war, könnten sie, der Wuth der Menge gegenüber, leicht die traurige Rolle der National-

garden des illes Saint-Thomas spielen. Solchen reichen Philistern ist das Leben viel zu lieb, als daß ein anderer, als ein Paradedienst, von ihnen zu erwarten wäre, und wenn Ludwig Philipp in der Stunde der Gefahr auf sie zählt, so möchte er sich schwer verrechnet haben. Vor den Caffeehäusern in der Invalidenstraße saß eine unzählige Volksmenge, die trank, rauchte und sich eifrig besprach. Nur Wenige begrüßten durch Hutabnehmen ihren Bürgerkönig, als er vorüberritt. Viele betrachteten ihn und seine Bedeckung mit den finstern Blicken des Unmuths und getäuschter Erwartung. „Sie sind doch schön, diese Nationalgarden zu Pferd!“ hörte ich einen Spießbürger mit Wohlgefallen ausrufen. — „Schweigt doch von diesen Janitscharen der richtigen Mitte!“ erwiderte ihm mit drohenden Blicken ein Mann aus dem Volke, und sogleich drängten sich mehrere düstere Gesichter herbei. Der Philister ging seines Wegs. Immer bemerkte ich, daß bei solchen politischen Reibungen auf offener Straße die Anhänger des Juste-Mieu den Kürzeren ziehen, wenn sie vielleicht auch gerade in größerer Menge zugegen sind, weil ihre spießbürgerliche Furchtsamkeit sie hindert, dem Lächeln und zum Aeußersten entschlossenen Muthe ihrer kräftigen Gegner entgegenzutreten.

Wir nahmen ein Cabriolet, um, weil es schon nahe an fünf Uhr war, zu rechter Zeit zum Mittagessen zu kommen. Als wir einstiegen, war uns ein alter Mann behülflich und legte uns den Teppich unter die Füße; er zog hierauf schweigend den Hut und sah uns mit einer flehenden Miene an; als wir ihm ein Zweifelhafstück zuwarfen, neigte er sich dankbar. — Es giebt in dieser großen Hauptstadt tausend verschiedene Arten zu betteln; es geschieht aber meist mit vielem Anstand und bloß durch stumme Darlegung der Dürftigkeit, nicht durch lautes und ungestümes Anfordern. So steht auf den Boulevards Jahr aus Jahr ein ein alter Soldat, ruhig und starr wie in Erz gegossen, ein lebendes und doch gleichsam lebloses Monument aus der Napoleon'schen Zeit; eine über seine Brust hängende Tafel meldet in großer Schrift seine Ansprüche an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und an seiner linken Seite hängt eine blecherne Büchse, die Gaben guter Menschen zu empfangen, denn seine beiden Arme, die er schlaff herunter hängen läßt, sind verkrüppelt. Ich sah ihn wohl ein duzendmal unter dem regen Bogen der Menge einsam und verlassen dastehen — ein Bild seines großen Feldherrn auf dem Felsen von St. Helena. Tausende eilten in geschäftigem Treiben oder in der Gedankenlosigkeit des Müßiggangs vorüber; viele bemerk-

ten ihn nicht, wenige erbarmten sich seiner, aber nie hörte ich einen Laut der Klage, nie ein bittendes Wort aus seinem Munde. Mit der nämlichen stoischen Größe endete Napoleon auf seiner einsamen Insel — ein warnendes Bild für alle Herrscher, die, auf den Schultern des Volks emporgetragen, sich der legitimen Scheingröße zuwendend, ihres erhabenen Ursprungs vergessen.

Am Eingange des Palais-Royal bemerkten wir ein eiliges Zusammenlaufen von Menschen und hörten ein verwirrtes Gekrei — der König zog eben in seinen Pallaß ein. Er ritt durch ein Spalier, das etliche hundert Personen, meist Weiber und Kinder, schnell gebildet hatten. Ein Vive le roi! schallte ihm entgegen. Ludwig Philipp zog mit der rechten Hand den Hut und hielt ihn, mit der Demuth eines vom Volke geschaffenen Bürgerkönigs, gestreckten Arms bis unter sein rechtes Knie nieder, beugte sich mit halbem Leibe vorwärts, ließ den Zügel fahren und warf mit der linken Hand nach beiden Seiten — Rußhändchen — aus. Sein wohl zugerittener Schimmel blieb bei diesem königlichen Manöver in gleichem Schritte, und die Kinder und Mägde umher waren tief gerührt über solche Herablassung des Herrschers. Vive la meilleure des républiques! rief ein Spaßvogel dazwischen und verlor sich unter der Menge. Ein unanständiges

Gelächter ließ sich hören, und der König ergriff die Zügel wieder, um schnell in die Thore seines Schlosses einzureiten.

Man speist um fünf oder sechs Uhr zu Mittag. Die Unterhaltung bei Tische ist lebhaft und zwanglos. Die Gesellschaft bestand an diesem Tage aus zwei Engländern, deren einer seine Geliebte, eine angestirte Französin (um mich so auszudrücken), welche mehrere Jahre jenseits des Canals verlebt hatte, mit sich führte, einem Fabrikanten aus Lille, der ein großer Carlisle war und den Orden der Ehrenlegion trug, den ihm vor einigen Jahren Carl X. gespendet, als er seine Fabrik besah, einer Dame aus Orie mit ihrer Tochter, einer Dame aus Avignon mit einem zehnjährigen Knaben, einem Maler aus Lyon, einem reichen Mailänder und seinem Sohne, einem Gutsbesitzer von Limoges, einem Infanteriecapitain aus Amiens, zwei Brüdern Carrier, beide dem Justiz-Milieu angehörig und im Staatsdienste angestellt, einem Weinändler aus Rheims, einem deutschen Liberalen, der sich schon mehrere Jahre in Paris aufhielt, dem Bejaren und uns, dann aus den Hausgenossen, worunter auch eine schöne Schwester der Hausfrau war. Die heutige Musterung gab Stoff zu politischen Discussionen, in denen man seine Meinungen und Ansichten mit größter Freimüthigkeit äußerte. Der Maler, ein

enthusiastischer Republikaner, schlug seine Gegner, die freilich das System des Juste-Milieu nicht mit großem Eifer vertheidigten, siegreich aus dem Felde. Der Carlismus hatte nur einen einzigen Repräsentanten im Liller Fabrikanten — und dieser wurde ausgelacht und lachte selbst mit. Einer der Brüder Carrier hielt Ludwig Philipp und Perrier eine Lobrede. „Sie haben ganz Recht, rief ihm die muthwillige Schwester der Dame des Hauses zu, denn erstlich heißen Sie Casimir Philipp, und zweitens haben Sie einen Gehalt von 10,000 Franken.“ Darüber lachten Alle und der republikanische Maler am ärgsten. Man versteht hier Scherz und wird über solche Anspielungen nicht böse. Nach Tisch gingen wir auf die Boulevards, und der Republikaner führte am rechten Arm den carlistischen Fabrikanten und am linken Herrn Casimir Philipp Carrier.

Wir lernten einen Correspondenten der Augsburger allgemeinen Zeitung kennen — einen Juden, der mit Gott und der Welt correspondirt und viel Geld verdient, aber doch, nach der sparsamen Weise seines Volks, nur in einem schlechten Stübchen im finstern Stock um 30 Franken monatlich wohnt. Dieser Mensch hat durchaus keine bedeutenden Verbindungen, aber besitzt die Gabe, seine Ohren nach allen Seiten zu spitzen und aus dem Gehörten

Correspondenzartikel für deutsche Blätter zu schmieden. Das deutsche Publikum ist zum Theil noch einfältig genug, auf solche sogenannte Privatscorrespondenzen öffentlicher Blätter großen Werth zu legen, und es gibt viele Leute, welche namentlich die Correspondenten der allgemeinen Zeitung für höchst bedeutende und wohl unterrichtete Staatsmänner halten, aus deren Artikeln sich der Stand der Tagespolitik entziffern lasse. Die Staatsmänner, die sich am Ruder befinden, oder Personen, die ihres vertrauten Umgangs genießen, geben sich sicherlich nicht um einige tausend Franken zu Bericht-erstattem deutscher Zeitungen her, eben so wenig die Mitglieder der Deputation, die sich in der höchsten Sphäre befinden und heute oder morgen selbst an das Staatseruber gelangen können. Was bleibt also den deutschen Blättern übrig, als ein paar hungrige Literaten, die den Stoff ihrer Correspondenzen in den Caffeehäusern und in dem Vorzimmer aufschnap- pen und die Brüste ihrer größtentheils matten Politik darüber gießen, um sie also gewürzt dem hungrigen deutschen Publikum aufzutischen? Wenn irgend Jemand von dem Stande der Tagespolitik und von den Gesinnungen und Plänen der Machthaber wohl unterrichtet ist, so sind es die Direktoren der ersten Pariser Blätter — des Constitutionell, des National, des Courrier, des Journal des

Debatte u. s. w. — die mit den Eoruphäen der verschiedenen Partheien in innigster Berührung stehen und Alles genau erfahren, aber dem Publikum nur das und in so weit mittheilen, als es für die Interessen und Plane ihrer Parthei paßt. Daher röhren die grellen Widersprüche in der Darstellung der Thatsachen und der Folgerungen, die daraus gezogen werden, weil jede Parthei sich bemüht, sie in einem ihr günstigen Lichte darzustellen — sie wissen alle die nackte Wahrheit, aber sie hüten sich wohl, sie zu sagen, wenn sie nicht in ihren Kram taugt. Der Jude der allgemeinen Zeitung muß im Sinne des Juste-Milieu correspondiren, denn da die allgemeine Zeitung allgemein seyn muß, so hat Herr von Cotta jedem seiner Correspondenten seine Rolle angewiesen: der ist ultra, der Juste-Milieu, der halbliberal, denn ganz liberal zu seyn ist nicht gestattet, da es gegen den Geist und Ton des Blattes anstoßen würde. Der Jude hat hieweilen einen Anflug von Liberalismus, aber er darf nicht aus der Rolle fallen und muß ihn pflichtmäßig unterdrücken; er macht auch Artikel in das Morgenblatt. Wir lernten auch einen christlichen deutschen Liberalen kennen, der ebenfalls correspondirt, und im Englischen, Deutschen und Französischen Unterricht giebt. Die Stunde wird mit drei bis fünf Franken

bezahlt. Er hatte eben einen portugiesischen pro-
scribirten Grafen, Exadjutant Don Miguels und
Pair des Reichs, unter seinen Schülern, der aber
nur drei Franken bezahlte, weil die Gelder, die er
von zurückgebliebenen Verwandten zugeschießt erhielt,
sehr sparsam flossen. Dieser Portugiese wollte durch
aus deutsch lernen, und Gott weiß, wie sauer ihm
das werden mag, wie ich wenigstens aus seinem
Nadebrechen der deutschen Sprache schließen muß,
wenn er sich im Hotel de France bei Tafel mit mir
unterhielt. Er mächte dann deutsch und französisch
unter einander, um sich mir verständlich zu ma-
chen. Ein reicher englischer Graf bezahlte dem
deutschen Sprachmeister fünf Franken und lernte
französisch, um sich mit der Frau eines Banquiers
unterhalten zu können, in die er rasend verliebt
war. Er machte in seiner Liebeswuth tolle Streiche,
ließ sich einen halben Tag in einem Nachen auf der
Seine an dem Hause seiner Geliebten auf- und ab-
schiffen, um von ihren schönen Augen (ich habe
ihn nicht gefragt, ob sie blau oder schwarz sind)
bemerkt zu werden; wollte sich bald als Bedienter,
als Affenführer, als Papageihändler u. s. w. ver-
kleiden, um in das Haus zu gelangen. Ich gab
ihm den Rath, seine Wechsel von dem Hause zu
beziehen, und dem Banquier so viel zu bieten zu
geben, daß er ihn Ehren halber zur Tafel laden

müßte, wobei er als ausgezeichnete Fremder vielleicht sogar an die Seite seiner Geliebten zu sitzen kommen könne. Er bezahlte mir diesen Rath mit einer feurigen Umarmung, und ich glaube, er hätte mir in diesem Augenblicke des Entzückens sein schönstes Reitpferd geschenkt, wenn es mir eingefallen wäre, ihn darum zu bitten. Ich möchte wissen, ob mir der Banquier für diesen Rath gut oder böse gewesen wäre: hier gute Geschäfte, dort die Gefahr der Verführung seiner Gattin — ich denke, er hätte auf diese Gefahr hin Geschäfte gemacht, oder ich müßte den Geist des Handelsstandes nicht kennen.

Der Jardin des Plantes ist von bedeutendem Umfang und sehr planmäßig zum praktischen Studium eingerichtet. In dem botanischen Garten, der mit einem Gitter umgeben ist, sind 7 bis 8000 Pflanzen, nach Classen und Familien, nach Geschlechtern und Gattungen geordnet; er ist täglich von 4 Uhr Abends bis zur Nacht für die Studirenden geöffnet. In den Gräben sind Bären, wilde Schweine und andere Thiere. Vor einigen Jahren fiel hier eine sonderbare Art des Selbstmords vor: ein alter Mann rutschte plötzlich, zum Schrecken der Zuschauer, in den Graben hinab und blieb ausgestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesichte, liegen. Sogleich schritt ein

ein grimmiger Bär auf ihn zu und faßte ihn im Genicke. Man beeilte sich, ihm Hülfe zu leisten; es war aber zu spät. Die wohlfeilste Art des Selbstmords ist dieß; man kann dabei selbst den Strick ersparen. Wäre ich des Lebens überdrüssig, so ginge ich nach Lissabon oder sonst wo hin, um Den Miguel oder irgend einen andern Tyrannen zu ermorden; dann würde ich sicherlich wenigstens geräbert oder geviertheilt. Die Portugiesen müssen alle sehr gerne leben, denn wer sein Leben einsetzen will, kann dem Tyrannen nahe kommen, und wenn ihn tausend Schwerdter bewachten.

Ich war besonders begierig, die Straffe zu sehen — ein seltsam gebautes Riesenohier und so hochbeinig, daß Büffel und Kühe, die in seiner Umzäunung mit ihm eingeschlossen sind, unter seinem Bauche bequem durchgehen können. Zwei Elephanten sind da, wenn ich nicht irre, die nämlichen, die ich schon im Jahr 1814 gesehen hatte. Damals neckten den einen preussische Offiziere durch vorgehaltene Sachen, die sie ihm dann vor dem Rüssel wieder weggogen; ruhig und bedächtig füllte das kluge Thier seinen Rüssel mit trübem Wasser aus dem Bassin, das in seiner Umzäunung ist, und entleerte ihn so geschickt, daß es nur seine Beleidiger traf, die mit einem thätigen Platzregen übergossen wurden. Albern genug hielten sie sich deshalb an den

Wörter des Elephanten und überhäufte ihn mit Schimpfwörtern. Dieser erwiderte mit gelassener Ironie: „Meine Herren! Sie sehen hier Ihren Gegner (auf den Elephanten deutend) vor sich. Entrés, s'il vous plait, pour prendre votre revanche.“ Sie wurden ausgelacht und giengen, um die Kleider zu wechseln.

Eleven, Tiger, Leoparden und andere reißende Thiere sind in Käfigen mit eisernem Gitter. Die Thiere wissen genau die Fütterungszeit; wenn sie herannah, werden sie unruhig, gehen hin und her, springen an den Wänden in die Höhe u. s. w. Eines Abends fehlte es durch irgend ein Versehen an Fleisch, so daß nur ein Theil der Thiere gesättigt werden konnte; nun erhoben die andern ein so furchtbares Gebrüll, daß man es wohl über eine Stunde weit hören konnte; man glaubte sich in die afrikanischen Wälder versetzt und alle Bestien der Wüste losgelassen. — Vor einigen Jahren besuchte ein Neugieriger in früher Morgenstunde die Menagerie und traf, zu seinem nicht geringen Schrecken, auf einen frei herumspazierenden Löwen, der durch irgend einen Zufall oder eine Nachlässigkeit seinem Käfig entkommen war und jetzt mit langsamem Majestät auf den Schreckenbleichen zuschritt. Zu gleicher Zeit rief ihm eine Stimme — die des Wächters — zu, aufrecht und unbeweglich

stehen zu bleiben; mit innerlichem Zittern wurde der Rath befolgt, und der Wärter lockte nun das reißende Thier in den Käfig, ohne daß es den Fremden beschädigte. Härte er sich auf die Flucht begeben, so wäre er wahrscheinlich verloren gewesen.

Wir durchglengen flüchtig die Säle des Naturalienkabinetts, das gerade dem großen Publikum geöffnet war. Ein Wachmeister der Lanzenträger (in Elsäßer), der sich zufällig zu uns fand, machte gefällig unsern Führer und leitete unsere Aufmerksamkeit bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand. Wir luden ihn ein, in einer der Restaurationen auf dem Boulevard mit uns zu Mittag zu speisen. Als wir über den Bastilleplatz gingen, erzählte er uns, daß hier in den drei Tagen sein Regiment aufgestellt gewesen sey. Am ersten Tage wurde es zu einigen Chargen auf das Volk gebraucht. Nachts kehnte es in seine Kaserne zurück; als die Lanzenträger am andern Morgen wieder auf demselben Plage aufmarschiren wollten, fanden sie ihn ganz mit ungeheuren Balken Floßholz belegt, das die Bürger in der Nacht vom Ufer der Seine auf den Bastilleplatz getragen hatten, um ihn der Ketterei zu sperren. Mit vieler Mühe wurde nun der Platz geräumt und aufmarschirt. Es ließ sich lange kein Feind blicken und das Regiment blieb ruhig halten; endlich zeigten sich in einiger Entfernung

Kleine zerstreute Häuflein bewaffneter Bürger, die ein Plänklerfeuer eröffneten; so wie eine Schwadron gegen sie anritt, zogen sie sich in die Barricaden zurück, welche sie in der Nacht errichtet hatten, und hielten hier durch ihr Feuer den Feind von sich ab. Eine Infanteriecolonne, welche die Boulevards herabkam, nahm endlich mehrere der äußeren Barricaden und räumte sie weg, so daß die Reiterei nachfolgen konnte. Die Bürger zogen sich von Straße zu Straße, von Berrammlung zu Berrammlung unter beständigem Feuern zurück; wenn die Colonne unter Trommelschlag im Sturmschritt gegen eine Barricade anrückte, gaben sie ihr letztes Feuer und eilten in vollem Laufe der nächsten Berrammlung zu. In den Häusern war es still und wie ausgestorben; Thüren und Fenster geschlossen. So zog die Colonne von Straße zu Straße, immer tiefer hinein in die dunkeln Gassen, voraus das Fußvolk, hinten die Reiter. Plötzlich brach aus einer hochgethürmten Barricade ein mörderisches Feuer los, die Fenster öffneten sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, und ein Plagregen von Steinen, Ziegeln, schwerem Hauergeräthe, prasselte auf die Truppen hinab; aus allen Seitengassen wimmelten Bewaffnete herbei, an jeder Straßenecke zeigten sich die dunkeln Mündungen der Gewehre. Wohin nun? Vorwärts und im Sturme die Berrammlung

nehmen. Es geschah, aber im Nu war sie mit dichten Schaaren entschlossener Vertheidiger bedeckt, während die unglücklichen Soldaten von vornen, von hinten, auf beiden Seiten mit einem Hagel von Kugeln beschossen, und von oben herab mit einem unaufhörlichen Steinregen übergossen wurden. Lange ist eine solche Lage nicht auszuhalten; die Colonne kehrte den Rücken, jauchzend die Bürger ihr nach, und auf ihrem Rückzuge die stillen, todtten Häuser belebt, tausend geistige Hände bemüht, sie mit allen möglichen Waffen zu zernichten, die Dächer lebendig und ihre Ziegel auf sie herabgahelnd. Der gemessene Rückzug wird zum raschen Marsche, die Glieder zerrissen, allgemeine ordnungslose Flucht — und nun der Eingang der Straßen durch in ihrem Rücken schnell wieder errichtete Versammlungen geschlossen, die Waffen selbst, um sie der Reiterei verderblich zu machen, mit Tausenden zerbrochener Boutellien und Gläser bedeckt! Das ist das Bild des Bürgerkriegs im engen Raume einer Stadt — der Sieg muß dem Volke bleiben, oder es müßte aus lauter Feigen Menschen bestehen.

Zur Hälfte geschmolzen, erzählte uns unser Begleiter weiter, kam die Colonne auf dem Basilienplatz wieder an — die Truppen niedergeschlagen, mißmuthig, demoralisirt, nur durch die Gewohnheit der Disziplin noch zusammengehalten. Weiber und

Mädchen mischten sich in ihre Reihen, schalten sie Despotenknechte, spornten sie zum Patriotismus, weckten ihre Erbitterung gegen die Führer. Kecke Reden fielen, die Bande des blinden Gehorsams waren bereits gebrochen, und die Anführer wagten nicht ihr Ansehen zu gebrauchen, um die unvermeidliche Katastrophe nicht zu beschleunigen. In diesem Zustande kehrte das Regiment Abends in die Kaserne zurück. Am dritten Morgen marschirte es auf dem nämlichen Plage wieder auf. Tiefes Schweigen, finstere Blicke, mürrische Gesichter in allen Gliedern. Da kommt der Oberst mit seinem Adjutanten angeritten. Kein Laut läßt sich in den Reihen vernehmen; ein Carabiner erhebt sich in der Richtung, in der der Obrist ankommt, und der Schuß fällt. Schnell wie ein Gedanke folgen ein Duzend Schüsse nach; der Befehlshaber wendet sein Pferd zur Flucht, die Stabsofficiere, ein Theil der andern Officiere folgen ihm nach, begleitet von dem Feuer des halben Regiments. Man übernimmt ein Lieutenant das Kommando; bald stecken alle Ischakow's auf den Lanzen und Säbelspizen, und donnernd erschalle der Ruf: Es lebe die Nation! Jubelnd stürzen die Bürger herbei, die Reihen der Krieger sind zerrissen, und heute liegen sie in den Armen der nämlichen Männer, die sie gestern noch feindlich bekämpft hatten. Die weiße Kofarde wird unter dem Rufe:

Nieder mit den Bourbons! Tod dem mein-
 eidigen König! herabgerissen und mit Füßen
 getreten. So muß jeder Kampf des Despotismus
 mit dem Volke enden! „Das waren gute Tage,“
 schloß unser Soldat in seinem Elsässer Dialekt seine
 Erzählung; „ein Bürger riß mich dem andern weg,
 um mich zu einem Restaurateur zu ziehen, der beste
 Wein floß in Strömen. Melnetwegen könnt's wieder
 so kommen, und es kommt freilich. Frankreich kann
 keinen Bourbon behalten. Nun, die Republik ist
 auch gut. Wenn die Nationalgarde den König fal-
 len läßt, wir Militärs heben ihn nicht. Der Sol-
 dat thut halt hier zu Land, was das Volk haben
 will. Nur muß man erst sehen, wie die Nation
 gesinnt ist. Wenn sie keinen König will, wir
 brauchen auch keinen.“ Mein Freund muß ein
 Republikaner seyn, denn diese Gesinnungen des wack-
 lern Wachtmeisters schienen ihm eine dritte Flasche
 Champagner zu verdienen, die er sogleich kommen
 ließ.

In einem schönen Morgen bestiegen wir den
 Montmartre. Man übersieht von diesem ziemlich
 großen Dorfe, das auf einem Berge liegt, der an
 die Vorstadt gleichen Namens stößt, fast ganz Pa-
 ris. Hier sind viele angenehme Landhäuser und
 Gärten, und dieser Berg versteht die Hauptstadt
 mit dem größten Theile ihres Bedarfs an Gyps.

Hier hatte Heinrich IV. sein Hauptquartier in einem Nonnenkloster, als er Paris belagerte. Das Gelübde der Keuschheit der guten Nonnen mag durch die Anwesenheit des galanten Königs doppelt schwer geworden seyn. Er war damals, wenn ich recht weiß, noch ein Ketzer; wenn aber auch bereits rechtsläufig, so war er doch ein König — und das sind in allen Dingen privilegierte Leute, und die Gesetze besetzen, wie recht und billig, bloß für die Unterthanen. — Der Montmartre beherrscht die nächstgelegenen Punkte von Paris. Als im März 1814 der Kanonendonner hier ertönte, setzte der verschmigte Talleyrand seine diplomatische Möllmaschine in Bewegung, um den Fall Napoleons herbeizuführen, der, als er mit seiner tapfern Armee in's Feld rückte, bloß Verräther und selbe Miethlinge in der Hauptstadt zurückgelassen hatte. Dieser Talleyrand dankte einen großen Theil seines Rufes dem politischen Scharfsinn und der Geduld, womit er den schickslichen Zeitpunkt abzuwarten weiß, in welchem seine Intriken sich augenblicklichen Erfolg versprechen können — allerdings eine große politische Gabe. Im Uebrigen ist er, was den moralischen Charakter betrifft, der schlechteste und niederträchtigste Mensch, den die Erde tragen mag. Stets hat er nur seinem eigenen Vortheile gefröhnt, und so wurde er auf einem höheren

Standpunkte in der Politik, was der deutsche Geist in einer geringeren Sphäre in der Literatur ward. Beide drehten sich nur um ihre eigene Achse, und erreichten für sich, was Jedem unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Im Jahr 1789 war Talleyrand Bischof von Autun. Diese Stadt wählte ihn zum Deputirten bei den Generalsstaaten. Nachdem die Revolution durch Mirabeau's Ertschlossenheit und Charakterstärke einen Aufschwung erhalten hatte, dessen ganzes Gewicht dem scharfsinnigen Talleyrand nicht entgegen konnte, schloß er sich an die Bewegung jener Zeit an, machte den Antrag, die Güter der Geistlichkeit einzuziehen, hielt mit einem dreifarbigem Gürtel um den Leib feierlichen Gottesdienst an dem Altar des Vaterlandes auf dem Marsfelde, weihte die dreifarbigen Fahnen der Departements ein, leistete dem constitutionellen Eid des Clerus, segnete die ersten constitutionellen Bischöfe ein, ließ sich von dem Papst in den Bann thun, gab sein Bisthum auf, wurde zum Mitglied des Direktoriums des Pariser Departements gewählt und zu Mirabeau's Testamentvollzieher ernannt. So schwamm er im vollen Strome der Revolution. Als er die Krafteriode der Revolution mit allen ihren traurigen Ausschweifungen herannahen sah, erbeute sein seliges und selbstsüchtiges Herz in seinem Busen; schmiegsam gegen

alle Partheien, wußte er, um mit Sicherheit aus Frankreich zu entkommen, sich einen geheimen Auftrag der Machthaber in England zu verschaffen, benutzte ihn, um zu emigriren, und schiffte nach Amerika über. Unter dem Direktorium wurde er von der Emigrantenliste gestrichen, kehrte zurück, froh vor den Machthabern der Zeit und ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Am 18. Brumaire gieng er in das consularische Lager über, und wurde unter Bonaparte's Consulat die Seele der neuen Regierung. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, wurde Talleyrand Oberstkammerrherr, Fürst von Benevent, Vice-Großwähler und Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion. Bald trug er fast alle Orden der europäischen Souveräne. Von Napoleon, der seinen falschen und unzuverlässigen Charakter durchschaute, zurückgesetzt, wurde er sein heimlicher Feind und zettelte, sobald die Umstände günstig wurden, Intriken und Verschwörungen auf so vorsichtige Weise an, daß sie wenigstens seinen Kopf immer sichern mußten. Nachdem die verbündete Armee in Paris eingerückt war, ließ er die Mafke fassen und setzte in dem feilen und undankbaren Senat Napoleons Absetzung durch. Jetzt wurde Talleyrand auch unter den Bourbons Minister der auswärtigen Angelegenheiten und blieb in der ganzen Periode der Restauration Oberstkammerrherr des Königs. Dieser Mann scheint bestimmt,

unter allen Regierungen zu dienen und alle zu betrügen. Was wird wohl das Ende und letzte Ergebniß seiner Rolle bei der Londner Conferenz seyn? Was ist das für eine Politik, die sich solcher Menschen bedienen will oder muß?

Als der erste Kanonendonner vor den Thoren der Hauptstadt ertönte, setzte Talleyrand den schwachen und feigen König Joseph durch unerschämte, unter dem Siegel des Vertrauens mitgetheilte Lügen und treulose Rathschläge in Angst und Schrecken: er machte diesen Schwachkopf glauben, daß die verbündeten Monarchen die Absicht hätten, ihn dem König Ferdinand von Spanien zur Strafe seiner Usurpation auszuliefern. Der Dummkopf gieng in die Falle und reiste schleunig von Paris ab; sein Bruder Jerome, obwohl schwerer in Schrecken zu setzen, folgte ihm nach. Jetzt begab sich der ganze kaiserliche Hof auf die Flucht, die Regierung löste sich auf und Keiner Talleyrand war Meister des Feldes. Napoleons Thron, auf Gewalt ruhend, sank durch die Umtriebe einiger Ränkemacher zusammen, weil ihn das Volk fallen ließ. Der Krieg wurde bloß zwischen den Verbündeten und der napoleonischen Armee geführt, das Volk verhielt sich leidend; hätte die Nation daran Theil genommen, so wäre selbst die Einnahme von Paris bloß eine Episode in dem

großen Drama, nicht die Entwicklung und das Ende des Stücks gewesen.

Einendes Possenspiel — wo nicht die öffentliche Freiheit über das Loos der Völker entscheidet! Wenn ihr wissen wollt, wie man zu einem neuen König gelangt, so lest folgende Scene: „Der verschmigte Talleyrand führt Ludwigs XVIII. Maitresse, damals ein reizendes Weib, bei dem eiteln und schwachen Alexander von Rußland ein. „Nur kich und besoren,“ ruft er ihr zu, ehe er sie in den Salon schlebt; „der Kaiser ist galant, und was er der Diplomatie abschlägt, wird er vielleicht den Damen bewilligen.“ Kaum erblickt die Dame den großen Alexander von Rußland, so fällt sie ihm theatralisch zu Füßen. Er hebt sie mit ungemeiner Grazie auf und sagt verbindlich: „Ach! Was machen Sie da? Eine edle Dame soll nicht vor einem Ritter knien.“ — Sire! ruft die Maitresse des alten Ludwig aus, ich bitte Eure Majestät um das Glück, das sie allein uns gewähren können, und kuppelt lieb wird uns Ludwig XVIII. sein, wenn er uns durch Alexander I. zurückgegeben wird. — So ist es denn wahr, fragte der Monarch, daß die Franzosen die Familie Bourbon lieben? — Ja, Sire, erwiderte getrost Ludwig's Gelliebte, sie ist unsere einzige Hoffnung; nur für die Bourbons schlagen unsere Herzen! — Das ist ja charmant, sprach Alexander gerührt, und sind denn alle französischen Damen von

dem nämlichen Enthusiasmus befeelt? — O, freilich, Eure! — Wenn dem so ist, so ist es Frankreich, das Ludwig XVIII. zurückruft, und nicht wir bringen ihn. Mögen die ersten Staatskörper ihre Gesinnungen aussprechen, dann ist die Sache richtig. — Der felle Senat, von Talleyrand gegängelt, sprach — und Frankreich hatte seinen Ludwig. Jetzt hat es einen Ludwig Philipp — mag ihn behalten; wir haben ja in Deutschland Souveräne von allen Namen, alte und junge, große und kleine — sie sollen leben, vivat hoch!

Von den politischen Seiltänzern mache ich einen schließlichen Uebergang zu dem Kunstreiter *Franconi*. Dieser Mann leistet in seinem Fache das Unglaubliche, und wäre er ein eben so gewandter Politiker geworden, so würde er ohne Zweifel in einem Sage über ein halbes Duzend Throne mit der nämlichen Leichtigkeit weggesprungen seyn, wie jetzt über sechs noble Rosse. Im Uebrigen geht in Frankreich selbst das Kunstreiten nicht ohne politische Anspielungen ab. Wir sehen im Circus einen plumpen, dicken Oesterreicher zu Pferde erscheinen, in seiner geschmacklosen Uniform und mit der ledernen *Franciscus*-Kappe. Er machte während des *Galopirens* das ganze *Exercitium* durch — Alles mit möglichst linkischem Wesen; als er feuerte, fiel ihm vor Angst das Gewehr aus der Hand, und fast wäre er vom

Pferde gefallen. Unbändiger Jubel und Klatschen der Zuschauer. Pldglicb richtet sich der Kunstreiter wieder hoch in die Höhe, die österreichischen Uniformstücke fallen ihm wie Lappen vom Leibe, und ein Grenadier der alten Garde steht da — aufrecht, in stolzer Haltung, mit wehendem Busche und kriegerisches Vertrauen in den männlich schönen Jüngen. Rasch und gewandt beginnt er ein Exercitium nach dem andern, immer schneller wird der Galopp des edlen Rosses, tiefe Stille herrscht, und die theilnehmenden Blicke des Publikums folgen dem kühnen Soldaten. Als er zu feuern beginnt, ist das Pferd im vollsten Rennen, und Schuß auf Schuß, Ladung auf Ladung, folgt dennoch so schnell auf einander, wie auf dem festen Sande des Exercierplatzes. Ein kühner Sprung bringt den Reiter zur Erde, während das im Schusse befindliche Pferd noch einmal die Bahn durchläuft, er verbeugt sich mit leichtem Anstand nach allen Seiten, und der donnernde, unermessliche Beifall der Zuschauer begleitet ihn.

Merkwürdig ist die treffliche Dressur der Thiere, die im Circus aufstreten — nicht bloß der Pferde, sondern selbst der wildesten Bestien. Ein Stück spielt in Indien, reichgekleidete Nabobs zu Pferd mit ihrem zahlreichen Gefolge ziehen über die Bühne; die Frauengemächer zeigen alle Schmuckheften und die ganze Pracht des Orients. Der Vorhang fällt, und

als er wieder aufsteht, hat sich die Scene geändert: wilder Wald, an dem Eingang einer Höhle liegt ein Löwe und eine Löwin ausgestreckt. Nur von Zeit zu Zeit erhebt der Löwe das Haupt, schüttelt die Mähne und läßt das feurige Auge über das lautlose Publikum weglaufen. Ein dumpfes Geräusch wird in der Ferne vernommen, die beiden Thiere erheben ihre Köpfe in horchender Stellung; der Lärm wird stärker, man hört ein Rufen vieler Stimmen, nahende Fußstritte — da erhebt sich der Löwe, dehnt und streckt seine Glieder, und auch die Löwin steht auf. Näher und näher kommt der Lärm — plötzlich stürzt ein Mann, mit der Eile eines Verfolgten, auf die Bühne und mitten zwischen die beiden wüthenden Thiere hinein. Bald erscheinen seine Verfolger mit Spießen und Schwertern in der Hand, ihn zu greifen — da widerthut der Circus von dem furchtbaren Brüllen der Thiere, die Bewaffneten stoßen nach ihnen mit ihren Spießen; sie richten sich in die Höhe zur Verteidigung und ihr Brüllen wird wahrhaft schrecklich. Endlich lassen die Verfolger ab und entfernen sich. Der Gerettete liebkost seine Retter; sie legen sich ruhig, wie wohl dressirte Hunde, zu seinen Füßen nieder; er setzt sich zwischen sie, spielt mit der Mähne des Löwen, und schläft endlich, wie ein durch große Anstrengung Ermatteter, auf dem Vordertheile des Löwen ruhend,

ein. Die Scene wechselt wieder; sie stellt einen Hochwald vor, Zuschauer stehen links und rechts, aus der Ferne tönt der Lärm einer Jagd. Näher und näher kommt das Geräusch, die Aufmerksamkeit der Zuschauer steigert sich. Jetzt flüchen Hirsche, Kama's, Strauße über die Bühne, hinter ihnen Jäger zu Pferd. Plötzlich erhebt sich das Geschrei: „der Tiger! der Tiger!“ Die Zuschauer stehen schauervoll. Ein, wie es scheint, noch junger Tiger bricht, von Jägern zu Pferd verfolgt, aus dem Walde, faßt mit einem Sprung einen fliehenden Knaben und reißt ihn zu Boden; aber sogleich läßt er ihn wieder los und setzt seine Flucht fort. — Die Kunst der Zähmung und Abrihtung der Thiere ist hier aufs Höchste getrieben. Zum Schlusse hielt Herr Martin, dem die beiden Löwen gehören, unter Musik einen feierlichen Triumphzug mit der Edwin über das Theater. Es ist inzwischen Mitternacht geworden, denn die Pariser wollen für ihr Geld viel sehen.

Paris, den 17. Mai.

Gestern haben wir dem Leichenbegängnisse des ehrwürdigen *Abbey de Vompres*, des *Reform* der liberalen Deputirten, angewohnt. Im Trauerhause sauden sich die *Coryphäen* der verschiedenen

benen politischen Nuancen zusammen. Odillon Barrot ist der Tochtermann des Verstorbenen. Die Politik ruht in diesem Lande nimmer, selbst am Sarge nicht. Herr Marraß, der bekannte Redacteur der republikanischen Tribune, geriet im Trauerhause mit Herrn Casimir Perier in eine lebhaft politische Controverse, griff schonungslos das System des 13. März an und sagte dem Minister-Präsidenten so derbe Wahrheiten ins Gesicht, daß dieser vor zurückgehaltener Wuth stammroth wurde. Man sah auf vielen Gesichtern umher die Verlegenheit über das rücksichtslose Benehmen des feurigen jungen Mannes, das freilich hier nicht am schicklichen Orte war. Gleichwohl hatten Viele ihre innerliche Freude daran. Herr F. D., einer der Proscribirten der Restauration, der sich während seiner Verbannung einige Zeit in Deutschland aufgehalten hatte, sagte zu mir voll Vergnügens: *Il a parlé comme un vieux Romain.*

Man sieht hier nicht das Ceremonieuse und Stiefte deutscher Leichenbegängnisse. Das Gefolge ist bunt wie das Leben, nicht kohlenschwarz wie der Tod. — Jeder, der will, schließt sich in seiner gewöhnlichen Kleidung an, wie ihn der Zug gerade auf der Straße trifft. Eine Abtheilung Nationalgarde mit gedämpften Trommeln zog voraus, dann folgte der Sarg, sofort die nächsten Verwandten

und Freunde des Verstorbenen, und an diese schloß sich, nicht Paarweise, sondern untermischt in der ganzen Breite der Straße an, was Lust hatte. An eine Rangordnung, an ein Absondern ist hier nicht zu denken; ich sah Boyer d'Argenson mitten unter Duvriers in ihren Bleusen gehen. Die ganze Länge der Boulevards, über die der Zug auf den Kirchhof des Pater La Chaise gieng, war links und rechts von Menschen besetzt, die in tiefer ehrerbietiger Stille die Leiche des Gerechten vorbeiziehen sahen, das Haupt entblößten und theilweise sich an den Zug angeschlossen. Am Grabe sprachen drei Redner, unter denen Lafayette war. An politischen Anspielungen fehlte es nicht; so oft sie das System der Regierung angriffen, ertönte ein lautes Bravo! der Zuschauer, die in dichten Haufen das Grab umdrängten und zum Theil auf Bäumen und Monumenten saßen. Stürmisch war das wiederholte: Vive Lafayette! als dieser Redner geendet hatte. Eine große Menschenmenge begleitete ihn bis zu seinem Wagen und unter tausendstimmigem Zujauchzen stieg er ein. Bon Casimir Perier und seinen Freunden nahm kein Mensch Notiz.

La bbey Pompiere's war einer der edelsten und einfachsten Männer, welche die an ausgezeichneten Menschen so reiche Epoche der französischen Revolution aufzuweisen hat. In Gesinnung und

Sitten Republikaner, verachtete er alles eitle Gepränge, den nichtigen Hochmuth der Aristokratie und den saden Pomp der Höfe. Dafür haßte ihn auch das feile Hofgefinde von ganzem Herzen — und dieser Haß geht, wie man weiß, immer und überall auf die schwachen Herrscher über, die zu gebieten glauben und doch nur allzuoft von den verächtlichsten Creaturen gegängelt werden. Da der Alterspräsident der Deputirtenkammer dem König die Adresse auf die Thronrede zu überreichen hatte, und da man vermeiden wollte, dieses unbeliebte Gesicht bei Hofe, zumal in einer so bedeutenden Funktion, sehen zu müssen, so sorgte man immer dafür, daß ein noch älterer Deputirter in die Kammer gewählt wurde, als Labbey Pompières war. Es fällt mir nimmer bei, wie dieser Ehrenmann hieß — einen Namen hatte er. Kurz, er starb zu ungelegener Zeit, und es fügte sich, daß Labbey Pompières Alterspräsident der Deputirtenkammer wurde. Das machte bei Hofe böses Blut, aber natürlich wurde doch gemessener Befehl gegeben, den Präsidenten der Volkskammer mit gebührender Ehrerbietung zu empfangen. Ein alter Mann im einfachen schwarzen Rock kommt zu Fuß in die Tullerien, tritt in die Vorhalle, zieht an der Treppe seine Filzschuhe aus und will hinaufsteigen. „Wer sind Sie, mein Herr?“ „Führt ihn der“

Schweizer barsch an. — „Der Präsident der Deputirtenkammer,“ erwiderte ruhig eine tiefe Stimme. Der erschrockene Sklave beugte sich schweigend. Noch mehrere: „Wer sind Sie?“ werden dem bescheidenen Wanderer auf seinem Gange in das Allerheiligste des Königshauses zugerufen. Die Antwort: „der Präsident der Deputirtenkammer,“ wirkte jedesmal wie ein Donner auf die feilen Sklavenseelen. — Das Volk in seiner Riesenkraft schlen vor seinem Präsidenten herzugehen und mit gewaltiger Faust die verschlossenen Gemächer der Wohnung des Despoten aufzustoßen. Wer will wider Gott und das Volk streiten — ein paar Jahre später lag ein Leichnam auf Carl's X. Throne!

Der Kirchhof des Pere-Lachaise gleicht einem Lustgärten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten. Das war er auch ursprünglich, als ihn der allmächtige Reichvater Ludwig's XIV. noch bewohnte. Welcher Wechsel der irdischen Dinge — hier, wo der verschmigte Jesuit einen der größten Staaten Europa's unter der Firma eines abergläubischen und schwachköpfigen Königs regierte und die Huldigungen der Großen des Reichs empfing, wo er mit dem holländischen Adel und Clerus seine Orgien feierte, während das arme Volk verhungerte — hier ist jetzt eine Wohnung der Todten. Es giebt in Frankreich

keine Jesuiten, keinen Adel mehr — ich höre die Stimme eines Propheten rufen: Siehe, der goldne Thron des Königs sinkt, und es ist kein Fürst mehr im Lande!

Die Begräbnißplätze sind hier theuer; zwei Metres Boden kosten gegen 500 Franken. Wenn man nur auf 6 Jahre kauft, so ist der Platz um vieles wohlfeiler. Es sind über 30,000 Monumente und Grabsteine auf dem Kirchhofe des Paters La Chaise. Wenn man die Inschriften liest, so erstaunt man über die Menge vortrefflicher Gatten, vortrefflicher Gattinnen, vortrefflicher Väter und Mütter, vortrefflicher Edhne und Töchter, die es auf der Welt giebt. Man darf sich nimmer wundern, daß so viele Laster im Leben herrschen, denn sämmtliche Tugenden scheinen sich auf den Kirchhof geflüchtet zu haben. Der Kirchhof enthält etliche fünfzig verschiedene Abtheilungen, und ist reich an herrlichen Monumenten und Denkmälern berühmter Personen. In der dritten Abtheilung ist das Grabmahl Abelards und Heloïsens in gothischem Geschmacke, das Alexander Lenoir im Jahr 1800 erbauen ließ, und das wirklich die Asche der beiden Liebenden enthält. In der achten Abtheilung ruht Regnault de Saint-Jean d'Angely, der seine Talente Napoleons Despotismus verkaufte, und den die Nemesis in den letzten

Jahren seines Lebens so hart dafür strafe — mit dem Tode ringend kam er aus der Verbannung zurück und starb an dem Tage, da sein Fuß seine alte Wohnung wieder betreten hatte. Ein Tag machte seinen Leiden, seiner Verbannung und seinem Leben ein Ende. In der zehnten Abtheilung wimmelt es von erlauchten Todten — da findet man Herzoge, Marquis, Grafen, Barone zu Duzenden. Mitten unter diesem nobeln Staube liegt ein gemeiner Flebejer — Meister Simon, Oberältester sämtlicher Fiaker der Hauptstadt. Das sind die gräßlichen Folgen der verdamnten Revolution — nicht einmal mehr im Tode kann man sich von gemeiner Asche absondern! In der 15ten Abtheilung ist das Grab Parny's, der durch seinen guerros des Dieux der Moral mehr Schaden gethan, als der Sache der Aufklärung und der Poesie genützt hat. Nicht weit davon ruhen die irdischen Ueberreste des berühmten Dichters Chenier und des gutmüthigen Saint-Pierre, der den ewigen Frieden und die allgemeine Entwaffnung träumte, die heute noch ein Traum sind. In der 21ten Abtheilung ist das Grab des unglücklichen Labedoyere, der, mit Rey, als ein Opfer des Ultraismus fiel. Auf seinem Grabsteine sieht man eine Wittve in Thränen schwimmend, ihre Arme gegen einen Knaben ausstreckend, der kaum die Winkeln verlassen hat, mit

der Umschrift: „Nur die Liebe zu meinem Sohn konnte mich im Leben zurückhalten.“ Es ist bekannt, daß Labedoyere's Gattin Ludwig XVIII. um die Begnadigung ihres Mannes ansuchte, die ihr, wahrscheinlich auf Antrieb der unversöhnlichen alten Aristokratie, unbarmherzig verweigert ward.

In der 21sten Abtheilung ruht Lanjuinais — einer der wenigen Staatsmänner, deren Charakter in ihrer ganzen politischen Laufbahn sich treu gebildet ist. Er zitterte weder vor dem Despotismus des Königthums, noch vor der Wuth des Volkes; fähig trat er den Uebertreibungen Robespierre's und dem Blutbuss Marats entgegen. Bonapartes monarchischem Streben machte er jeden Schritt republikanischen Bodens, den er gewinnen wollte, strittig. Als im Senat vorgeschlagen wurde, die Republik in ein Kaiserreich zu verwandeln, rief Lanjuinais unerschrocken aus: „Ihr wollt euch einen Herrn holen aus einer Insel, aus der die Römer keine Sklaven wollten!“ Unter allen Regierungen, die in Frankreich auf einander folgten, bekämpfte er den Mißbrauch der Macht — Friede seiner Nische!

In der nämlichen Abtheilung ist das Grab des Marschalls Kellermann und seiner Gattin. Nicht weit von dem Sieger von Balmv liegt der preußi-

sche Gesandte in Paris, Graf von Goltz — einer jener nutzlosen diplomatischen Gliedermänner, die man, mit Ordenssternen behängt, an fremde Höfe schickt, wo sie nichts zu thun haben und sich ihre einfältige und unnütze Repräsentation mit Gold aufwiegen lassen. Ein einfaches Grabmahl, um das vier Tannen gepflanzt sind, bezeichnet die Stätte, wo der Uzar des französischen Heeres, der furchtlose Ney ruht, der, der Sohn eines Kiezers von Saarlouis, sich vom gemeinen Husaren zum Marschall aufschwang. Der Denkstein hat die einfache Aufschrift: „Hier ruht der Marschall Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, gestorben am 7. December 1815.“ In der 35ten Abtheilung liegt Beaumarchais begraben, der Sohn einer geringen dürftigen Familie, der mit 40 Sous in der Tasche in die Welt trat und später der nordamerikanischen Republik, als sie ihr Joch abschüttelte, 40 Millionen lich. Die Gräber der Marschälle Davoust und Lefebvre sind in der nämlichen Abtheilung. Unweit davon ruht Massena, der seinen Kriegsruhm durch seine Habsucht besudelte. Wie viele berühmte Männer auf so engem Raume!

In der 38ten Abtheilung ist das schöne Monument, das Frankreich seinem edeln Bürger, dem General Foy, errichtete; es ist der Nation und ihres großen Deputirten würdig. Nachdem er auf dem

Schlachtfelde für das Vaterland sein Blut verspricht, erdnte zehn Jahre lang unermüdet seine patriotische Stimme auf dem Forum. Das Uebermaaß der Arbeit verzehrte seine Kräfte; seine starke Seele fühlte den Tod nahen, ohne ihn zu fürchten. „Ich fühle,“ sagte er wenige Stunden vor seinem Ende mit der Ruhe des Weisen, der auf ein wohl vollbrachtes Leben zurückblickt, „ich fühle eine zerstörende Gewalt in meinem Körper, die ihn vernichten will; ich bekämpfe den Riesen und kann ihn nicht besiegen.“ Als er seine letzten Augenblicke nahen sah, wollte er noch einmal Gottes reine Luft athmen und zum letztenmal in das Licht der Sonne blicken, aber erschöpft sank er in den Sessel zurück und sprach mit Ergebung: „Freunde, liebe Freunde, legt mich auf mein Bett — Gott wird das Uebrige thun!“ So endete Maximilian Foy im fünfzigsten Jahre seines Alters. Sein Grabstein enthält die einfache Inschrift: „Hier ruht er von seiner Arbeit und seine Werke folgen ihm nach.“

In der 40sten Abtheilung haben Voltaire und La Fontaine ein einfaches Grabmaßl. In der 51sten Abtheilung ruht Laffon — ein merkwürdiges Beispiel der Launen des Glücks. Der Mann, der Frankreichs Geschick in seinen Händen trug, starb im Elend und hinterließ nicht, wovon man ihn begraben konnte. Nicht weit davon ist

das Monument des berühmten Malers David; nur sein Herz ruht unter diesem Steine; er starb in der Verbannung und sein Körper liegt in fremder Erde. In der letzten Abtheilung ist dem Marsschall Suchet ein prachtvolles Monument errichtet.

Die meisten Inschriften der Leichensteine sind sad und unnatürlich, wie das überall der Fall zu seyn pflegt, denn wenn auch hie und da wahres Gefühl der Leidtragenden sie vorgeschrieben hat, so ist doch dessen Ausdruck meist in die Hände ungeschickter Nichtlinge gefallen, denn die höhere Dichtkunst glebt sich nicht zu Epitaphien her. Lachen mußte ich über ein Impromptu, das ein wichtiger Kopf mit Bleistift auf den Grabstein eines gewissen Herrn Molé, Rentier, der am 24. September 1823 gestorben ist, geschrieben hat:

Ci-gît, par son trépas,
Qui, l'aimant ici bas,
Pareux tuteur,
S'est un jour, par plaisir,
Expres laissé mourir,
Pour n'avoir rien à faire.

Eine andere Inschrift rührte mich durch ihre Einfachheit und ihr tiefes Gefühl — die eines unglücklichen Vaters, der sein einziges Kind verloren hat. Ich gebe sie hier in freier Uebersetzung:

So heimlich still hast du dir hier gebettet,
Mein einzig Kind, das mich an's Leben fettet!

So hart, so hart wird nicht der Himmel strafen.
 Es kann nicht seyn. O, Gott, ist's denn die Gruft?
 Wach auf, wach auf, dein armer Vater ruft,
 Noch nie, noch nie hast du so lang geschlafen.

Das ist der Ausdruck eines väterlichen Schmerzes, der an Wahnsinn gränzt. Ich konnte ihn ganz begreifen, denn auch ich hatte ein einziges liebes Kind in der Heimath gelassen — was wäre mein Leben ohne sein Daseyn! Der Mensch hat freilich noch höhere Pflichten, aber keine schönere Freuden, als die des Vaters sind.

Die Residenz des Herzogs von Orleans (jetzt Kronprinz von Frankreich), mit Garten und der umliegenden Gallerie wird das Palais-Royal genannt, worüber man vielfach im Auslande seltsame Begriffe hat. Der Cardinal Richelieu hat es erbaut und in seinem Testament Ludwig XIV. vermacht, der es während seiner Minderjährigkeit bewohnte, wo es dann den Namen Palais-Royal oder Königlichcr Pallast erhielt. Es gieng durch Schenkung an das Haus Orleans über und der Prinz-Regent hielt darin seinen wollüstigen Hof. Den eigentlichen Pallast bewohnt der Herzog von Orleans; der übrige Theil des unermesslichen Gebäudes ist vermietet. In diesen Theil des Gebäudes gelangt man durch die prachtvolle Gallerie Orleans. Vor wenigen Jahren noch war der

Eingang des Gartens vom Pallaste nur durch eine häßliche, malirte Gallerie von Holz geschieden, wo in engen Buden Buchhändler, Modenhändler und Schuhpußer neben einander ihr Wesen trieben und die Fremden pressen, so gut sie vermochten. Wegen der betrügerischen Raubsucht seiner Bewohner nannte man diesen Theil des Palais-Royal das Lager der Tartaren. Die Glatgallerie auf der Seite der Straße Richelieu heißt das Lager der Barbaren. In diesem engen und fortwährend vollgepfropften Durchgange darf man seine Taschen in Acht nehmen, denn die Taschendiebe üben hier häufig ihr verderbliches Talent. Auf beiden Seiten sind schlechte Cafferhäuser, Billards, in die niemals ein Tageslicht gedrungen ist, und Buden von Meubles und Kleiderhändlern. Unter dem Erdgeschoße befinden sich Grotten und Eslaminets, aus denen Musik ertönt, welche jeden Abend die unklugen Fremden und Einheimischen anlockt, wo sie darn ein Plante der Dentschensitzer und Ickerlichen Trinken werden, die in diesen unterirdischen Gemächern haufen.

Rund um den Garten des Palais-Royal, in dem die Gewässer des Courc Lano's einen Springbrunnen bilden, laufen Arkaden von mehr als einer Viertelstunde in der Länge, unter denen man bequem die Tour des Gartens machen kann. Unter diesen

Arkaden befinden sich die reichsten und glänzendsten Buden, wo man Alles haben kann, was der ungemeßene Luxus nur fordert. Jede Bude strahlt Nachts in einem Feuermeer und die Gänge werden noch übertroffen durch einige hundert Laternen erhellt. Hier hat die Mode ihr Hauptquartier aufgeschlagen, von dem aus sie die Hauptstadt und Frankreich regiert: kostbare Stoffe aller Art, Gold und Edelsteine, Meisterstücke aller Künste, prachtvolle Restaurationen und Caffeehäuser, wo tausend Lichter in hundert Wandspiegeln widerstrahlen, Buden, wo man Kleider vom feinsten Stoffe streng nach der Mode des Tags fertig findet, Wechselbureau, Gemäldehändler — kurz Alles, was die Laune eines Erdfuß nur wünschen und vergnügen kann. Unter dem Erdgeschoße sind Barkassen, Restaurationen, Caffeehäuser, Eskamotös und Wohnungen niederlicher Diener. Ueber den Arkaden befinden sich prächtige Restaurationen und Caffeehäuser, Billards, Spielhäuser u. s. w. Alle Sinne sind hier gereizt, alle Leidenschaften aufgeregt — in diesem Zaubergarten der Eise, wo Einheimische und Fremde aus allen Ländern zusammenströmen, welcher der Versammlungspunkt des denkenden Beobachters, des müßigen Neugierigen, des Lüßlings, der Verführten und Verführerinnen, der Betrüger und Betrogenen und der Tummelplatz jeder Frivolität geworden

ist. Gemelnes Treiben, das Jeden mit Ekel erfüllen muß, in dem noch ein Funken sittlichen Gefühls übrig geblieben ist!

Vom Caroussellplaze, der seinen Namen einem Turnier verdankt, das Ludwig XIV. auf ihm gab, kommt man an den Hof des Schloßes der Tuilerien, zu dem Catharina von Medici's den Grund legte. Philibert Delorme und Jean Bulant, Architekten der Königin, erbauten zuerst den Pavillon der Mitte, die beiden an ihn stoßenden Flügel und die auf beiden Seiten sich daran hängenden Gebäude. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. flankirte der Baumeister Du Cerceau diese Gebäude durch ein Bauwesen von corinthischer Ordnung, dessen colossales Wesen mit dem leichtem und feinen Style der ersten Erbauer eine in die Augen fallende Dissonanz bildet. Er vollendete den Bau durch die beiden ungeheuren Pavillons Flora und Marsan, die jetzt das Gebäude vervollständigen.

Der Garten der Tuilerien hat einen Umfang von 67 Morgen. Vom Pavillon der Mitte läuft eine große Allee durch die ganze Länge des Gartens durch, in der sich auf einem freien Plaze ein prächtiger Springbrunnen befindet. Rund um den Garten laufen Terrassen, von denen man auf den

Platz Ludwigs XV. und die elysäischen Felder gelangt.

Man kann keine allgemeine Zeichnung vom Charakter des Parisers geben; er ist eben so verschieden, als die bürgerliche Stellung der Bewohner dieser Hauptstadt. Der Ton der vornehmen Gesellschaft ist fein und abgeschliffen; in der Mittelklasse findet man viele Treuherzigkeit und zum Theil ausgebreitete Kenntnisse. Das geringe Volk, das von seiner Hände Arbeit lebt, ist fleißig, aber in der Regel nicht sehr öconomisch. Was diese Leute, die Woche über mit saurem Schweiße verdienen, vergeuden sie gewöhnlich am Sonntag auf einmal, ohne an die Zukunft ihrer Familie und an die Gebrechlichkeiten ihres eigenen Alters zu denken.

Eben so verschieden ist der Anblick der Hauptstadt und die Lebensweise ihrer Bewohner in den verschiedenen Quartieren. Während in den Bezirken, wo die Reichen und Vornehmen wohnen, noch tiefe Stille herrscht, während selbst der Handwerksmann von den Arbeiten des vorigen Tages sich noch im Arme des Schlummers erholt, ziehen bei dem Schmelzen der halb erloschenen Laternen schon 6000 Landleute mit ihren mit den Produkten des Feldbaues beladenen Wagen in die Stadt. Ein nächtlicher Markt beginnt, auf dem sich die Detailhändler für die Bedürfnisse des Tags versorgen. Bald darauf folgt ein langer

Wagenzug, mit Butter, Eiern, zahmem und wildem Geflügel aller Art beladen. Mit Andbruch des Tages kommen die leichten Fuhrwerke der Milchmädchen; ihnen folgen die schweren Frachtwagen, welche Waaren aller Art in die Hauptstadt bringen; elegante Dilligencen durchkreuzen sich, welche nach allen Weltgegenden Reisende abführen. Um sechs Uhr öffnen sich alle Werkstätten; zu gleicher Zeit gehen die Kaufläden auf. Um acht Uhr ziehen die Studenten in ihre Hörsäle; um dieselbe Stunde empfangen die Advokaten und Notare ihre Klienten im Heiligthum ihrer Cabinette. Um neun Uhr füllen sich die Gerichtssäle mit Klägern, Beklagten, Advokaten und Zuschauern. Langsam geht die in den gemerhsamen Theilen der Stadt mit Tagesanbruch begonnene Bewegung in die Gegend des Palais-Royal und der Chaussee d'Antin über. Um zehn Uhr begeben sich die Staatsdiener, gemächlichen Schrittes, in ihre Cancleien, und die Banquiers und großen Handels-Herrn setzen sich an ihren Pult, um die um zwei Uhr auf der Börse zu machenden Geschäfte zu überdenken und zu ordnen. Die allgemeine Thätigkeit dauert bis vier Uhr — dann schließen sich die Cancleien, die Gerichtshöfe, die Comptoirs, und alle wichtigen Geschäfte haben ein Ende. Jetzt tritt die Zeit der Ruhe und des Vergnügens ein. Der wohlhabende

habende Bürger speiset mit seiner Familie zu Mittag; die Reichen fahren in ihren glänzenden Equipagen zu kostbaren Gastmahlen, deren Luxus durch die Langeweile nicht selten aufgewogen wird. Die Fremden und Hagestolzen drängen sich in die Restaurationen und Speisehäuser. Nach dem Mittagessen füllen sich die Caffeehäuser und Theater bis gegen Mitternacht. Nun begibt sich der gemüthliche Bürgermann zur Ruhe, während der Lärm der Equipagen der vornehmen Welt, die von einem jämmerlichen Vergnügen zum andern fliehet, weil sie den Genuß nicht kennt, den mäßige Arbeit und die Uebung der Wissenschaften gewährt, noch die einsamen Straßen erfüllt.

Graf L..., portugiesischer Pair, dessen ich bereits erwähnt, besuchte uns vor einigen Tagen. Wir erhielten von ihm viele interessante Aufschlüsse über Don Miguel, dessen Adjutant er war, und die Verhältnisse in Portugal. Don Miguel ist ein grausamer Knabe, wie Nero. Die Priesterspartei ist die hauptsächlichste Stütze seiner Regierung. Er verfolgt den Adel und die Mittelklassen und stützt sich auf die Hefe des Pöbels, der ganz unter dem Einflusse der Geisteslichkeit steht. Nur ein Theil des Militärs ist ihm ergeben, und das Gefindel, das ihm anhängt, hat keinen wahr-

ren Muth; Graf T... ist daher der Meinung, daß eine nur geringe, aber wohl organisirte bewaffnete Macht leicht im Stande wäre, ihn von seinem Throne zu stürzen. Don Miguel, der gar keine Erziehung genossen hat, entbehrt alles sitzlichen Geschicks und nur der grasseste Aberglauben der römisch-katholischen Kirche kann Zugang zu seiner fast thierischen Seele finden. Einen Beweis davon liefert die Geschichte der schauerhaften Ermordung des Marquis Louis, die uns T... mittheilte. Im geheimen Rathe der niederträchtigen Königin Mutter und ihres nichtswürdigen Sohnes war die Entthronung des alten schwachen Königs beschlossen worden. Man suchte für diesen schändlichen Plan dem Marquis Louis zu gewinnen. Als dieser darauf nicht nur nicht einging, sondern sogar drohte, die Sache dem König zu eröffnen, wenn man nicht alsbald davon abstehe, stellte man sich, als ob man seinen Gründen nachgebe, aber von dieser Stunde an war sein Tod beschlossen. Don Miguel hat nicht, wie vielfach behauptet wird, an seiner Ermordung verfluchten thätigen Antheil genommen. Graf T... war um Don Miguels Person, als der Mord geschah. Zu seiner Verwunderung sah er zu ungewohnter Stunde vor dem Muttergottesbilde Wachskerzen anzünden und den Prinzen knieend sein Gebet mit mehr als gewöhnlichem Eifer ver-

richten. Diese religiöse Uebung mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben, als ein Vertrauter erschien und dem Prinzen halb freudig, halb verkört, etwas in's Ohr flüsterte. Hierauf kniete Don Miguel aufs Neue vor das Bild der heiligen Maria und verrichtete abermals sein Gebet. Kurz darauf wurde die Ermordung des Marquis Loulé im Pallaste ruckbar. Das erste Gebet des grausamen und abergläubischen Tyrannen war eine Bitte an die heilige Jungfrau gewesen, dem verruchten Werke der Finsterniß ihr Gedeihen zu schenken, das zweite Gebet war eine Dankagung dafür, daß sie es wohl habe gelingen lassen.

Graf I.... wurde bei Don Miguel des Liberalismus verdächtig, und er beschloß mit seinen Vertrauten, ihn verhaften und in's Gefängniß werfen zu lassen. Ein Freund in der Umgebung des Tyrannen verrieth dem Grafen den gefaßten Beschluß, als er eben, ohne Arges zu ahnen, sich in den Pallast begeben wollte. Es war keine Minute Zeit zu verlieren, er warf sich auf sein schnellstes Roß und eilte im Fluge den Ufern des Tago zu, wo er an Bord eines englischen Kriegsschiffes Zuflucht und Schutz fand. Der Tyrann ließ ihn sogleich in die Acht erklären und seine Güter einziehen. Es ist ein Glück für ihn, daß er in Portugal noch reiche Verwandte und, wenn ich mich recht erinnere, eine

noch am Leben befindliche Mutter hat, die ihn mit Geld unterstützen, sonst müßte er im Auslande darben, wie so viele seiner verbannten Landsleute. Er brachte mehrere derselben zu uns, unter andern den gewesenen Finanzminister unter den Cortes, auf dessen Namen ich mich im Augenblicke nicht besinnen kann. Auch den bekannten spanischen Obrist Waldeß lernte ich in seiner Gesellschaft kennen; er ist ein unternehmender Soldat, aber ohne höhere Einsichten und Fähigkeiten, ein bloßer Haubegen, der durch seinen Mangel an Umsicht und seinen Ungeßüm den besonnenen Mina im Spätherbst 1830 wider dessen Willen zu dem äbel berechneten und verfehlten Einfall in Spanien harrte.

Don Miguel hat gar keine Erziehung genossen; er kann nicht einmal, oder doch kaum, lesen und schreiben; von einer Kenntniß anderer Sprachen, als der portugiesischen, ist ohnedieß keine Rede. Ein paar französische Worte hat er auf seiner Reise aufgeschnappt. Dieß bestätigte mir, was ich von meinem Bruder von Don Miguel erzählen hörte. Als Don Miguel auf seiner Reise nach Wien über U. kam, machte ihm mein Bruder mit den Offizieren seines Regiments die Aufwartung. Der Prinz war in sichtbarer Verlegenheit und wußte nichts zu reden. Er hatte am Morgen dieses Tages das sehendwerthe

Münster dieser Stadt in Augenschein genommen und, um doch etwas zu sagen, wollte er von diesem Gegenstande reden und begann stotternd: Voir...vû...vû..... l'église protestante. — La cathédrale, mon prince, berichtigte mein Bruder. — Oui, oui, la cathédrale, wiederholte Don Miguel mit Heftigkeit — und dieß war die ganze Unterredung.

Bei einem unserer Streifzüge durch die Stadt brachte uns der heitere Himmel auf den Gedanken, nach Montmorency zu fahren, um dort der schönen Aussicht zu genießen. Wir stiegen am Thore Saint-Denis in einen Coucou. Während in Saint-Denis der Führer des Coucou, der hier wohnbar ist, umspannte, gingen wir in die Kirche der alten Abtei, die den Königen von Frankreich zur Begräbnißstätte dient. Sie ist von den Verwüstungen der Revolution wiederhergestellt und die Gebeine Ludwig's XVI. und Marie Antoinettes sind hier beigesetzt worden. Der Hauptaltar der Kirche ist überreich geschmückt und in der Sakristei hängen schöne Gemälde. In den alten Gebäuden der Abtei wohnen jetzt Töchter unbemittelter Mitglieder der Ehrenlegion, die hier auf Kosten des Staats erzogen werden. In Saint-Denis wird jedes Jahr ein sehr bedeutender Schafmarkt gehalten, der vierzehn Tage dauert.

Wir stiegen zu Montmorency in dem berühmten

Gasthof zum weißen Roß ab. Sogleich ritten die
 Pferdvermiet'her aus ihren Schuppen herbei und
 Jeder pries redselig die guten Eigenschaften seines
 Thieres an. Man bezahlte einen Franken für die
 Stunde Zeit. Fährer voran gleng es im Galopp
 in die Schatten des herrlichen Kastanienwaldes.
 Es wimmelt hier an schönen Tagen von fremden
 Besuchern; wir hatten bald einige Partihien über-
 holt, bei denen es langsamer ging, weil sich Damen
 zu Esel dabel befanden. Auf der Höhe schöpft man
 eine sehr reine Luft und hat die Aussicht in ein
 lachendes Thal. Im Rückwege besuchten wir
 Rousseau's Einsiedelei. Hier in dieser schönen
 freien Natur hat der große Philosoph seine Heloise
 geschrieben, und in dem abgelegenen Ermenonville
 hat er, der Menschen und des Lebens überdrüssig,
 zum letztenmal das Licht der Sonne erblickt. Wenn
 fallen hier nicht Schillers gefühlvolle und treffende
 Gedanken ein:

Monument von unsrer Zeiten Schande,
 Wo'ge Schmachtschrift deiner Mutterlande,
 Rousseau's Grab, gegräbet seist du mir!
 Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
 Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
 Fried' und Ruhe sandst du hier.

Die Umgebungen von Paris kündigen das De-
 seyn und den Luxus einer großen Hauptstadt an.

Die Dörfer an den lachenden Ufern der Seine und dem blühenden Gestade der Marne, die Hügelkette, die von ferne die Stadt beherrscht, sind mit prachtvollen Schlössern und schönen Landhäusern bedeckt. Die Gehölze von Vincennes, von Meudon, Romainville und Saint-Germain, überaß von schönen Wegen durchschnitten, laden zum einsamen Spaziergang ein. Und welche geschichtliche Erinnerungen wecken diese Umgebungen nicht! Argenteuil, wo die gefühlvolle Heloise ihren Schmerz in den Mauern eines Klosters vergrub; die Ebene von Saint-Denis, der Schauplatz der mörderischen Schlachten der Ligue, die Höhen von Charonne, wo der große Turenne gegen die Fronde und ihren Feldherrn, den großen Condé, kämpfte, die Eiche in dem Vincennes Walde, wo der heilige Ludwig unter freiem Himmel seinem Volke Rechte sprach; der Montmartre, wo Heinrich IV. seine aufrührerischen Unterthanen, die der Hunger aus der belagerten Hauptstadt trieb, liebreich aufnahm und speidte; Grenes, wo der gerechte d'Aguesseau den Abend seines Lebens unter den Blumen seines einfachen Gartens beschloß; Plory, wo die geistreiche Sevigné, im einsamen Schatten der Wälder irrend, ihre besten Briefe schrieb, und in letzter Zeit ganz Europa in Waffen, vor Frankreichs Hauptstadt liegend, und der Wald von Bondi, die Höhen von Charonne, von Belleville von

Montmartre vom Blute der Streiter geröthet, die das beleidigte Nationalgefühl bis von den fernen Bergen des Caucasus und den beideiten Ufern der Newa her auf dieses Feld des Todes gerufen hatte, unter den Mauern der erkaunten Hauptstadt im letzten Kampfe das Schicksal der Welt zu entscheiden!

Am letzten Sonntag war endlich, vom schönsten Wetter begünstigt, die große Revue der Nationalgarde, die schon am Philippstage hatte gehalten werden sollen. Das Marsfeld, dessen Umgebungen mit tausend Zelten, Boden und Tischen im Freien umgeben waren, glich einem großen Lager. Welch unermesslicher Anblick! Im innern Räume 80,000 Bürger einer Stadt unter den Waffen, das Wogen der wehenden Bänder, das Blitzen der Gewehre, das Flattern der Fahnen, die kriegerische Musik der anrückenden Schaaren, Tausende dreifarbigter Klagen von den Gezelten wehend, hunderttausend Zuschauer jeden Schuh Landes der Erhöhung des Marsfeldes bedeckend! Ein Kanonenschuß gibt das Zeichen — und tausend Trommeln wirbeln zumal, die Bürger, die sich aus den Gliedern entfernen haben, um unter den Zelten zu trinken oder mit ihren Angehörigen zu sprechen, in ihre Reihen zurückzurufen. Die Schaaren stehen geordnet, der Donner der Kanonen verkündigt die Ankunft des Königs, der an der Spitze eines glänzenden Stabes

heranrückt. O Ludwig Philipp, du bestest der Republiken, warum bist du kein Bürgerkönig geblieben? Noch nicht zehn Monate — und die Revolution ist bereits vergessen, sie ist nichts weiter mehr, als ein événement. Die Camarilla hat gesiegt, und auf dem Wege der Quasilegitimität eilt man mit starken Schritten dem System der Restauration zu. Ist denn das Königthum unversesserlich und will es durchaus Europa republikanisiren? Kein Bürgerkönig haust mehr im Palais-Royal, sondern ein Hof, wie alle Höfe sind, und bereits wird das Schloß der Tuilerien zur Aufnahme des quasilegitimen Monarchen in Stand gesetzt — wie lange er da wohl residiren wird! Schulmeister in Reichenau braucht er nimmer zu werden, denn es ist hinreichend dafür gesorgt, daß er am jüngsten Tage des Königthums die nöthigen Fonds zu seinem standesmäßigen Unterhalt in fremden Ländern finde. O, Thorheit ohne Gleichen! Europa's Schicksal war in Ludwig Philipp's Hand gegeben — mit dem Bürgerthum hätte sich das Königthum noch Jahrhunderte in Europa halten können; jetzt können wir die Ankunft der Republik nach Jahren berechnen, und Frankreichs eifältige Quasilegitimität wird alle Throne Europa's in ihren Fall mit sich hinabziehen. O, über diese Halbheit der Politik dieses Juste-Milieu, das den Lehren der Geschichte zum Trotz nicht begreifen will, daß in Europa nur

ein System herrschen kann — entweder das der Freiheit oder das der Knechtschaft!

Es war Alles lau an diesem Feste, das ein Nationalfest — die Feier des Namenstages eines Bürgerkönigs — sein sollte. Mattes Rufen: Es lebe der König! Nirgends eine Spur von Enthusiasmus! Ich sah ihn die Reihen auf- und abreiten und h. kam Langeweile. Als Ludwig Philipp in unsere Nähe kam, glaubte ich auf seinem Gesichte zu lesen, daß er sich nicht besser amüsire, als wir. Inzwischen waren wir, für den Augenblick wenigstens, glücklicher, als der König der Franzosen, denn während er noch peinvolle Stunden der Musterung und des Defilirens vor sich sah, labten wir uns an dem mit Speise und Trank reichlich gefüllten Korbe einer wohlbeleibten Pariser Bürgerfrau, die im nämlichen Pavillon mit uns saß und uns höflich zu ihrem Déjeuner à la fourchette eingeladen hatte. Während wir in der Arbeit eines behaglichen Kauens begriffen waren und von Zeit zu Zeit die Speisen mit einem Glase Burgunder hinabspülten, kam der dicke Eheherr der Dame, der inzwischen in den Reihen der Nationalgarde figurirt hatte, leuchtend und schwitzend heran und erhielt über die Schranken hin, *comme pour l'amour de Dieu*, etwas Speise und Trank herabgereicht.

Paris ist eine große Stadt, weßwegen es darin mehr Spießbürger gibt, als anderwärts!

Am unergründlichen Magazin und nimmer leeren Flaschenkorbe unserer guten und freuntlichen Wirthin, die sich eine Ehre daraus machte, Messieurs les Allemands zu bewirthen, konnten wir die Zeit des Defillirens mit philosophischer Ruhe abwarten. Die Unterhaltung, in die sich einige halbgewachsene Lämmel mischten, welche Brüder oder Verwandte der noch ziemlich jungen Dame seyn mochten, war für uns nicht minder belustigend. Ein Fragment derselben, wie es mir gerade beifällt, mag hier am Platze seyn: Du quel pays de l'Allemagne êtes vous, Messieurs? — Aus dem Adnigreich Würtemberg. — Ah! jo sais, siel einer der badauds selbstgefällig ein, c'est tout à fait dans le Nord de l'Allemagne, entre Berlin et Koenigsberg. — Im Gegentheil, mein Herr, wir sind Süddeutsche, nahe am Rhein und haben die Ehre, Frankreichs Nachbarn zu seyn. — Ah! Oui, oui! Pardonnez moi, il y a tant de royaumes et de principautés dans cette &c... cette Allemagne, qu'un étranger à bien de la peine à s'y orienter. C'est donc un royaume ce pays de Wurtemberg? — Comment s'appelle t'il votre roi, est il jeune, est il vieux? siel die Dame ein. — Er heißt Wilhelm und ist noch jung genug, die Damen zu

lieben, erwiderte ich mit einem Wackling und sprechenden Blicke gegen das hübsche Weib. — *Je n'ai jamais entendu parler de ce roi de Wurtemberg*, plägte ein anderer der halbgewachsenen Simpel, unsern württembergischen Nationalstolz nicht wenig beleidigend, heraus. — *Om!* erwiderte mein Freund empfindlich, unser König ist gleichwohl im Jahr 1814 an der Spitze seiner siegreichen Truppen in Ihrer Hauptstadt elingezogen, und das sollte doch den Herrn Franzosen noch im Andenken seyn. — Nullement, erwiderte er mit höchster Gleichgültigkeit, nous ne savons ici quo des Russes, des Prussiens et des Allemands. Est-ce que votre roi est général d'une de ces puissances? — Er ist Herr in seinen Staaten und General seiner eigenen Armeen, versetzte ich und brach das Gespräch kurz ab. — Diese Skizze hat keinen andern Zweck, als durch ein anschauliches Beispiel zu zeigen, wie wenig die Franzosen Deutschland kennen und wie weit sie überhaupt in geographischen Kenntnissen noch zurück sind.

Der Enthusiasmus der Nationalgarde für den Bürgerkönig schien mir nicht sonderlich groß zu seyn. Man merkte dem Rufe: *Vive le Roi!* an, daß er mehr offizieller Natur, als von Herzen kommend und zu Herzen gehend sey. Nur bei einigen Legionen erhubte er wiederholt und erschien als der frei-

willige Ausdruck der Gesinnung. Ein Theil der Nationalgarde der Banlieue, welcher noch nicht uniformirt ist und in Blousen aufzog, machte keine freundliche Miene, und ein Hauptmann derselben weigerte sich sogar mit den Worten: Je ne serai pas les honneurs à cet homme là! den König zu salutiren. Er wurde freilich auf der Stelle abgesetzt, aber das ändert den Geist nicht, als dessen Repräsentant er aufgetreten ist. Daß die Artillerie der Nationalgarde dem Julius-Königthum abhold und meist republikanisch gesinnt ist, weiß der Hof so gut als die Stadt, und sie wird deßhalb auch von der Regierung mit mißtrauischen Blicken bewacht. Cavaignac, der bekanntlich in öffentlicher Sitzung des Aßisenhofes mit loblichem Freimuth erklärt hat, daß er ein Republikaner sey, ist Hauptmann in der Artillerie der Nationalgarde; ich sah ihn bei Pabey-Pompière's Leichenbegängniß, er ist ein schöner Mann von ansehnlichem Wuchse.

So wie eine Legion die Musterung passiert hatte, löste sie sich wenigstens zur Hälfte auf, indem die Bürgersoldaten den Gezeten und Buben zuwießen, um sich durch Spiße und Trank gütlich zu thun. Als die Legionen, wenn ich nicht irre, in halben Compagnien defilirten, glaubte ich bei manchem Zuge die Nachwirkungen des Zeichens noch wahrzu-

nehmen, denn sichtbar schwankte der Schritt und das Allignement ging oft bedeutend verloren. Desto kräftiger wurde aber *Vivo le Roi!* gerufen — es war die Begeisterung des Weines, die zufällig einen König auf ihrem Wege traf, und eben so gut auch eine Republik hätte finden können. Der liebe Zufall ist doch ein mächtiger Herr!

Vor einigen Tagen wurde bei Boyer d'Argenson gestritten, ob die Nationalität der Völker auf der Basis einer gleichen Sprache erbaut werden müsse oder nicht. Zu meiner Verwunderung war Boyer d'Argenson für den Grundsatz der Gleichartigkeit der Sprache, was ich kaum von einem Franzosen erwartet hätte. Ich stritt unter der entgegengesetzten Fahne und suchte durch Beispiele zu beweisen, daß die Durchführung dieses Grundsatzes, wenn auch theoretisch wünschenswerth, doch in der Praxis unmdglich sey, und daß bei einer neuen Territorialeintheilung Europa's viel wichtigere Fragen, als die der Absenderung der Völker nach Sprachen, in Betracht gezogen werden müssen. So z. B. sagte ich: „daß ich durchaus keinen Werth darauf lege, die deutschen Volksstämme auf dem linken Rheinufer mit Deutschland verbunden zu sehen, wenn ihr Interesse und ihre Wünsche sich zu einer Verbindung mit dem französischen Reiche hinneigen. Wenn einmal alle Staaten Europa's

gleich frei sind, so ist es für die einzelnen Volks-
 stämme wohl ziemlich einerlei, zu welchem gesell-
 schaftlichen Verbande der großen europäischen Fa-
 milie sie gehören. Welt wichtiger ist es für Deutsch-
 land, daß es auf dem Congresse der Völker eine
 bedeutende Strecke Küstenland zugetheilt erhält, um
 dadurch sich eine Marine, Seehandel, Colonien
 gründen zu können. Wenn man demnach Holland
 mit Deutschland vereinigen wollte, so würden wir
 gerne dafür die Rheinprovinzen des linken Ufers
 fahren lassen. Portugal und Spanien müssen ihrer
 geographischen Lage nach in einen Staat vereinigt
 werden, obgleich ihre Sprache nicht die gleiche ist.
 So herrscht ja selbst in Frankreich nicht durchgängig
 die gleiche Sprache. Des so verschiedenartigen Pa-
 tois, das man kaum französisch nennen kann,
 nicht zu erwähnen, so haben die Franzosen ihre
 deutschen Provinzen und die Bretagne, deren Spra-
 chen beide mit dem Französischen nicht das Ge-
 ringste gemein haben.“ Der Streit endigte sich, wie
 alle Diskussionen dieser Art zu enden pflegen —
 Jeder blieb bei seiner Meinung. Boyer d'Au-
 gen son äußerte, daß er über diesen Gegenstand
 reiflich nachgedacht habe; er setzte uns aber die Res-
 ultate seines Forschens nicht näher auseinander.
 Ein großer Kopf ist er nicht, aber einer der edels-
 ten und rechtsichsten Männer, die ich je habe ken-

neu lernen. Es giebt kein Herz, das wärmer für die Menschheit schlägt, als das seinige; er ist sehr reich und hat schon große Summen für die Sache der Freiheit geopfert, freilich nicht immer am zweckmäßigsten, denn ich weiß, daß mehrere Bagabunden des Liberalismus seine Herzensgüte mißbraucht und lange auf seine Kosten gelebt haben. In seinem Hause herrscht die Einfachheit und der vertrauliche Ton des Republikanismus. Er hat mehrere deutsche Bediente — Elsässer, die wahrscheinlich von seinen dortigen Gütern stammen. Von irgend einer Etikette oder Ceremonien ist in diesem Hause gar keine Rede. Wir treten in den Hof und fragen den guten alten Elsässer, der hier gerade dieses oder jenes thut: „Ist der Herr zu Hause?“ — Ja, ist in seiner Mundart die Antwort, gehen Sie nur in den Salon; er ist im Garten, ich will's ihm sagen. — Dover d'Argenson lebt unter seiner Dienerschaft, wie ein Vater unter seinen Kindern, und gewiß, er wird deshalb nicht am schlechtesten, wenigstens am herzlichsten bedient.

Der Bojar speiste mit uns im Hôtel de France. Er erzählte uns eine Unterredung, die er mit Pozzo di Borgo über die griechischen Angelegenheiten gehabt. Es war von der falschen

Polini

Politik die Rede, die Capo d'Istria in Griechenland befolgt. Der Bojar schildert uns Capo d'Istria, den er persönlich kannte, als einen herrschsüchtigen und hinterlistigen Mann, und versicherte, daß Pozzo di Borgo diese Ansicht theile. Der hochfahrende Geist der Palikaren und ihrer Führer, meint er, sey nicht so beugsam, sich der Willkühr eines Diplomaten zu fügen, und das Benehmen gegen den alten würdigen Pietro Bey, der sein Vermögen und sein und seiner Verwandten Leben für die Freiheit eingesetzt, habe in Griechenland allgemeine Entrüstung erregt. Pietro Bey sey zwar ein schlichter alter Mann ohne andere, als die kriegerische Erziehung seines Landes, aber seine Opposition werde von jungen Liberalen geleitet, welche in Frankreich mit den Wissenschaften und der Politik vertraut geworden seyen. Die Willkühr, mit der sich Capo d'Istria über alle Wünsche stelle, könne demnach nicht lange haltbar seyn, und Pozzo di Borgo fürchte selbst, daß durch eine Reaction in Griechenland das russische Interesse sehr gefährdet werden könne. Ich hatte bis dahin eine bessere Meinung von Capo d'Istria's Charakter und Fähigkeiten gehabt und das freilich willkührliche und strenge Verfahren desselben auf Rechnung der politischen Nothwendigkeit geschrieben, da bei einem noch halb barbarischen Volke,

wie die Griechen sind, sonstige Mittel nicht anzuwenden. Ich führte diese Gründe zu Capo d'Istria's Verteidigung an, der Hojar wollte sie aber nicht gelten lassen; er kenne, sagte er, den griechischen Charakter besser, und wenn diese Volksthe der Willkür noch länger befolgt werde, so sey eine Krise in Griechenland unvermeidlich *).

Paris, den 3. Junl.

Die Einwohner von Paris zeigen viele Theilnahme für die Sache der Polen. Der Enthusiasmus der Jugend kennt in dieser Beziehung keine Grenzen, und wenn es nicht so schwierig wäre, nach Polen zu gelangen, so würden Tausende junger Männer diesem Heldenvolke zu Hülfe ziehen. Der Pariser Spießbürger liebt die Polen auch, aber natürlich noch mehr, wie die Philister überall pflegen. Diese spießbürgerliche Selbstsucht ist der Krebsgeschaden der jetzigen Periode, und die Regierungen wissen sie trefflich zu ihrem Vortheile auszunutzen. Ihr drittes Wort ist hier, wie bei uns:

*) Er hat Recht gehabt — Capo d'Istria mußte das willkürliche Verfahren gegen den alten Bey von Kaina mit dem Leben büßen.

Anarchie, Herrschaft des Übels, Mord, Raub, Plünderung. Der Philister erschrickt und läßt die Aristokratie nach wie vor ihr Wesen ruhig treiben. Sie wird dadurch sicher werden und Alles nach und nach wieder in das alte Geleise zurückzuführen suchen. An dieser Klippe wird sie aber scheitern und dem Untergang finden, denn so abgespannt sind doch die französischen Philister nicht, daß sie sich eine dritte Restauration gefallen lassen.

Wir erhielten vor etwa 14 Tagen bei M a u g u s t i n die erste Nachricht von D w e r n i a l l ' s gezwungenem Ueberstritt auf das österreichische Gebiet. M a u g u s t i n hofft nichts von der Regierung Ludwig Philipp's weder für die Sache der Polen, noch für die Freiheit irgend eines andern Volkes. Ihr System ist das der vollendeten Selbstsucht. Von dem Volke emporgehoben, verläugnet sie ihren Ursprung, und statt sich auf das Volk zu stützen, steht sie zu den Füßen der europäischen Legitimität um die Aufnahme in den heiligen Bund der Könige. Das System des 13. März ist vom Hofe ausgegangen und schon unter La Fayette befolgt worden, nur nicht in der Ausdehnung, die ihm Casimir Perier gab, seit er das Ruder ergriffen hat. Ludwig Philipp spielte den Bürgerkönig nur so lange, bis er fest auf seinem Throne zu sitzen

glaubte — dann wurde der quasi-legitime Schild aufgehängt, um sich mittelst desselben nach und nach in das Heiligthum der europäischen Legitimität einzuschleichen. Die belgische Revolution hat Ludwig Philipp's Regierung nicht ungerne gesehen, aber nicht aus Liebe für die Freiheit der Völker, sondern weil durch die Eroberung Belgiens von Holland der verwundbarste Theil der französischen Gränzen besser gedeckt wird. Frankreich wird daher nie dulden, daß eine fremde Macht ihren Fuß nach Belgien setze. Eben so wenig wird es zugeben, daß eine österreichische Armee die piemontesischen Gränzen überschreite, und obwohl die Länder am Rheine, wie Baden, Hessen, Württemberg, zum deutschen Bunde gehören, so würde doch die französische Regierung um ihres materiellen Vortheils willen schwerlich gestatten, daß Oesterreich oder Preußen, selbst mit Einwilligung der betreffenden Regierungen, am Rhein oder auf dem Schwarzwalde, an den offenen Gränzen der Schweiz, festen Fuß fassen. Wo hingegen durch den Untergang der Freiheit das Daseyn und Bestehen der Regierung Ludwig Philipp's nicht in unmittelbare Gefahr kommt, wie durch die Einmischung der Oesterreicher in der Romagna und durch das schändliche Neutralitätssystem Oesterreichs und Preußens, das

Polen mehr noch, als die Waffen der Russen, den Untergang bringen kann, bleibe sie vöthig gleichgültig, weil sie keine Sympathie für die Freiheit der Völker fühlte, und weil sie ohne Zweifel Frankreich gerne selbst seine Freiheit nehmen würde, wenn es ihr möglich wäre, ohne Verfassung zu regieren. Lafayette ist ein Mann vom edelsten Herzen, aber er hat in seinem Leben mehr politische Fehler gemacht, als er vor dem strengen Richterstuhl der Geschichte wird verantworten können. Die größte politische Beschränkung hat er aber darin bewiesen, daß er die Krone Frankreichs, die er in seinen Händen hielt, auf ein Haupt setzte, das aus einer legitimen Familie entsprossen und mit sämmtlichen europäischen Regentenhäusern durch die Bande des Bluts verknüpft ist. Durch diese einzige Handlung hat Lafayette bewiesen, daß er ohne Nutzen durch 40 Jahre der Revolution gegangen ist. Hätte Lafayette irgend Menschenkenntniß, so mußte er den Charakter Ludwig Philipp's, den er doch so lange beobachtet konnte, genauer kennen und wissen, was von ihm für Frankreichs Freiheit und Wohlfahrt zu erwarten war. Bei allem guten Willen aber könnte Ludwig Philipp doch kein Bürgerkönig bleiben — ein Mann, der selbst legitim ist, eine legitime Gattin und lauter legitime Verwandte hat. Wollte nun Frankreich durchaus einen König haben,

wie die Juden, so hätte der alte französische Samuel besser daran gethan, ihm einen Saul aus dem Volke zu geben. Eine provisorische Regierung mußte ein auf dem ausgedehntesten Wahlrechte ruhendes Wahlgesetz erlassen, die Pairskammer abschaffen, die wahren Vertreter des Volkes einberufen — und diese konnten einen plebejischen König wählen, wenn sie anders nicht vernünftig genug gewesen wären, die einfache Republik, ohne den Ausschlaggeschloß des Königthums, vorzuziehen. Dieß hätte allerdings einen europäischen Kreuzzug gegen Frankreich zur Folge gehabt. Disto besser! Mit dem Schwert in der einen und der Propaganda in der andern Hand wäre das royalistisch-absolutistische Europa leichtlich besiegt worden. Und wird denn dieses feige, quasi-legitime Königthum, das nur noch von wenigen Philister-Spießen gehalten wird, den Krieg in die Länge vermeiden können? Gewiß nicht, aber er wird sein Todesurtheil seyn — darum fürchtet es ihn so sehr!

Es fehlte Lafayette in jener Criss nicht nur Frankreichs, sondern der Menschheit, nicht an guten Rathschlägen erfahrener Politiker, aber der Mann ist alt und schwach — er konnte den Crocodiltschreien heuchlerischer Versicherungen, dem Sirenen- und verführerischen Weibern nicht widerstehen. Einer seiner vertrauesten Freunde rieth ihm zur Einsetzung

einer provisorischen Regierung und zu dem Versuch, das ich oben bezeichnet habe. Lafayette entgegnete hierauf, daß ja der Herzog von Orleans kein anderes Mittel habe, sich auf dem Throne zu erhalten, als seine Popularität, und daß er durchaus, selbst wider seinen Willen, ein Bürgerkönig seyn müsse. „Das gebietet ihm,“ versetzte sein Freund, „allerdings die gesunde Politik, aber wie selten beachten Könige deren Gebote. Der Herzog von Orleans hat weder Geist noch Charakter genug, um den Einflüsterungen seiner Weiber und den Intriken seiner Hofsinge widerstehen zu können. Die fremden Mächte werden ihn schmeicheln und Frankreich erst dann angreifen, wenn sie den Vulkan der Revolution seiner Vorrathskammern entleert halten werden. Wehe dann über Frankreich und Europa — die Freiheit wird Ströme von Blut kosten! Und Sie selbst, ehe sechs Monate vergehen, werden Sie mit dem König Ihrer Hand zerfallen und Ihres Einflusses beraubt seyn!“ — Der alte schwache Mann glaubte den prophetischen Worten nicht; Ludwig Philipp bestieg den Thron, bedankte seinen Wohlthäter, so lange er ihn brauchte, und ließ ihn fallen, als er die Gefahr drohete und sich in der Nacht besesselt glaubte.

Was wäre die Folge gewesen, wenn Lafayette den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätte? Ganz

Europa war bis in seinen Tiefen bewegt und der Sturm der französischen Revolution hallte in tumultuarischen Ausläufen noch bis an die Ufer der Spree und bis an die Küsten des baltischen Meeres. Das monarchische Berlin sah in seinen Mauern aufrührerische Volksgruppen, in dem hiesigbürgerlichen Hamburg rodeten sich Volkshaufen zusammen, die Braunschweiger brännten ihrem deutschen Don Miguel sein Schloß über dem Kopfe zusammen und jagten ihn aus dem Lande, in Sachsen mußte ein alter schwachsinziger König vom Ruder abtreten. Belgien riß sich von Holland los und Polen brach das schmähliche Joch des nordischen Barbarer. Denken wir uns nun eine kräftige Volksregierung in Frankreich — sie unterstützt das benachbarte Belgien durch materielle Streitkräfte, Polen einseitig mit Geld und Waffen, sie erläßt energische Proklamationen, die den Völkern zeigen, daß sie in der französischen Regierung eine Stütze ihrer Freiheit finden werden, sie gebietet diktatorisch den kleinen Fürsten Deutschlands, sich vom Bunde mit dem Absolutismus zu trennen und nicht süderhin ihren Völkern die ihnen gebührende Freiheit vorzuenthalten, sie unterstützt die spanischen und italienischen Proscribirten und verschafft ihnen die Mittel, mit gewaffneter Hand in ihre Vaterland einzufallen und den Despotismus vom Throne zu stürzen.

Rußland war fern, weder Oestreich noch Preußen gerüstet — der Enthusiasmus der Franzosen hätte in wenigen Wochen eine Armee von 300,000 Mann geliefert, die durch ihre Begeisterung ersetzte, was ihr an Organisation und Uebung abging. Mit dieser Macht überschritt man die Gränzen nach allen Seiten, proklamirte die Freiheit des menschlichen Geschlechts, hob mit einem Schlage alle Feudallasten auf, entsagte jedem Eroberungsgeiste, vernichtete den Adel und ließ ihn allein die Lasten des Völkerkriegs bezahlen. Die Völker schloßen sich an die Befreiungs-Armee an, die Satelliten des Despotismus zerfielen wie Spreu vor dem Winde, statt Gegnern fand man überall Verbündete, welche die Zahl der Befreiungs-Armee vergrößerten. Inzwischen organisirte sich ganz Frankreich und die befreiten Provinzen Deutschlands und Italiens zu einem großen Lager, das immer neue Rekruten lieferte — das geschwächte, entmuthigte Holland war im ersten Anlaufe über den Haufen geworfen, Oestreich war von Italien und Deutschland aus bedroht, Preußen isolirt und durch den Aufstand in Polen von seinem nördlichen Bundesgenossen abgeschnitten, eine einzige Schlacht hätte, wie bei Jena, das Schicksal dieser Macht entschieden, die in ihrem Volke keine Wurzel hat und bloß ein künstliches militärisches Gebäude ist. Ehe die Schlacht von Gochow geschlagen wurde, konnte

eine combinirte französisch-italienisch-deutsche Armee in Wien und Berlin seyn. Polen war gerettet und der russische Barbar in seine Steppen zurückgeworfen. Man halte mir nicht entgegen, daß dieß in großen Zügen gemalt sey — Völker können, wie die Geschichte lehrt, das Unglaubliche leisten, wenn ihre Begeisterung mit Kraft und Einsicht zu einem würdigen Ziele geleitet wird.

Doch dem war nicht also — der alte Casaperte setzte in der Person Ludwig Philipp's seine beste der Republiken auf Frankreichs Thron. In Ludwig Philipp's Hand war es nun gegeben, das Königthum in Europa zu popularisiren und die Dauer der constitutionellen Throne auf Jahrhunderte zu setzen. Er mußte ein Bürgerkönig werden im wahren Sinne des Wortes. In Frankreich also vorerst jede Freiheit, die sich mit der öffentlichen Ordnung verträgt, dann die Sprache des Selbstvertrauens, die aus dem Bewußtseyn der Kraft hervorgeht, gegen das Ausland. In Spanien war eine große Schuld wettzumachen — das legitime Frankreich hatte die Verfassung dieses Landes umgestürzt, das Bürgerkönigthum mußte sie wieder aufbauen. Eine energische Note an den Hof von Madrid mußte Ferdinand VII. diktatorisch vorschreiben, alsbald die Proscribirten zurückrufen und seinem Volke eine angemessene Verfassung zu geben. In Portugal mußte

der Tyrann verjagt und die Verfassung hergestellt werden. Den Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten mußte das freie Frankreich zum Schilde gegen die Angriffe des Absolutismus dienen. War einmal die Pressefreiheit in Deutschland gesichert, so griff der constitutionelle Geist von selbst um sich, und bald mußten auch Preußen und Oesterreich den Forderungen der Zeit nachgeben und ihren Völkern Verfassungen zugestehen. Die italienischen Patrioten mußten von Frankreich thätig unterstützt, keine österreichische Intervention durfte geduldet werden. War nun Oesterreichs Macht von Italien aus bedroht, war das absolutistische Preußen, überall von constitutionellen Staaten umgeben, gelähmt, so konnte vielleicht Frankreich durch die bloße Drohung des Krieges Polen retten, wo nicht, so warf es, durch Italien und die constitutionellen Staaten Deutschlands unterstützt, leicht die Coalition der drei absoluten Mächte — Oesterreich, Preußen und Rußland — vor sich nieder — eine einzige an den Ufern der Elbe gewonnene Schlacht öffnete ihm den Zugang zu dem befreunden Polen, verstärkte seine siegreiche Armee um 80,000 Mann und stellte es dem nordischen Gegner unmittelbar gegenüber. Das polnische Heer, durch 200,000 Franzosen und constitutionelle Deutsche verstärkt, hätte den Aufstand nach Balthynien, Lithauen, in die Ukraine getragen und Rußland den

Todesstoß versetzt. Von Allem dem geschah nichts, weil der alte Lafayette einen Ludwig Philipp auf den französischen Thron gesetzt hatte. Die Folgen dieses politischen Mißgriffs sind allerdings zunächst betrübend für die Freiheit der Völker, am letzten Ende aber werden sie nur dem Königthum verderblich seyn.

In der Masse des Volks, wenn man ihr erst die Mittel läßt, sich aus ihrer Rohheit und Unwissenheit emporzuheben, liegt allein noch der Keim eines bessern Geschlechts und die Hoffnung der Zukunft. Der sogenannte Pöbel war es, der in den verhängnißvollen drei Tagen den meisten Muth, die größte Hingebung und Uneigennützigkeit bewiesen hat. Die sogenannten gebildeten Stände sind in Frankreich, wo möglich, noch verderbener, selbstüchtiger und feiler, als in andern Ländern. Es gibt nur wenige öffentliche Namen, die in dem Wechsel der Zeiten und Regierungen sich selbst getreu geblieben sind und ihren Charakter unter allen Umständen behauptet haben. Ein Blick in das Dictionnaire des Girouettes erfüllt den rechtlichen Mann mit Unwillen über diese allgemeine Schamlose und schändliche Verläßlichkeit. In dieser Beziehung zeichnen sich auch in Frankreich, wie in allen andern Ländern, die sogenannten Gelehrten aus, die das Talent, welches ihnen der Himmel verliehen, an die Willkür jeglicher Machthaber

verkaufen und zur Unterdrückung der öffentlichen Freiheit mißbrauchen. Selbst ganze Körperschaften, wie die Akademie der Wissenschaften, besudelten sich durch solche gemeine Feilheit und huldigten den Machthabern aller Epochen. Diese Gesellschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten kroch vor dem Convent, vor dem Directorium, vor dem Consul Bonaparte und vor dem Kaiser Napoleon. Nach seinem Sturze gab die Akademie folgende servile Adresse zu Gunsten der Bourbons ein: „Unsere Corporation, die vordem den Uebergang aus dem Consulat in das Kaiserreich berathen konnte, kann nunmehr wohl auch über den Uebergang aus dem Despotismus in die Monarchie berathschlagen. Unsere Sieger haben nicht bloß eine Mäßigung, nein, sie haben einen Edelsinn, eine Großmuth bewiesen, die in den Bewohnern der Hauptstadt gerechte Gefühle der Bewunderung und Dankbarkeit erwecken. Die Geschichte allein vermag diesen Triumph der Menschlichkeit im Siege würdig zu preisen. Der großmüthige Alexander hat uns eine häßliche Hand geboten; er wollte Europa einen langen Frieden schenken. Eine so große Wohlthat konnte nur erreicht werden durch die Wiedereinsetzung eines königlichen Hauses, das seit so vielen Jahrhunderten Frankreich sehr oft rahmvoll, fast immer mit Mäßigung, Gerechtigkeit und Güte regiert und in einer langen Reihe von

Monarchen, von Carl dem Großen an bis auf den guten und tugendhaften Ludwig XVI., nur einen einzigen Tyrannen und einige mehr schwache als obse Fürsten hervorgebracht hat. Der Senat hat Napoleon Bonaparte's Absetzung verkündet. Dieser feierliche Beschluß ist motivirt durch die Aufzählung der zahlreichen Verletzungen des Staats-Grundgesetzes. Es wäre leicht, diesem abscheulichen Verzeichnisse der Verbrechen eines ausschweifenden Despotismus jene Verbrechen beizufügen, welche die Wissenschaften und die Philosophie dieser systematisch organisirten Tyrannei, deren Zweck war, nicht nur die freie Mittheilung der Gedanken zu hemmen, sondern sogar deren Richtung zu verderben, in den kommenden Geschlechtern jeden Keim freisinniger Ideen zu ersticken und Europa in die Barbarei zurückzuführen, mit nur allzuvielen Rechte vorzuwerfen haben. Aber jetzt ist die Tyrannei unwiederbringlich vernichtet."

Diese nämliche feile Akademie der Wissenschaften hielt an den Kaiser Napoleon nach seiner Rückkehr von der Insel Elba folgende Anrede: „Sire! Die Wissenschaften, welche Sie pflegten und ermunterten, die Künste, welche Sie schätzten, waren im Trauer gebüllt seit Ihrer Abreise. Eine Dynastie, welche das französische Volk schon vor zwanzig Jahren verworfen hat, ist entsflohen bei der Ankunft des

Monarchen, den die Wünsche des französischen Volks durch die Allmacht dreimaliger Abstimmungen auf den Thron berufen haben.“ Nach Napoleons zweitem Falle begrüßte die Akademie mit eben so vieler Liebe und Ergebenheit Ludwig den Ersehten. Als Carl X. den Thron bestieg, gratulirte sie Carl dem Vielgeliebten, und als ihn das Volk davon jagte, nannte ihn die Akademie der Wissenschaften einen Tyrannen und brachte ihre Glückwünsche dem Bürgerkönig Ludwig Philipp dar. Wenn morgen in Frankreich die Republik eingeführt wird, so wird alsbald die Akademie der Wissenschaften in einer gelehrten Abhandlung beweisen, daß die Freiheit mit der Monarchie unmöglich bestehen könne, und daß die Republik nicht nur die beste, sondern auch im Interesse des gemeinen Wohls die einzig mögliche Regierungsform sey! Hier paßt, mit geringer Abänderung, was Schiller von der Wissenschaft sagt:

Wenigen ist sie die hohe, Die himmlische Göttin, den
Meisten

Eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt.

Am feilsten haben sich in Frankreich, wie überall, immer die Dichter erwiesen. Unter dem Kaiserthum Verse für Napoleon den Großen, nach der ersten Restauration Verse für Ludwig den Ersehten, während der hundert Tage wieder Verse

für Napoleon, bei der zweiten Restauration abermals für Ludwig XVIII., jetzt Verse für Ludwig Philipp. Das ist so in der Ordnung, la 'et wenig Kopfbrechens und trägt viel ein. Man kann es sich dabei bequem machen, wie der Dichter Armand Sevillle, der in seinen Strophcn nur ein paar Zeilen zu ändern brauchte, um sie heute Napoleon und morgen Ludwig XVIII. anzupassen, wie aus folgender kleinen Probe ersichtlich ist:

An den Kaiser.

Napoléon, *monarque auguste*
 Adoré de tous ses sujets,
 Par son règne, aussi doux que juste,
 Des méchans confond les projets.
Tel est le prince que l'on aime:
 Le vif éclat du diadème
 Le fait moins briller que son cœur.
 Il ne compte pour ses triphées
 Que nos discordes étouffées,
 Nos succès et notre bonheur.

An den König.

Louis, *toujours grand, toujours juste,*
 Adoré de tous ses sujets,
 Par son règne, paisible, auguste
 Des méchans confond les projets.
Poiltù le monarque qu'on aime:
 Le vif éclat du diadème
 Le fait moins briller que son cœur.

Il ne compte pour ses trophées
Que nos discordes étouffées,
Notre amour et notre bonheur.

Das heißt in der That zwei mächtige Monarchen mit einem geringen Aufwande von Poesie abfertigen! Ich weiß nicht, was gemeiner ist, so besungen zu werden oder so zu besingen!

Das System der Regierung Ludwig Philipps spricht sich in der Persönlichkeit seiner Minister selbst das Urtheil: sie sind entweder feile Renc-gaten des Liberalismus, oder Ueberläufer der Legitimität zur Fahne der Quasi-Legitimität, oder blinde Werkzeuge aus der Schule des verstorbenen Napoleonischen Despotismus. Der Justizminister Barthe war Advokat und Vertheidiger des Obristleutnant Caron, der Unteroffiziere von Rochelle, des Deputirten Röschlin, des Journal du Commerce u. s. w., er war aktives Mitglied des Carbonarismus und Verfasser einer Proklamation dieser geheimen Gesellschaft an das französische Volk im Jahr 1819. Die Julirevolution bricht aus; er läuft aus dem Gemeindehaus, aber erst nachdem es von den Patrioten eingenommen ist. Dupont de l'Eure wird Justizminister und Herr Barthe ist einer seiner eifrigsten Verehrer, er wohnt jeden Morgen regelmäßig seinem Lehrer an. Er wird zum Prefectur des Königs bei dem Seine-Departement ernannt.

Dupont fällt bei Hof in Ungnade, Herr Barthé verläßt ihn und geht zum Juste-Milieu über. Er wird Minister des öffentlichen Unterrichts und tritt in die Fußstapfen des Bischofs von Hermopolis, dessen Schritte er als Advokat so oft und so bitter getadelt hatte. Er möchte gerne Justizminister werden, aber er muß seinen Freund Merilhou von diesem Posten verdrängen. Das hat nichts auf sich, Herr Barthé, wird Justizminister und das gelehrigste Werkzeug der Camarilla, das seine alten Freunde verfolgt, abseht, vor Gericht zieht. Solche Leute kann die Quasi-Legitimität brauchen! Aber Geduld, der Tag der Wiedervergeltung wird nicht ausbleiben.

Herr Argout, ein Seeminister, dann Minister des öffentlichen Unterrichts, war unter Napoleon Auditor des Staatsraths und wurde bei der ersten Restauration überzähliger Requietenmeister, bei der zweiten Restauration Präsekt der untern Porenäden. Damals ließ er die dreifarbigte Fahne, die jetzt auf seinem Herd weht, in allen Städten seines Departement verbreiten. Zur Belohnung dafür ernannte man ihn zum Präsekten des Gard-Departement, als welcher er ein zuversüßtes, ultraskeptisches Circular an seine Maires erließ, worin folgende Stelle vorkommt: „Alle guten Franzosen weiterfern in Liebe für den König, in Verehrung seiner hohen Tugenden,

in Anhänglichkeit an seine erhabene Familie und den Grundsatz der Legitimität, denn sie wissen, daß es ohne diesen geheiligten Grundsatz weder Ruhm, noch Glück, noch Ehre für Frankreich gibt und daß selbst das Daseyn unseres Vaterlandes innigst mit der Erhaltung dieses Grundsatzes verknüpft ist." Der Grundsatz der Legitimität ist nun zwar gefallen, aber Frankreich steht noch und Herr Argout ist Minister des Usurpators. Ein so legitimer Mann mußte nothwendig Staatsrath und Pair des Reichs werden — er ward es auch. Nach den verhängnißvollen drei Tagen suchte er die Legitimität zu retten; er kam als Friedensbote aufs Gemeindehaus und hielt eine weinerliche Rede pro rege Carolo: „Se. Majestät," sagte er, „haben sich nunmehr beiläufig, die unheilbringenden Ordnungen zurückzunehmen; auch haben Höchstselben Ihr Ministerium geändert und lauter Männer gewählt, welche der öffentlichen Meinung angenehm sind. Meine Herren! Brauchen Sie doch Ihren Einfluß auf das Volk, um den Unruhen ein Ende zu machen und die Sachen wieder auf den Fuß herzustellen, auf welchem sie vor der Verkündung der Charte waren." — „Dazu ist es nimmer Zeit," erwiderte Herr Lafitte. — „Aber," rief Carl's Abgesandter, „bedenken Sie doch, daß nach der

constitutionellen Ordnung die Fehler auf Rechnung der Minister geschrieben werden müssen. Der König konnte getäuscht werden“ Es war vergeblich, Herr Argout und sein meineidiger König wurden abgewiesen. Am andern Morgen fand sich der Botschafter des Königs wieder ein; er führte Carta blanca mit sich, in alle Bedingungen des siegenden Volkes zu willigen, wenn nur die Krone — die Krone — gerettet werde. Umsonst, das göttliche Recht war verloren, und es blieb seinem ehrlichen Verfechter nichts übrig, als sich in die Arme der Ludwig-Philippischen Quasi-Legitimität zu werfen, worin er jetzt sanft ruht, bis

Marchons, marchons!

Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Der Kriegsminister Johann Nicolais Soult begann seine Laufbahn als gemeiner Soldat im Jahr 1790 in dem Infanterie-Regiment König; im Jahre 1794 war er schon General, im Jahre 1804 Marschall von Frankreich, und im Jahre 1812 hatte er nicht geringe Lust, sich zum König von Portugal anerkennen zu lassen. Er ist ein Mann, der sich mit allen Systemen und allen Machthabern zu vertragen weiß. Um sich bei den Bourbonen und dem Emigrantengefindel zu empfehlen, forderte er

zur Errichtung eines Denkmals für die Namen der zu Duißeron gefallenen Royalisten auf. In der That auch wurde er am 3. December 1814 zum Kriegsminister Ludwig XVIII. ernannt, und in dieser Eigenschaft erließ er am 8. März 1815 einen Tagesbefehl, in dem folgende Stellen vorkommen: „Soldaten! Jener Mensch, der vor Kurzem erst im Angesicht von ganz Europa einer usurpirten Gewalt, von der er einen so unheilbringenden Gebrauch machte, entsagt hat — Bonaparte hat den französischen Boden betreten, den er nicht wieder sehen sollten. Was will er? Den Bürgerkrieg. Was sucht er? Verräther. Wo sollte er diese finden können? Etwa unter jenen Soldaten, die er so oft, indem er ihren Muth irre führte, getäuscht und aufgeschwepft hat? Bonaparte verachtet und so sehr, um glauben zu können, daß wir einen legitimen und vielgeliebten Souverain verlassen werden, um uns an einen Menschen zu Ketten, der nur noch ein Abentheurer ist. Soldaten, die französische Armee ist die tapferste Europas; sie wird auch die treueste seyn. Sammelt euch um die Lilienfahne und folgt der Stimme dieses Vaters des Volkes, dieses würdigen Erben der Tugenden des großen Heinrich. Er stellt jenen Prinzen, das Muster der französischen Ritter (Carl X.), dessen glück-

liche Rückkehr in unser Vaterland schon einmal den Usurpator verjagt hat, an unsere Spitze." — Der Usurpator kam nach Paris, der würdige Soult wurde Major-General der Napoleonischen Armee und erließ in dieser Eigenschaft folgenden Tagesbefehl: „Soldaten! Fremde Heere rücken gegen unsere Gränzen an. Welche Hoffnungen hegt diese neue Coalition? Hundert glorreiche Siege, deren Andenken vorübergehende Unfälle nicht verwischen konnten, müssen dieser Coalition ins Gedächtniß rufen, daß ein freies Volk, von einem großen Manne angeführt, unüberwindlich ist. Die Verpflichtungen, welche uns gewaltsam entrisen worden, sind durch die Flucht der Bourbons, durch ihre Appellation an fremde Waffen, durch den feierlichen Wunsch der Nation aufgehoben." Menschen dieser Art sind für jede Regierung brauchbar. Unter der Restauration spielte Soult den Frommen, wohnte mit der Wachskerze in der Hand den Processionen bei und war bei Hefe wohl gelitten. Eben so angesehen ist er bei den quasi-legitimen Bourbons, denn der Mann läßt sich zu Allem brauchen. Er besitzt unermüdliche Thätigkeit und große militärische Detailkenntnisse, was ihn zum Organisiren sehr geschickt macht; als Taktiker ist er gut, als Stratege weniger als mittelmäßig, was er durch seine vielfachen Fehler als Obergeneral der Pyrenäen-Armee

bewiesen hat. Er ist weder Staatsmann noch Redner, und also durchaus nicht tauglich an die Spitze eines Cabinets. Die öffentliche Stimme beschuldigt ihn gemeiner Betrügereien und niedrigen Geizes. Solche Leute bilden das Ministerium des Bürgerkönigs — o, Ludwig Philipp!

Einer der infamsten Kentenaten des Liberalismus ist Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als Deputirter sprach er unaufhörlich von Frankreichs natürlichen Gränzen, deren Besitz allein Europa's Ruhe dauernd sichern könne, von dem kriegerischen Geiste der Franzosen, von dem schmähtlichen Einfluß der fremden Cabinete auf die französische Politik u. s. w. Als Minister Ludwig Philipp's berief er sich stets auf die Heiligkeit der Verträge von 1815, unterzeichnete die Trennung Luxemburgs von Belgien, überlieferte Italien an die Oesterreicher und erklärte kalt und trocken, daß Polen dem Untergange geweiht sei. Am 27. Juli erwiderte er einigen Patrioten, die ihn aufforderten, sich an ihre Spitze zu stellen: „sie seyen Caravillen, die ihn nur compromittiren wollten, und er werde sie zur Thüre hinauswerfen lassen.“ Am 28. wurde er im Hofe des Herrn Verard, so wie der jetzige Marschall Lobau, von Leuten aus dem Volke eine feige Memme gescholten. Nachdem der Sieg ent-

schieben war, eilte er schnell nach Neuilly, um den Franzosen in der Person ihres Ludwig Philipp einen König zu helen. Pfui, mir wird übel!

Alle diese alten Napoleonischen Marschälle und Generale taugen nichts — sie würden sich sämmtlich dem Teufel verkaufen, wenn er sie kaufen wollte. Es ist natürlich, daß Menschen, in der Schule des Despotismus erzogen, keinen Sinn für die Freiheit haben und noch weniger Opfer für sie bringen wollen. Gerard, Sebastiani, Lobau und die meisten andern zeigten sich in den Julitagen als politische Nullen, während Männer aus dem Volk und studirende Jünglinge die Patrioten anführten. Erst nach der Entscheidung zeigten sich diese selbststüchtigen Menschen, huldigten dem neu aufsteigenden Götter und nahmen Ehrenstellen und Belohnungen in Empfang, während das arme Volk leer ausging und die Patrioten von den Sarcophagen des Bürgerkönigs in den Kerker geworfen wurden. Dieser Lobau, ein sehr mittelmäßiger General, ist jetzt Marschall von Frankreich und Befehlshaber der Pariser Nationalgarde und bezieht in diesen beiden Eigenschaften einen Gehalt von 400,000 Franken. Was hat das Volk bei der Quasilegitimität gewonnen!

Was sind diese vielgerühmten Fabviers und Excelmans anders, als die Diener der Gewalt? Hätte die Restauration ihre Dienste nicht verschmäht,

sie würden ihr auch gedient haben. Am 23. Januar 1815 schwur ExceIman Ludwig XVIII. eine Treue, die jede Probe bestehen sollte. Am 23. März schwur er dem Kaiser Napoleon, der inzwischen von Elba zurückgekommen war, auch eine Treue, die jede Probe bestehen sollte. Nachdem das Volk gesiegt hatte, bot er dem Bürgerkönig seine Dienste an. Was sind das für heillose Menschen! — Um nichts besser ist der General Fabvier, der eben so wenig den Muth hatte, sich in den drei Tagen an die Spitze der Patrioten zu stellen. Nach dem Siege ließ er sich zum General ernennen. Es ist kein Heil für Frankreich, so lange noch ein einziger dieser Menschen, die aus der Schule Napoleons oder der Legitimität hervorgegangen sind, am Staatruder oder in einem bedeutenden Posten steht — ein neues Frankreich muß aus seiner freien Jugend, aus dem noch unverdorbenen Geschlechte erkehen, das mit der Idee der Freiheit aufgewachsen ist!

Paris den 20. Juli.

Als ich vor einigen Tagen an dem Café des Variétés vorüberging, fühlte ich mich plötzlich von hinten auf die Schulter geklopft. Ich wendete mich

um und sah Herrn D* vor mir stehen, der auf seinen Reisen in Deutschland mich schon zweimal zu St. besucht hatte. „Sie hier? Seit wann?“ rebete er mich an. „Seit mehr als zwei Monaten,“ erwiderte ich. — „Und Sie haben mich noch nicht besucht?“ — „Wie sollte ich Sie finden, da ich zum Unglück Ihre Adresse zu Hause gelassen habe?“ — „Konnten Sie mich nicht auf dem Bureau des Constitutionnel oder des Journal du Commerce erfragen?“ — „Wie einfältig, daran dachte ich nicht!“ — „Entrons pour causer.“

Wir traten in einen Salon des Café des Variétés, wo sich Abends viele Journalisten zu versammeln pflegen. Ich lernte hier ausgezeichnete Männer kennen, die bei einem Umschwung der Dinge keine geringe Rolle spielen werden. Die nachmaligen Versuche dieses interessanten Zirkels ließen mich einen tiefen Blick in die politischen Verhältnisse Frankreichs und den in naher Zukunft bevorstehenden Wechsel der Dinge in Europa thun, denn von Frankreich aus . . . doch dieser Gegenstand ist zu weitläufig und zu verwickelt — und ich habe so ein schlechtes Gedächtniß.

Am andern Morgen war Herr D* schon ziemlich fr he bei mir. „Kleiden Sie sich an,“ rief er mir schon unter der Thüre zu, „wir wollen unsere Reise antreten. Je vous ferai connaitre tout le monde.“ In der That Herr D* kennt Jedermann und hat

überall Zutritt. Er ist einer der Proscribirten der zweiten Restauration; er lebte mehrere Jahre in London und Philadelphia und erhielt erst im Jahr 1820 Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. „Apropos,“ fragte ich ihn eines Tages, „waren Sie auch im Champ d'Asyle?“ — „Allons donc!“ war die Antwort, „il n'a jamais existé de Champ d'Asyle.“ Das war nur eine Redensart, um das öffentliche Mitleid für die Proscribirten zu gewinnen und die Bourbons verhaßt zu machen.“

„Wo gehen wir hin?“ fragte ich D* unterwegs, „D'abord,“ erwiderte er, „weil wir hier ganz nahe an der Friedensstraße sind, zu dem jüngsten Bruder des Herrn Casimir Perier.“ — „Was soll ich bei dem thun? Sie wissen ja, daß die Herrn vom Juste Milieu nicht meine Leute sind.“ — „Das thut nichts, man kann mit Jedermann umgehen, und übrigens ist er nicht für das System seines Bruders.“

D* trat in das Zimmer mit den Worten: Bonjour, Mr. Perier, j'ai mille choses à vous dire. — Hierauf stellte er mich vor, und ich war also das erste der tausend Dinge, die verhandelt werden sollten. In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich ein so wichtiger und bedeutender Mann sey, als den ich mich zu meiner nicht geringen Verwunderung hier schildern hörte. Herr D* endigte meine pomp-

haften Personaten mit den Worten: Monsieur a de l'influence par toute l'Allemagne. Wäre ich in Deutschland irgendwo auf solche Weise vorgestellt werden, so würde man mich ohne Zweifel für einen der einflussreichsten Staatsmänner, wo nicht gar für das Incognito eines kleinen deutschen Potentaten gehalten haben, aber Herr Perier schien sowohl die französischen Phrasen, als seinen Mann zu kennen, und war durch die meiner geringen Person beilegelegte Bedeutung im geringsten nicht verblüfft.

Herr D* zog ein politisches Blatt aus der Tasche — die Tribune, wenn ich nicht irre. „Da kommt wieder ein sauberer Artikel über Ihren Bruder,“ sagte er mit der größten Trockenheit und Arglosigkeit, „es sollte mir leid thun, wenn es wahr wäre, was man ihm vorwirft, daß er mit den Carlisten im Bund sey.“ Hierauf las er den ganzen fulminanten Artikel ab, in welchem dem Minister-Präsidenten ein geheimes Bündniß mit den Carlisten offen zur Last gelegt wurde. Der Bruder des Ministers hörte von Anfang bis zu Ende mit löblicher Ergebung zu und sagte dann gelassen: „Geben Sie mir das Blatt, ich will es meinem Bruder bringen, denn ich gehe eben zu ihm zum Frühstück.“ — „Er hat alle Blätter auf seinem Bureau,“ erwiderte D* trocken und schob das seinige ein, „aber er liest solche Artikel nicht, weil er sich darüber ärgert. Aber machen Sie ihn

nur darauf aufmerksam, denn das ist eine Beschuldigung, die er nicht auf sich beruhen lassen darf.“

— O, ihr guten Deutschen, dachte ich, wenn man solche Dinge in Deutschland nur dem Bruder eines Canzleiraths von seinem Bruder sagte — welcher Skandal!

Wir kamen auf Deutschland zu sprechen, ich schilderte den Zustand der öffentlichen Meinung in unserem Vaterlande und verhehlte nicht, welche Hoffnungen die constitutionellen Staaten auf Frankreich setzen, im Fall ihre Freiheit von den absoluten Mächten bedroht werden sollte. Herr Perier erwiderte, daß es allerdings im politischen Interesse Frankreichs liege, die Verfassungen der kleinen Staaten Deutschlands nicht untergehen zu lassen, sondern vielmehr deren freie Entwicklung zu befördern. Hierauf fragte er mich, ob ich an die Aufrichtigkeit der absoluten Cabinette gegen die Regierung Ludwig Philipp glaube? Ich suchte die Achseln. „Nun denn frei heraus!“ sagte er. — „Also Nein!“ erwiderte ich nach meiner innersten Ueberzeugung. — „Ich bin selbst,“ fuhr Herr Perier nach einigen Nachdenken fort, „manchmal Ihrer Meinung, und kann mich eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren, so zuersich auch die diplomatischen Noten lauten und so anscheinend herzlich und arglos das Benehmen der fremden Diplomaten ist.“ — „Sie temporisiren“

ren," versetzte ich, „denn sie bedürfen des Friedens, die Polen bezwungen und die russische Macht erorganisiert ist. Haben Sie Ihren Bruder noch nie gewarnt?" — „Mehrere Male habe ich mein Mißtrauen nicht verhehlt, aber er ist in die Netze dieser Menschen verstrickt und glaubt blind an ihre Aufrichtigkeit." — Dieses Vertrauen könnte Frankreich eines Tages schwer zu büßen haben.

Herr Perier wurde nachdenklich und sagte nach einer Pause zu mir, indem er vertraulich meine Hand faßte: „Können Sie mir nicht Ihre Ansichten über den öffentlichen Zustand Deutschlands und Ihre Meinung über die Politik der absoluten Cabinette in einem kleinen Memoire niederlegen?" — „Hm!" erwiderte ich, „was ich Ihnen hier mündlich sagte, kann ich Ihnen wohl in einer schriftlichen Uebersicht zusammenfassen." — Die Unterhaltung ging sofort auf andere Fragen der Politik über, und als wir uns verabschiedeten, mochte mich Herr Perier nochmals an mein Versprechen. Nach einigen Tagen erinnerte mich D° an das versprochene Memoire, um es Herrn Perier zu bringen. Ich hatte mich aber inzwischen anders befaßt und versetzte: „Dem Bruder des französischen Minister-Präsidenten kann ich kein Memoire übergeben, denn er könnte einen für mich unangenehmen Gebrauch davon machen." — „Was fällt Ihnen ein?" entgegnete D° ver-

wundert. „Sie sind ja nicht in Staatsdiensten, Sie verrathen ja keine Staatsgeheimnisse, sondern legen bloß Ihre Privatansichten in einem schriftlichen Aufsatze nieder? Welche Gefahr ist denn dabei?“ — „Sie haben ganz Recht, wenn wir in Deutschland öffentliches Gerichtsverfahren und Geschworene hätten, aber bei uns kann man zum Verbrechen stempeln, was man will. Zum mindesten könnte ich mich einer unangenehmen Inquisition aussetzen, wenn sie auch keine Folgen hätte. Im übrigen kennen Sie ja meine Ansichten über die fraglichen Gegenstände; ich habe nichts dagegen, wenn Sie dieselben zu Papier bringen und Herrn Perier übergeben.“ — Dabei blieb es.

Herr D^e führte mich hierauf zu Marschall Elaufel; er war gerade nicht zu Hause. D^e steht von Bordeaux aus, wo er im Jahr 1815 ein Civilamt bekleidete, während der Marschall Militärgouverneur war, in genauem freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm. Sie haben bei der zweiten Restauration die Verbannung mit einander getheilt und im Jahr 1820 zu gleicher Zeit Erlaubniß erhalten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Ueberhaupt aber kennt man in Frankreich jene fleise Gillette, die anderwärts waltet, im geringsten nicht, und wer irgend einige persönliche Bedeutung und Connerionen hat, findet überall leichtlich Zutritt. Marschall Elaufel,

über dessen Persönlichkeit ich mich später zu unterrichten vielfache Gelegenheit hatte, ist ein einfacher Mann von den besten Gesinnungen und dem redlichsten Willen. Seine Lieblingsidee ist die Colonisation von Algier, aber die Unentschiedenheit der Regierung Ludwig Philipps hat bis jetzt der Ausführung dieses Plans in größerem Maßstabe viele Schwierigkeiten entgegen gesetzt. Der Marschall hofft, daß künftig die deutschen Auswanderer ihr vorzügliches Augenmerk auf Algier richten werden. Wenn erst die Colonisation gegen die Angriffe der Beduinen hinreichend gesichert ist, so wird allerdings dieser Punkt der afrikanischen Küste dem neuen Anbauer vielfache Vortheile darbieten. — Der Marschall Clausel hat, wie so viele seiner Waffenbrüder, seine kriegerische Laufbahn im Jahr 1791 als Volontair begonnen. Im Jahr 1793 war er schon Adjutant-General und Chef des Generalstabs bei der Porenäen-Armee; er diente sofort als Divisions-General zu St. Domingo, in Holland unter dem König Ludwig und in Italien unter Eugen. Im spanischen Kriege befehligte er als Obergeneral die Nordarmee. Während der hundert Tage war er Militärgouverneur zu Bordeaux. Nach der zweiten Restauration prescribirt, ging er nach Nordamerika über. Die spanischen Independenten trugen ihm den Oberbefehl über ihre Armee an; er schlug ihn aber aus, weil er als Fremder

Fremdling bei der unter den Häuptern der Insurrection herrschenden Uneinigkeit nur geringen Erfolg seiner Waffen hoffen durfte, und legte eine Pfandzusage in der Bai des Mobile an. Im Jahr 1820 erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Ernennung zum Marschall war eine Gerechtigkeit, die ihm die Regierung Ludwig Philipps nicht wohl verweigern konnte, während sie einem Lobau die gleiche Würde ertheilte; er hat aber darum nicht aufgehört, auf den Bänken der Opposition, zwischen Mauguin und Lamarque, zu sitzen.

Man macht sich im Ausland viel zu hohe Begriffe von dem Geiste und der politischen Bedeutung der Pariser Nationalgarde. Bedeutung hat sie allerdings, aber diese Bedeutung liegt mehr in der numerischen Stärke, als in dem Geiste, der sie besetzt, mehr in dem Impetuiren der Masse von 100,000 bewaffneten Bürgern einer einzigen Stadt, als in der hervorragenden Persönlichkeit der Individuen, welche diese Masse bilden. Die Pariser Nationalgardisten sind nicht mehr und nicht weniger Spießbürger, als die Bürger jeder andern Stadt, und lassen sich der Mehrzahl nach eben so fählich, als anderwärts, in die Kategorie der „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ reihen. Die Pariser Nationalgarde ließ sich nach einander im Laufe der Revolution zum

passiven Instrument aller Parteien gebrauchen. Im Anfang der ersten Umwälzung unterstützte sie die beginnende Revolution und half ihr das unumschränkte Königthum besiegen. Am 10. August 1792 schwankte sie zwischen Königthum und Republik und war mindestens noch in so weit royalistisch, daß sie dem König und seiner Familie das Leben rettete. Gleich darauf, im Januar 1793, bildete sie das Spalier, durch das man Ludwig XVI. auf das Blutgerüste führte. Am 9. Thermidor dagegen wirkte die Nationalgarde zu Robespierre's Sturze mit. Im Jahr 1795 focht sie gegen den Convent; sie diente dem Directorium, dem ersten Consul und dem Kaiser, aber sie ließ sich immer nur gebrauchen, ohne je, der unendlich großen Mehrzahl nach, entschiedenen Willen und aufopfernde Thatkraft an den Tag zu legen. Als im Jahr 1814 Napoleon gegen die Heere der Coalition marschirte, übergab er in feierlichem Akt die Kaiserin und den König von Rom der Obhut der Nationalgarde. Diesem Vertrauen antwortend, erwiederte sie in pomphafter Adresse: „Eure! Stolz auf das erhabene Depositum, das Euer Majestät der Obhut der Nationalgarde Ihrer guten Stadt Paris anvertrauen, werden alle Mitglieder derselben, vom gleichen Geiste befeelt, Ihre Hauptstadt gegen die fremden Heere und Ihren Thron gegen die Angriffe jeglicher Feinde

verteidigen. Sie wollen diesen Thron, auf dem die freie Volkswahl Eure Majestät und Ihre Dynastie gesetzt hat, mit ihren Leibern decken und einen undurchbringlichen Wall um ihn bilden u. s. w.“ — Als die Armeen der Coalition Paris berannten, fanden sich kaum 600 Nationalgardisten auf dem Kampfsplatze ein; am 10. April nahm die gesammte Nationalgarde in Gegenwart der fremden Monarchen die weiße Kokarde und erließ folgende Adresse an die provisorische Regierung: „Der Senat und die provisorische Regierung haben ihrem edlen Werke die Krone aufgesetzt, indem sie jenen Fürstensohn zum Throne beriefen, dessen edles Geschlecht acht Jahrhunderte lang der Ruhm unseres Landes war. Ein großmüthiges Volk, das unerhörte Leiden nicht entmuthigen konnten, wird die Rechte wieder erlangen, die ihm der Despotismus entzogen hatte, und welche es nie vergessen konnte. Die Nationalgarde der Hauptstadt wird ganz Frankreich das Beispiel ihrer Unhänglichkeit an den König und seine erlauchte Dynastie geben u. s. w.“ — Am 16. März 1815, nach Napoleons Landzug, schwört die Nationalgarde Ludwig XVIII. ewige Treue, und die Luft ertönt von dem Ruf: Es lebe der König! Es leben die Bourbons! Am 2. April schrieb die nämliche Nationalgarde auf dem Marksfelde: Es lebe der Kaiser! Es lebe der König von Rom!

und Schwur für Napoleon und das Vaterland zu sterben. Am 8. Juli desselben Jahres meldete der *Moniteur*: „Der König hat heute seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Zahlreiche Abtheilungen der Nationalgarde zogen Sr. Majestät entgegen, um sich unter die getreuen Diener des Throns zu reihen. Alle hatten die weiße Kokarde aufgesteckt und erfüllten die Luft mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ — Carl X. bestieg den Thron und der *Moniteur* berichtet: 18. Sept. 1824. Nationalgarde dem König vorgestellt. Sr. Majestät waren außerordentlich gerührt. Thränen und Seufzer erfüllten Hörsiders Stimme. „Sagen Sie den Herrn Offizieren,“ wiederholten Sr. Majestät mehrmals, „daß ich sie heute unmöglich zu sprechen vermag. Bei der Revue, die ich nächstens zu halten gedenken bin, werde ich mehr Kraft dazu gefunden haben.“ Die tiefste Stille bezeugte die Empfindungen eines Jeden. Man sah Carl X., man sah sein Herz vor Liebe schlagen, und man weinte mit ihm.“ Versuchte Comödianten! Drei Jahre darauf löste dieser König diese Nationalgarde auf, die mit ihm geweint hatte. In den Zulutagen war die Zahl der Nationalgardisten, die in ihrer Uniform an dem großen Kampfe Theil nahmen, verhältnißmäßig äußerst gering.

Paris 10. August.

Der alte Marquis Chabannes treibt immer noch in der Gallerie Orleans, Passage Saumon, hinter den Glaskienern seines Buchladens sein originelles Wesen. Neulich sah man zwei Tableaux dort aufgehängt, vor denen stets Hunderte Neugieriger standen, und die ich ihres charakteristischen Inhalts wegen hier beschreiben will.

Erstes Tableau.

Mit schändlichem Undank lohnen die Könige. Unter Carl X. verfolgt, bin ich es noch mehr unter Ludwig Philipp I. Aber unter dem Schutz der Geseze will ich hier, in des Königs eigenem Pallast, die Räubereien seiner Domänen-Verwaltung, die Verletzung der Polizeigesetze gegen mich, die abscheulichen Verirungen des öffentlichen Ministeriums bekannt machen.

Des faits que je publie, en main je tiens la preuve,
 Devant les tribunaux qu'on me mette à l'épreuve;
 Je viens le provoquer et bientôt on verra
 Dans le temple des lois qui de lui rougira.
 Il est tems, plus que tems de cesser un langage
 Avilissant pour l'homme et fait pour l'esclavage;
 Les droits des citoyens valent les droits des rois,
 Tout abus de pouvoir tombe devant les lois.
 De plus hideux méfaits je demande justice.
 Qui soutiendrait le crime en deviendrait complice.
 Il n'est plus d'autre choix, et j'y suis résolu,
 Il faut punir le vice ou frapper la vertu.

Diese Sprache führe ich, und das öffentliche Ministerium mag sich wohl hüten, mich neuerdings anzugreifen, sonst werde ich vor der Jury mehr sagen, als ihnen lieb seyn wird.

Zweites Tableau.

„Schmähliche Thatfachen, die ich dem König ver-
trage und ihn dabei an seine Pflichten und seine Eid-
schwüre erinnere.“

Thatfachen.

„Unter diesen nämlichen Fenstern, unter welchen
in den Julstagen die wahnsinnigen Handlungen eines
Poultignac, eines Peyronnet, eines Mangin
aufgestellt waren, hatte ich ebenfalls das unselige
System eines Dupin, Guizot, Casitte und
des Centrums geschildert — ein System, das den
König und das Volk in die Erniedrigung und in
das Elend gestürzt, worin sie sich jetzt befinden, und
worein sie die dummdeissige Wuth des Meisters Perier
täglich noch mehr versenken wird. Da die Wahrhei-
ten, welche ich bekannt machte, nicht nach dem Ge-
schmack dieser Herren waren, so wollten sie mich
um jeden Preis aus diesem Laden treiben. Sie such-
ten einen Vorwand, mich zu verfolgen, ich legte
ihnen eine Falle, in welche sie gingen, und durch
einen Beschluß des Gerichtshofs bin ich in meine
Rechte wieder eingesetzt. Als ich vor einigen Tagen

aufs Land ging, ließ ich die Tableaux von den Fenstern wegnehmen und die Thüre des Ladens schließen. Bei meiner Zurückkunft fand ich die Thüre geöffnet, Papiere entwendet und ein Vorlegeschloß angelegt. Welche Schurken und Räuber haben diese Verletzung meiner Wohnung begangen, und was werden die Gerichte und das Publikum dazu sagen, wenn die Urheber dieses Verbrechens sich unter den Beamten der königlichen Domänen-Verwaltung — fast hätte ich sie Lakaien des Königs genannt — befinden? O Schande, o Schmach!"

Die meisten Leser lachten über den excentrischen Inhalt dieser Tableaux, denn man kennt so ziemlich allgemein den alten Marquis Chabannes, der in seinem 70igsten Jahre noch mit allem Ungeßüm der Jugend handelt, im übrigen aber durch die unverwundliche Beharrlichkeit, womit er der Winkführer aller Regierungen entgegentritt, und durch die freimüthige Kühnheit, womit er ihre Fehler bekämpft, Achtung verdient. Mit unermüdeter Geduld verfaßt er täglich neue Flugschriften und läßt sie durch Colporteurs mit dreifarblgen Wägen und Fahnen, deren er öfters ein halbes Hundert zumal aussendet, durch alle Theile der Hauptstadt tragen. Der Titel dieser Flugschriften ist meist so originell, als deren Verfasser selbst, so z. B. „das ganze Ministerium für zwei Sous; die Deputirtenkammer für drei Sous; die

Pollzei für drei Cons; die Unwürdigkeiten und Abscheulichkeiten der Polizei und des öffentlichen Ministeriums; Grobheiten und Höflichkeiten der erlauchten Herren Perier und Vivien; neues Verhören des Marquis Chabanais." Einige Stellen aus solchen Proschüren werden den Geist des Verfassers, so wie die Kühnheit der französischen Presse, zeigen: „diese Revolution, die ich seit zwölf Jahren herbeigewünscht und vorausgesagt habe, schien mir der Schlussstein der Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts werden zu müssen. Aber wie kurz war — leider! — meine Freude! Bald erschienen auf der Scene jene ehrgeizige, herabgewürdigte, verdorbene Wesen, bemächtigten sich der Gewalt, heuerten sie einzig zu ihrem Vortheil aus — und Frankreich hatte eine Regierung, schwach, jämmerlich, erbärmlich, ohne Achtung von innen und außen.“ — „Bloß von der Regierung sind unsere Leiden, unsere Spaltungen, unser Partheigeist angegangen, und täglich erhalten sie neue Nahrung durch die anmaßende und schamlose Sprache, welche Meister Perier führt. Alle diese Verleumdungs-Possen, welche die Polizei fabrizirt, werden bald für den Thron eine Catastrophe herbeiführen, in der das Volk ein Joch abwerfen wird, das, wo möglich, noch schmächtlicher ist, als das des Jesuitismus, dem die drei Tage ein Ende machten u. s. w.“ — Ich hatte nicht Gelegenheit, den

alten Chabannes zu sehen; aber früher lernte ich auf seinem Gute im Morvand einen Marquis Chabannes kennen; der damals ein Mann von etlichen fünfzig Jahren war und mir durch sein originelles Wesen auffiel. Es wäre möglich, daß es derselbe ist.

Die Feier der Julitage war pomphaft, auch begeistert, aber diese Begeisterung galt mehr der Rück Erinnerung an die großen Ereignisse, als daß sie die Zufriedenheit des Volks mit dem jetzigen Zustand der Dinge beurfundete. Schon am frühen Morgen des 27. Juli war die große Hauptstadt in außerordentlicher Bewegung, die Nationalgarde fand sich sehr zahlreich unter den Waffen ein, um das Andenken der gefallenen Julihelden zu feiern. Der König erschien erst um ein Uhr auf dem Bastillenplatz; zwischen ihm und dem Kronprinzenritt der Kaiser Don Pedro, der einen großen grünen Federbusch auf dem Hute hatte und auf dessen Gesicht eine ziemliche Dosis portugiesischer Grandezza lag. Im Pantheon wurden die Marseillaise und die Pariserhymne gesungen, und der König empfing die Dekorirten des Julius, die ihm vorgestellt wurden. Auf dem Rückwege nach dem Palais-Royal erdauten wieder diese beiden Nationalgesänge, und neben dem Ruf: Es lebe der König! hörte man unaufhörlich rufen: Es lebe Polen! Lafayette wurde beim Austritt aus dem Pantheon mit stürmischem Beifall begrüßt, und das

Volk wollte ihm die Pferde ausspannen, was er nur mit vieler Mühe abwehren konnte. Auf dem Heimwege salutirten ihn die Kanonen der Nationalgarde. Lafayette ist trotz seiner politischen Schwäche geliebt und geachtet. Mit Aufschluden hörte ich einen jungen Mann von ihm sagen: „Schade um ihn, daß er so wenig Stärke des Charakters hat; er könnte jetzt Präsident der Republik seyn; wir würden die Julitage im Donner der Schlachten gegen den Despotismus feiern, Frankreich wäre groß und glücklich, der ganzen Welt den Weg der Freiheit zeigend.“ Ueberhaupt hörte man viele Stimmen, selbst an dem Tage dieses Nationalfestes, sich ungünstig über die Regierung äußern. Bürger sprachen mit Soldaten über Politik und von Frankreichs Ruhm und Freiheit. Die Soldaten stimmten ein und gaben laut ihre Meinung zum Kriege zu erkennen. Besonders erbittert sind sie über die Preußen. *Ces coquins de Prussiens*, hörte ich einen sagen, *il faudrait bien leur rendre la bataille de Waterloo*. Die Soldaten erzählten den Bürgern, daß man ihnen verboten habe, über Politik zu sprechen. „Wah! Wah!“ entgegnete man ihnen, „das kann man nicht, ihr seyd französische Bürger wie wir.“ *Nous nous en f... ons aussi*, sagten die Soldaten lachend. — Während waren die Feierlichkeiten auf den Gräbern der in den Julitagen Gebliebenen. Die Musik spielte Sympho-

nien und je von drei zu drei Stunden wurden die Verbliebenen mit Namen gerufen, worauf einer ihrer Waffenbrüder, wie bei dem tapfern *L'acteur d'Auvergne*, in tiefen, klagenden Tönen erwiderte: „Gestorben für die Freiheit!“ — Hier habe ich *Moder*, den treuen Hund, gesehen; er weicht nicht von dem Grabe seines Herrn. Ein redlicher Freund, folgte er ihm in den Kampf, und als er tödtlich getroffen dahin sank, legte er ihm die blutende Wunde, und als er den Geist aufgab, hüllte er den entseelten Körper und folgte ihm winselnd zu Grabe, und als der Leichnam in seiner kalten Gruft ruhte, legte sich das treue Thier auf den Leichenhügel nieder, und nicht die brennende Hitze, nicht der strömende Regen, nicht Schnee und Eis des Winters vermögen ihn von der Wohnung des geliebten Todten zu entfernen. Barmherzige Hände haben ihm neben dem Grabe seines menschlichen Freundes eine Hütte erbaut und versorgen ihn mit Nahrung. Wie selten wird unter Menschen eine Treue gefunden, die sich im Leben bewährt und über das Grab hinausreicht?

Das Fest am 30. Juli war äußerst glänzend. Die Linie der Truppen und Nationalgarden nahm einen zwei Stunden langen Raum, von der Barriere du Trône bis zum Triumphbogen der Barriere de l'Etoile, ein; die Zahl der bewaffneten Schaaren betrug über 100,000 Mann. Mit diesen Truppen defi-

sirten gegen 200 Kanonen um die Säule auf dem Vendômeplatze. Am eifrigsten und lautesten erwiderte der Ruf: Es lebe Polen! Nieder mit den Russen! Nieder mit dem Kaiser Nikolaus! Die Gesandten von Rußland, Preußen und Oesterreich sitzen sich an diesen Tagen nirgends blicken.

Ich habe einer Sitzung der Deputirtenkammer angewohnt. Der Pallast der Deputirtenkammer liegt auf dem Plage des Palais-Bourbon, der Brücke Ludwigs XVI. gegenüber. Sein Eingang auf dem Plage ist großartig; auf jeder Seite des großen Thors ist eine Säulenreihe von corinthischer Ordnung. Der Sitzungsaal der Kammer ist halbkreisförmig und erhält das Licht von oben. Die Deputirten sitzen auf Bänken, welche sich stufenartig im Innern des Halbkreises erheben. Auf den zweiten untersten Bänken sitzen die Minister. Oberhalb der Sitze der Deputirten läuft die Gallerie für die Zuhörer herum. Den Sitzen der Deputirten gegenüber ist das Bureau der Kammer und die Rednerbühne. Auf beiden Seiten derselben sind die Statuen von Lycurg, Solon, Demosthenes, Brutus, Cato und Cicero. — Ich sah hier den größten und kleinsten Deputirten von Frankreich: Herrn Radier de Montjau, der eines Kopfes länger ist, denn alles Volk, und Herrn Thiers, der die Größe eines Camejeden kaum erreichen wird. Dessen breiter aber

macht sich der kleine Mann, wenn er auf der Rednerbühne spricht; wenn der Quell seiner Rede einmal im Fluße ist, so sprudelt er ohne Aufhören fort, die Stimme des Redners steigt bis zum Krächzen und in seinem Feuereifer macht er halb so hohe Sprünge, als er selbst ist. Es ist sehr possierlich anzusehen. Herr Thiers ist einer der liberalen Renegaten, die neuerlich in das Lager der Quasilegitimität übergelaufen sind und den wankenden Thron Ludwig Philipps halten sollten. Doch scheinen mir die Schultern des Herrn Thiers für dieses Gewicht etwas zu schwächlich, und wenn der Bürgerkönig keinen andern Atlas bekommt, auf dem seine beste der Republiken ruhen kann, so möchte sein Königthum schlecht fahren. Wie Gott will!

Herr Royer-Collard, der auch zu den Windsafahren dieser Zeit gehört, ist ein lagerer bleicher Mann, dem man den Doctrinär schon von außen ansieht. Er versuchte es zuerst mit der Republik, war am 10. August Sekretär des Pariser Gemeinderaths und später Mitglied des Raths der Fünfhundert. Da er aber, wie es scheint, sein Glück in der Republik nicht machen konnte, warf er sich dem Royalismus in die Arme und correspondirte und conspirirte mit den vertriebenen Bourbons. Dies hinderte ihn jedoch nicht, von Napoleon eine Professur anzunehmen und dem Kaiserthum den Eid

der Treue zu schwören. Und dieser Eid hinwiederum hinderte ihn nicht, fort und fort mit Ludwig XVIII. zu conspiriren. O, ihr zarten Gewissen! Die erste Restauration fand Herrn Royer-Colard als Kaiserlichen Staatsrath, General-Direktor des Buchhandels und der Druckereien und Ritter der Ehrenlegion. Seine Würden verblieben ihm unter Ludwig. Napoleon kehrte von Elba zurück — er blieb an seinem Platze. Die zweite Restauration kam — Herr Royer-Colard wich nicht von der Stelle. Das nenne ich Consequenz — ein rechter Mann muß auf seinem Platze bleiben, und wenn der Teufel aus der Hölle regiert. Nun hat Herr Royer-Colard auch dem Bürgerkönig den Eid der Treue geleistet; doch ist er so vorsichtig, in der Deputirtenkammer gänzlich zu schweigen, und als über die Ausschließung der Bourbons abgestimmt wurde, enthielt er sich, obwohl anwesend, der Abstimmung. Und dieser Royer-Colard posirt unter den politischen Windfahnen Frankreichs noch für recht reputirlich und fast für gewissenhaft, obwohl er zehn Jahre lang von Napoleon den Gehalt eines Professors der Philosophie annahm, ohne Vorlesungen zu halten, während er zu gleicher Zeit unter dem falschen Namen Rem y von den vertriebenen Bourbons den Sold empfing, den diese ihren geheimen Agenten reichten. Herr Royer-Colard

gilt als das Haupt einer philosophischen Schule, und seine Jünger, die jetzt am Staatsruder sind, zeigen nichts als Unfähigkeit, Ohnmacht, eitlen Redepomp, und Mangel an allem praktischen Verstand. Gott behüte uns vor regierenden Schulmeistern!

Dupin der ältere ist ein Mann von fünfzig Jahren. Seine Rede ist fließend, aber ohne Kraft. Ehrgeiz und Selbstsucht sind die Richtschnur seines politischen Lebens. Er trat zuerst als Deputirter in der Kammer der hundert Tage auf. Unter der Restauration bemühte er sich vergebens, in die Staatsverwaltung zu gelangen, und hielt sich aus diesem Grunde zur Opposition, doch stand in solcher Stellung, daß er jeden Augenblick der Regierung die Hand reichen konnte. Im Jahr 1830 unterzeichnete er die Adresse der 221. In den Julitagen zeigte er sich feig und schwankend; er wohnte den ersten Zusammenkünften der Deputirten nicht bei und unterschrieb die in den öffentlichen Blättern abgedruckte Protestation so wenig, als seine Collegen. Während des Kampfes hielt er sich zu Hause eingeschlossen, und als der Sieg für das Volk entschieden war, eilte er nach Nemilly, um den Herzog von Orleans zu beschwören, die Statthalterschaft anzunehmen, die ihm noch niemand angeboten hatte. Sein einziges Dichten und Trachten ist auf ein Portefeuille gerichtet.

Herr Etienne ist ein politischer Proteus, der sich in alle Formen zu fügen weiß. Unter Napoleon war er Censor — was kann man weiter von einem Menschen sagen! Die Restauration beraubte ihn aller seiner Stellen, und nun warf er sich mit Leib und Seels in die Opposition, wurde Mitarbeiter an der *Minerva* und am *Constitutionnel*, und setzte sich in der Kammer auf die äußerste linke Seite. Im Jahr 1827 schloß er sich an das Ministerium Martignac an, in der Hoffnung, dadurch ein Staatsamt zu erlangen. Als Polignac aus Auber kam, trat er wieder zur Opposition über und unterschrieb die Adresse der 221. Beim Ausbruch der Julirevolution befand er sich auf der Reise nach Paris. Am 28. Juli kam er zu Meaux, 8 Stunden von der Hauptstadt, an und blieb daselbst, um den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Als sich derselbe für das Volk entschieden hatte, eilte er nach Paris, mit einer dreifarbigten Kokarde versehen, die er aber, statt sie an den Hut zu stecken, vorzüglich in seinem Portefeuille verwahrte. Unter Ludwig Philipp hat er sich dem Hof und dem Justiz-Milieu angeschlossen und heßt die Pairswürde zu erlangen. Es wäre Schade, wenn die zu frühzeitige Ankunft der Republik diese Hoffnung zu Schanden machte!

Der Deputirte Jony ist ebenfalls ein politischer

sches Camilleon. Unter dem Kaiserthum beschmei-
kelte er in seinen Schriften Napoleon den Gro-
ßen, unter der Restauration Ludwig den Ersten.
Im Jahr 1814 wurde eine Oper von ihm: „Vela-
gius oder der König des Friedens,“ auf-
geführt, worin er über die Wiederkehr der Lilien
und der Bourbons nach Frankreich in Entzücken ge-
rath. Er nannte sich nun Herr von Jouy und
wurde Mitglied des Instituts. Bei der Rückkehr
Napoleons ließ er sich in der von ihm redigirten
Gazette de France also vernehmen: „die Natio-
on, aus den Träumen des Ruhms und der Größe
mühsam aufgeschüttelt, beugte sich mit Ergebung
unter das Joch der Bourbons, die Armee vergaß des
Siegs und nahm mit verachtungsvoller Gleichgültig-
keit die ministeriellen Günstlinge an, die man an
die Stelle ihrer ruhmgekrönten Führer setzte, die
Priester verhehlten nimmer den Zweck und die Ver-
weggründe ihrer Hoffnungen. Der Hof, ohne Ruhm
und Glanz, stellte die alte Etikette wieder her und
die Minister, unfähig zu großen Dingen, gaben sich
mit kleinlichen Intriken ab — da plötzlich durch-
schauerte ein fernher schallendes dumpfes Geräusch den
Hof und belebte Frankreich — Napoleon der
Große hat Frankreichs Boden betreten, seinen Scep-
ter wieder aufzunehmen, und diesen Entwurf, den
Kämpfern, den je ein Mann gefaßt, er führt ihn

aus an der Spitze von 600 Tapfern, die er mit sich zur Unsterblichkeit beruft!“ Welche rhetorische Blosse! — Der arme Jouy mußte sie bei der zweiten Restauration theuer bezahlen; alle seine Stellen wurden ihm entzogen. Jetzt natürlich ward er ein Gegner der Legitimität und segelte mit vollem Winde in der Opposition. Die Quasi-Legitimität besitzte ihn in den Reichen des Juste-Milieu.

Der Haß gegen das Priestertum ist allgemein und heftig. Ich sah nur ein- oder zweimal einen Geistlichen in seiner Amtsekleidung auf der Straße. In den Kirchen erblickt man bloß alte Weiber. Bei der Beerdigung des Abbé Gregoire weigerten sich die Geistlichen des Kirchspiels, ihr Amt zu verrichten. Aus Furcht vor dem Volke, das trotz des Regens in großer Masse herbeiströmte, waren sie aus der Kirche entflohen. Die Priester der gallischen Kirche versahen den Trauergottesdienst. Die Puth der Menge war unbeschreiblich und keine Stimme, außer der eines alten Weibes in meiner Nähe, wagte sich für den Clerus zu erheben; die bigotte Alte wurde schnell umringt und entkam nur mit Mühe in ein benachbartes Haus. Vor der Kirche waren ein Bataillon Linientruppen, ein Bataillon Nationalgarde und eine Schwadron Municipalgarde aufgestellt. Nachdem der Leichenzug in dem Hofe angekommen war, schloß man plötzlich die Thüre, um das Nach-

drängen des Volks zu hindern. Augenblickliche Stille, dann ein dumpfes Murren, das immer lauter und lauter, immer heftiger und heftiger ward. Plötzlich erschallten die unheimlichen Pfeifen, und auf dieses Signal drängte sich die ganze Masse auf die Truppen, die in einem Nu aufgerollt waren und so dicht standen, daß sie keinen Gebrauch von ihren Waffen machen konnten. Schon stiegen viele Menschen über die Gitter weg, um mit Gewalt in die Kirche zu dringen, das Geschrei der Wuth stieg und der Aufruhr drohte sich gewaltsam zu enden, als der commandirende Offizier den vernünftigen Einsall hatte, die Thore freiwillig zu öffnen. Kaum waren sie aufgegangen, so legte sich der Tumult, weil das Volk seinen Willen durchgesetzt hatte, und man strömte in hellen Haufen in die Kirche. Ich drängte mich auch hinein, das Todtenamt wurde eben gefeiert. Das Volk zeigte aber wenig Ehrfurcht vor den Ceremonien des katholischen Cultus, ging bedeckten Hauptes in der Kirche umher, plauderte, schäkerte und lachte laut auf, während die Geistlichen die feierlichen Töne ihres Gesangs erschallen ließen. Die Herrschaft des Priestertums ist in Frankreich zu Ende — wäre sie es doch überall!

Im Theater, in Journalen, in Flugschriften wird die Geißel der Satyre unerbittlich über Alles geschwungen, was antinational ist. In einer dieser

Broschüren sind die politischen Wetterfahnen durch den Grafen Tournaudent und den Vicomte Omnicolor treffend dargestellt. Die Scene spielt während der drei Tage. Der Graf Tournaudent tritt häufig ein und fragt: Man schlägt sich also immer noch? — Heftiger als je, antwortet der Vicomte Omnicolor, dieses muthige Volk weicht keinen Schritt, diese tapfere königliche Garde steht wie eine Mauer. Jedermann hält sich vortrefflich. — Graf Tournaudent: Ich fürchte nur eines — daß sich die Sache in die Länge ziehen möchte; es ist so unangenehm, sich in einer zweideutigen Stellung zu befinden; man weiß nicht, auf welchem Fuße man gehen soll. Was mich betrifft, so liebe ich den König aufs innigste, das weiß Jedermann; aber ich liebe auch dieses gute Volk, das sich für seine Freiheit schlägt. — Vicomte Omnicolor: Freilich, freilich, man weiß nicht, für wen man sich erklären soll. — Graf Tournaudent: Ach ja! Man will doch seinen Pflichten nicht aufgeben, denn (seufzend) jeder gute Bürger muß ja seine Kräfte dem Staate weihen. — Vicomte Omnicolor: Allerdings, das ist Pflicht. Wie viel tragen Ihnen Ihre Stellen ein? — Graf Tournaudent: 50,000 Franken, aber schwere Geschäfte, große Last; ich will sie gerne noch länger tragen, denn so sehr ich auch den König liebe, so ist gleichwohl das Da-

terland.... Hm! Hm! -- Vicomte Omnicolor:
 Die Frau Gräfin immer noch zu Bordeaux? —
 Graf Tournauvent: Ja, die Luft ist dort so ge-
 sund und die Einwohner so gut gesinnt. Ich habe
 ihr einen Brief geschrieben, der mir nicht wenig zu
 schaffen machte.... die Zeiten sind so kritisch. —
 Vicomte Omnicolor: Sie werden doch vorsich-
 tig gewesen seyn, damit Sie nicht compromittirt
 werden. — Graf Tournauvent: Gott behüte,
 man muß sich in die Umstände schicken. Hören Sie
 nur: „Meine theure Freundin! Man schlägt sich
 in Paris, und Niemand weiß noch, wo das enden
 mag. Suchen Sie doch mit Jedermann gut auszu-
 kommen, es ist eine gar böse Zeit, in der man es
 mit Niemand verderben darf. Am besten wäre es,
 wenn Sie sich etwas zurückzögen.... eine kleine
 Unsymplichkeit.... Nun, Sie wissen ja schon. Sa-
 gen Sie doch Herrn D°, daß man ihn des Liberalis-
 mus verdächtigt; er möchte sich doch in Acht neh-
 men.... Sie verstehen schon; er könnte uns unter
 gewissen Umständen diese Warnung angenehm ver-
 danken. Ja, ja, meine Liebe! man muß sich über-
 all Freunde machen.... Uf! Uf! Ich habe alle
 Hände voll zu thun. Gestern brachte ich den gan-
 zen Abend bei Herrn von Polignac zu, die Garde
 hat sich brav gehalten. Heute scheint das Volk ei-
 niges Uebergewicht zu haben, ich muß doch zu dem

redlichen La siette gehen; ich habe ihn in'sgeheim immer geliebt. Schicken Sie mir doch meine alte dreifarbigte Echärpe; man muß sie doch einmal wieder anstücken, sie könnte von den Schaben leiden... und... und... es sind doch einmal Nationalfarben. Der Herzog von Angoulême ist doch der beste Herr von der Welt, er überhäuft mich mit Wohlthaten. Schicken Sie mir auch die eigenhändigen Schreiben des Prinzen Eugen, des Herzogs von Orleans und des Generals Foy, denn... denn... ich habe meine Sache gerne in der Ordnung. Nun leben Sie wohl, Theuerste! Fürchten Sie nichts für mich, wie auch die Ereignisse sich wenden mögen, so werde ich suchen in den Tuileries zu bleiben.“ Nun, wie finden Sie diesen Brief? — Vicomte Omniscior: Vortrefflich, ganz für die Umstände passend. Sind Sie gestern auch in Saint-Cloud gewesen? — Graf Tournavent: Nein, aber ich hatte im Sinne hinzugehen; aber, dachte ich, was willst du da thun; es ist ohnedieß Alles so voll dort... man genirt vielleicht nur... am Ende hätte ich nicht einmal Gelegenheit gefunden, meine Ergebenheit für die höchste Person... Hm! Hm! Welche Zeiten! — In diesem Augenblicke meldet ein Bedienter, daß das Volk überall Sieger und die Garde in vollem Rückzug ist, worauf der Graf Tournavent leichter athmet und in die Worte

ausbricht: „O, diese wackern Pariser! Wie freue ich mich, daß sie endlich über alle Mißbräuche der Tyrannei gesiegt haben! Wenn ich nur meine dreifarbige Schärpe schon hier hätte!“

Eine Scene im Innern des Pallastes von Saint-Cloud ist höchst belustigend. Carl X. hat auf eine bestimmte Stunde die Jagd bestellt und sieht voll Ungeduld immer noch der Uhr. Die Minister wollen diesen Zeitpunkt benützen, um seine Unterschrift für die Ordonnancen zu erlangen, die er aus Angst, Schwäche und einer Art Gewissenhaftigkeit immer verzögert und hinauschiebt. Noch eine Stunde bis zur Jagd, sagt Carl auf die Uhr sehend, wie langsam doch die Zeit verstreicht! (Gähnd.) Du weinst also, Polignac, daß man hier durchaus den Ernst zeigen müsse? — Polignac: Nothwendig, Eure! Sonst geht es mit diesen Liberalen nicht zu Ende. — Carl: Wenn aber... Hm! Hm! — Polignac: Es ist nichts zu fürchten, das sind Schreier; wenn die Kugeln um ihre Ohren pfeifen, werden sie schon zahm werden. — Carl (nießend): Hm! Hm! — Polignac: Man hat sie ja schon mehr zu Pöarren getrieben (er gibt dem Cardinal Latil einen Wink). — Carl: Ja! Ja! aber... — Cardinal Latil: Eure Majestät können nimmer zurück, und bedenken Sie das Heil Ihrer Seele, Sie haben der Kirche Ihren königlichen Schatz verheißen; Sie sind ein

Ritter und müssen Ihr Wort lösen. — Carl: Ja! Ja! Ich bin ein Ritter und muß mein Wort lösen. — Polignac: Was beschließen nun Eure Majestäten? — Carl: Beschließen! Ja! Ja!... Ich will sehen... Wir wollen in unserer königlichen Weisheit... Hm! Hm! Es scheint mir doch, daß die Verfassung... — Polignac: Die Verfassung, Sire! das ist es ja eben, das ist ja der Stein des Anstoßes. — Carl: Ich habe aber doch zu Rheims geschworen, daß ich... — Cardinal Latil: Sire! Unser heiligster Vater zu Rom kann binden und lösen, wäre auch der Eid am Fuße des Altars geschworen. — Carl: Hm! Binden und lösen... Wir wollen sehen... wir wollen eine königliche Entschliessung... in einigen Tagen werden wir... — Polignac: Verzichung, Sire! der Augenblick ist dringend; die Gefahr steigt von Stunde zu Stunde. Man muß auf der Stelle dem liberalen Unwesen ein Ende machen. — Carl (verduhrt): Oh! Oh! auf der Stelle! — Peyronnet: Allerdings, Sire! Was ist Anderes zu thun? Die 221 sind wieder gewählt; es ist unumgänglich mit ihnen zu regieren. Das Volk will durchaus Ihre getreuen Minister abgesetzt sehen. — Carl (mit angenommener Heftigkeit): Das ist doch unverschämt von dem Volke, aber wir sind Könige und... — Polignac: Mehr als unverschämt, Sire! Es ist despotisch. Dieses Volk greift in die Könige

lichen Rechte ein und verlangt die Entlassung Ihrer getreuen Minister. Wären wir je ein Hinderniß der Wohlthaten gewesen, die Eure Majestät Frankreich erzeigen wollen, so würden wir selbst unsere Entlassung genommen haben. Das ist aber nur eine elende Ausflucht der Liberalen, und Ihr durchdringender Verstand, Eure, hat Sie selbst diese strafbaren Umtriebe durchschauen lassen, als Sie auf die unterschämte Adresse der Aufrührer antworteten, daß Ihr Wille unwiderruflich sey. — Carl: Ja, ja, das haben wir erklärt und... — Polignac: Es ist also nur noch ein Mittel übrig, Ihre Majestät müssen zeigen, daß Sie König von Frankreich sind und daß der Wille Ihrer Unterthanen dem Ihrigen weichen muß. — Carl: Ja, du hast Recht, Polignac, wir müssen zeigen, daß wir König sind. Was ist nun zu thun, meine Herren? Reden Sie, aber fassen Sie sich kurz, denn (er sieht auf die Uhr) wir müssen nunmehr auf die Jagd gehen. — Polignac: Euer Majestät Zeit ist allzu kostbar, als daß wir sie missbrauchen sollten. Was wir Ihnen vorzuschlagen haben, ist höchst einfach und leicht: 1) da die Tagblätter allzu unverschämt sind und durch ihr Geschrei den Gang des Ministeriums hemmen, so muß man sie unterdrücken. — Carl (erschrocken): Wie! Alle? — Polignac: Alle, Eure! Später können Eure Majestät denen, die entweder unschuldig oder gutge-

sinnig sind, wieder Erlaubniß geben, zu erscheinen. — Carl: Das werden wir in unserer königlichen Weisheit ermeßen. — Polignac: 2) da die Kammer aus lauter Auführern besteht, die von nichts als Freiheit träumen, so muß man die Kammer auflösen. — Carl: Auflösen, gut, auflösen... — Polignac: Da die Wahlen nicht gut ausgefallen sind, so muß man die Wahlart ändern. — Carl: Die Wahlart ändern, ja, ja, ändern... (er sieht auf die Uhr.) Ist das Alles, denn die Zeit... — Polignac: Alles, Sire! Hier sind die Ordonnanz, es fehlt nur noch Ihre Unterschrift. — Carl (die Ordonnanz gedankenlos überblickend und vor sich hinstarrend): In Gemäßheit des Artikels der Verfassung &c. gut... In Gemäßheit... gut... Aber wenn nur... die Verfassung... der Eid... das Volk... (Es schlägt zwölf Uhr)... Ah! Wir müssen auf die Jagd. (Der König ergreift rasch die Feder und unterzeichnet.) — O, ihr Völker, von solchen Händen werden eure Schicksale abgewogen!

Nun eine Scene aus dem Schlosse von Saint-Cloud am Abend des 29. Juli, wo bereits Alles für Carl X. und seine Dynastie verloren war: Polignac (allein): Ah! Dieses verdamnte Pöbelgeschrei geht mir noch in den Ohren. Teufel! Welche hitzige Canaillen! Da lobe ich mir den Park von Saint-Cloud, hier ist es viel stiller; ich muß den Plan

davon aufzuehmen lassen, um mir einen ähnlichen anzulegen. Nur ruhig, bald wir es anders lauten... Ah, ihr Herrn Liberalen, ihr glaubt mit mir spielen zu können, aber ich bin fein, viel zu fein für euch. Mein Spiel war im Voraus gewonnen. Siehe da, Herr von Semonville, unser Großreferendar... Semonville: Ich selbst, und ich wünsche den König zu sprechen. — Polignac (wichtig): Se. Majestät sind in diesem Augenblicke sehr beschäftigt, es wird schwer seyn, vor Hrchsiliefelben zu gelangen. — Semonville: Ich muß den König durchaus sprechen; ich kann ja warten. Wissen Sie auch, Herr von Polignac, daß Sie entweder der größte Narr oder der größte Verräther sind, den die Erde je getragen hat. — Polignac (in hohem Tone): Mein Herr... — Semonville: Ja, mein Herr, ein Narr oder ein Verräther — wählen Sie nun. Wie konnten Sie die Krone von Frankreich solcher Gefahr aussetzen? — Polignac: Ich, die Krone in Gefahr bringen! Ich rette sie ja. — Semonville (mit Achselzucken): Sie... Sie retten die Krone! — Polignac (überseht sich): Freilich, ich rette sie, und innerhalb zwei Stunden werde ich Ihnen den Beweis davon in die Hand liefern. — Semonville (verächtlich): Was verderbe ich meine Zeit hier mit einem Narren, ich gehe zum König... — Polignac (Nach vor die Thüre stellend): Verzeihen Sie, mein

Herr, die Eifette... — Semonville (laut): Ich sage Ihnen, daß ich zum König muß. — Carl (die Thüre öffnend): Was gibt es denn hier, meine Herren? — Semonville: Herr von Polignac verbietet mir den Eintritt in Euer Majestät Cabinet. — Carl: Herr von Polignac hat Unrecht, es macht mir immer Vergnügen, meinen Großreferendar zu sehen. — Semonville: Verzeihen Sie, Eure, wenn ich sogleich zur Sache schreite... Die Dringlichkeit des Augenblicks wird mich entschuldigen... Euer Majestät Thron ist in Gefahr... Carl (nachlässig): Man schlägt sich also immer noch zu Paris? — Semonville: Ja, Eure, und das eüchtig. Das Volk von Paris ist seit gestern ein Riese geworden. — Carl: Bah! Bah! Unsere königliche Garde ist da... — Semonville: In zwei Stunden wird sie es nimmer seyn... — Carl (etwas erschrocken): Hm! Hm! Meinen Sie... Aber Sie, Herr von Polignac, Sie kommen ja von Paris und müssen wissen, was an der Sache ist... — Polignac: Eure! Es ist wahr, man schlägt sich noch immer, aber die Besorgnisse des Herrn von Semonville sind abertrieben. — Semonville (ernst): Herr von Polignac, Sie häufen eine große Verantwortlichkeit auf Ihr Haupt... — Polignac (in hohem Tone): Mein Herr, ich fühle die Kraft in mir, sie zu tragen. — Herzogin von Berry (eintretend): Eure! Was

muß ich hören? Man schlägt sich, man würgt sich zu Paris... — Carl: Was geht das mich an! — Herzogin von Berry: Um Gottes Willen, Sire, lassen Sie uns in die Hauptstadt zurückkehren... widerrufen Sie diese unseligen Erdonnungen... thun Sie dem Blutvergießen Einhalt... sehen Sie das künftige Loos, vielleicht das Leben meines Sohnes nicht in Gefahr. — Carl: Mischen Sie sich nicht in unsere Regierung... Wir sind König und... — Herzogin von Berry: Ach, Sire! Wenn Sie gehört hätten, was mir ein junger Maler... — Carl (mit angenommener Königswürde): Polignac, geleiten Sie Madame in ihre Appartemens (Die Herzogin von Berry und Polignac gehen ab)... Sie meinen also, Herr von Semonville, daß es wirklich Gefahr habe? — Semonville: Sire! Es ist Alles zu fürchten. — Carl: Was hat denn aber das Volk so aufgereizt? Ich bin ja ganz bei der Verfassung geblieben. — Semonville (verkeint): Wie, Sire! und Ihre Erdonnungen... — Carl: Die wurden erlassen, um zur Verfassung umzuwenden; meine Minister haben mir gesagt, daß wir uns ein wenig davon entfernt hätten, und daß es nur dieses einzige Mittel gebe, wieder ganz und gar zur Verfassung zurückzukehren. — Semonville: Die sind sehr strafbar, die Eure Majestät so getäuscht haben. — Carl (verlegen): Nun denn... so raten Sie mir

nur... Was soll ich denn thun? Was muß ich bewilligen? — Semonville: Vor allen Dingen müssen Sie die Ordnungen widerrufen. — Carl: Meinen Sie?... — Semonville: Durchaus. — Carl: Wir widerrufen also unsere Ordnungen. — Semonville: Das ist nicht genug. — Carl: Wie! Nicht genug! — Semonville: Sie müssen alle Ihre Minister entlassen. — Carl: Eh! Was das betrifft... nein... wir haben erklärt, daß unser Wille... — Semonville: Eure! In einer Stunde ist es vielleicht zu spät. — Carl: Hm! Hm! Wir entlassen unsere Minister... Wir entlassen aus höchster Machtvollkommenheit, dem Willen des Volkes nachzugeben... Hm! Hm!... Was sollen wir denn nun für neue Minister ernennen? — Semonville: Männer, die populär sind. — Carl: Männer... Hm! Hm!... die populär sind... (nach einer Pause)... gehen Sie, lieber Semonville, und sehen Sie mir ein Verzeichniß der neuen Minister auf. (Semonville geht ab) — Carl (allein): Ich habe freilich dem Cardinal und Polignac mein Wort gegeben.... aber.... aber.... es geht um die Krone... da muß man sich zweimal besinnen... die versuchen Pariser!... Pöhl Tausend! Hat nicht die Berry von einem Maler gesprochen... (er klingelt)... Wir wünschen die Herzogin von Berry zu sprechen... Es wird wohl der

Maler seyn, der für mich bestellt ist... — Herzogin von Berry (eintretend): Sire, Eure Majestät haben... — Carl: Sehen Sie sich, Nichte, wir wollen vernünftig reden... Sie haben von einem Maler gesprochen... — Herzogin von Berry: Ach, Sire, ganz Paris in Aufruhr... — Carl: Wir haben nach dem Maler gefragt. — Herzogin von Berry (seufzend): Es ist derselbe, den Eure Majestät bestellt haben... — Carl (einfallend): Das haben wir doch gleich gedacht, unser königlicher Scharfsinn... — Herzogin von Berry: Sire! Er kommt gerade von Paris und hat alle diese Ausstritte mit angesehen; er macht eine furchtbare Beschreibung davon. — Carl: Wo ist er? — Herzogin von Berry: In meinen Zimmern. — Carl: Ich will ihn sprechen. (Die Herzogin verabschiedet sich.) — Der Maler (eintretend): Ihre Majestät... — Carl (einfallend): Sie haben ja dem ganzen Spektakel angewohnt, erzählten Sie doch. — Der Maler: Sire! In Gemäßheit Ihrer Befehle ging ich an diesem Morgen von Hause weg, um bald in Saint-Cloud zu seyn. Schon hatte das Flintenfeuer in meinem Viertel begonnen, aber gleichviel, ich wollte Euer Majestät Befehlen nachkommen. Das war schwieriger, als ich mir gedacht hatte. Ich dränge mich durch, werde gedrängt, gestoßen, komme endlich an eine Barrikade, steige hinüber und befinde mich plötzlich mitten in einem

Gesicht... Ach, Eure! Welcher schreckliche Anblick! Der mir lag der Leichnam eines Weibes, die ein Schweizer mit dem Flintenkolben erschlagen hatte; ein Kind wirft sich weinend auf den Körper seiner Mutter, ein anderer Schweizer schießt es mit dem Bajonette nieder; ein unbewaffneter Bürger wirft sich mit dem Schreien: „Es ist mein Weib und Kind!“ auf die beiden Leichname, ein dritter Schweizer legt auf ihn an, schießt, und das Gehirn des Unglücklichen spritzt mir ins Gesicht. Die Sinne vergingen mir fast, ich warf mich in den Strudel und gelangte, ohne zu wissen wie, auf die elysäischen Felder, und von dort nach Saint-Cloud. (Er schweigt mit thränenden Augen.) — Carl (gleichgültig): Will nicht viel heißen.... Nun... fangen wir an... ich sehe... — Der Maler: Wie, Eure! Eure Majestät befehlen, daß ich... fröh... — Carl: Ja, ja, freilich! Darum sind Sie ja hier... — Der Maler: Eure!... ich will den Versuch machen, aber ich zweifle, daß... (der König sitzt gemächlich, um sich malen zu lassen; der Maler macht vergebliche Anstrengungen, seine Hand zittert)... Verzeihung, Eure!... Es ist mir ganz und gar unmöglich. — Carl (verdrießlich): Welch' kindisches Benehmen! (in hohem Tone) Wir entlassen Sie.

Reminiscenzen
eines
württembergischen Constituirenden.

Ich war ziemlich lange ein politischer Enthusiast. Nach der Leipziger Schlacht begrüßte ich die Morgenröthe der deutschen Freiheit, als deren Apostel mir die Kosacken erschienen. Im Jahre 1817 war ich ein württembergischer Patriot, hieß den Herrn von Wangenheim für den württembergischen Antichrist und die Herrn von Weishaar und von Volley für die Märtyrer der württembergischen Verfassung. Im laufenden Jahre 1831 glaube ich von allem dem nichts mehr.

Im Jahre 1819 wurde ich zum Deputirten der constituirenden Versammlung gewählt. Meine politischen Freunde gaben ein Gastmahl und setzten mir einen Kranz auf das Haupt, von zarten Händen ge-

flochten. Wir waren alle sehr gerührt, und ein patriotischer Poet las ein Gedicht ab, das, wenn ich mich recht erinnere, so anfang:

Muthiger Wahrheitswort,
Du, der das freie Wort
Sandte zum Thron, u. s. w.

Gedicht und Relation wurden im Nürnberger Correspondenten abgedruckt, und unsere Hoffnungen und Wünsche für das Vaterland gehörten zu den erhabensten, die vielleicht je ausgesprochen worden sind. Gleichwohl muß ich gestehen, daß ich mir als gekröntes Haupt etwas albern vorkam; ich legte daher meine Ehrenkrone sachte bei Seite, und mit Recht, denn ich habe sie als constituirendes Mitglied nicht verdient.

Nachdem ich zum Deputirten gewählt war, fanden sich mehrere Patrioten von 1819 bei mir ein. Herr Kirchcurath Paulus in Heidelberg, das Drakel der Stände von 1816 und 1817, war auch nach Stuttgart gekommen. Da wurde viel besprochen und ich sah zum erstenmal den Herrn von Weichhaar, der damals noch Doctor beider Rechte war. Die Auserwählten kamen in der Reunion Gaupp zusammen; dieser Herr Gaupp war ein dicker Mann, Apotheker und Deputirter von Alten. Bei der constituirenden Versammlung erwies er sich sehr brauchbar, denn er arrangirte die Diners und

Soupers mit besonderer Geschicklichkeit und trug dadurch zur glücklichen Vollbringung des Verfassungsvertrags nicht wenig bei. Sein Lieblingsprüchwort: „Wenn man die Füße unter einen Tisch steckt, wird man leichter einig,“ ging zum Wohle des Landes in wunderbare Erfüllung. Wir nannten ihn scherzweise den Haushofmeister der constituirenden Versammlung. Im übrigen war er ein wackerer Mann.

Die constituirende Versammlung wurde in Ludwigsburg gehalten, warum, weiß ich nicht. Vielleicht fürchtete die Regierung den Einfluß der Sturmgarter Bürger auf die Deputirten. Am 13. Juli 1819 wurde die Versammlung eröffnet. Da ich mir einen schwarzen Mantel angeschafft und einen dreieckigen Hut entlehnt hatte, konnte ich bei Zeiten auf dem Rathhause erscheinen, wo sich die Deputirten versammelten, um in Procession in den Sitzungssaal im Schlosse zu ziehen. Herr von Weishaar ließ ziemlich lange auf sich warten; er wurde noch am nämlichen Tage zum Präsidenten gewählt, oder eigentlich dem Namen nach zum Vicepräsidenten, denn Seine Durchlaucht der Herr Fürst von Waldburg-Zell-Trauchburg war befallter Präsident der constituirenden Versammlung. Der Zug ging durch eine Reihe Bürger und Studenten, die sich eingefunden hatten, ihn mir anzusehen. Die Birib

Stimmführer, welche die Pairs des Reichs vorstellten, trugen verschiedenartige Uniformen, Orden und Kammerherrnschlüssel, die gewählten Repräsentanten schwarze Kleidung und schwarzen Mantel. Mehrere Pairs waren nicht erschienen und hatten auch keine Vollmacht erteilt, unter ihnen der Fürst von Metternich, woraus sich historisch ergibt, daß der k. k. österreichische Herr Haus-Hof- und Staatskanzler an der Vollbringung der württembergischen Verfassung keinen Antheil genommen hat.

Der König ließ die Versammlung durch Commisſarien eröffnen. Die Herren von der Läche, damaliger Geheimraths-Präsident, von Mauler, damaliger Justizminister, und von Otto, damaliger Minister des Innern, wurden mit dem gewöhnlichen Ceremoniel eingeführt. Hierauf wurden die üblichen Reden und Gegenreden abgelesen, beides mit vieler Fertigkeit und Anstand. Der Herr Bischof von Evara ermahnte in einem Gebete die Versammlung: „im Hochgefühl ihrer Würde und großen Bestimmung sich ganz mit der Gottheit zu erfüllen, sich über alle niedern Verhältnisse des Lebens zu erheben und ihr Gemüth mit großen Entschlüssen und heiligen Gefühlen zu begeistern.“ In Folge dessen ward der Abgeordnete Wetſhaar zum Präsidenten gewählt. Diese Wahl wurde schon am andern Tage von der Regierung bestätigt, zum erfreulichen

Beweise, daß sie ihr nicht unangenehm sey. In
 der Sitzung vom 15. Juli beglückwünschte hierauf
 der Prinz von Hohenlohe-Kirchberg die Ver-
 sammlung und die beiden Präsidenten mit folgenden
 Worten: „Es ist wohl in dieser hochansehnlichen
 Versammlung nur Eine Stimme, die der Freude
 über die Bestellung ihres Präsidii! Sie haben durch
 eine Reihe im Staatsdienste ruhmvoll zugebrachter
 Jahre, durchlauchtigster Fürst! sich das allgemeine
 Zutrauen und die allgemeine Liebe erworben, welche
 die Wahl unseres erhabenen Monarchen, der Sie auf
 diesen wichtigen Standpunkte berief, auf das Schönste
 rechtfertigen, und Sie, verehrtester Herr Vice-Präsi-
 dent, wurden durch die allgemeine Stimme —
 die Bürgschaft unseres allseitigen Zutrauens in
 Sie — hieher gerufen und von dem unser Vertrauen
 theilenden Könige bestätigt.“ Das war sehr schön
 und rührend!

In dieser Sitzung wurde zur Discussion der
 Adresse auf die Thronrede geschritten. Der Entwurf
 der Adresse sprach vom „Geiste der Gerechtigkeit, der
 des Fürsten erste Tugend sey.“ Der Herr Bicekanz-
 ler v. Antenrietz meinte, ob man nicht der Ge-
 rechtigkeit auch die „Gnade“ hinzufügen sollte, da
 der König in dem Verfassungsentwurfe manches Wei-
 tere selbst anbiete, was die alte Verfassung von Wä-

reimberg noch nicht belesen habe. Dieser Antrag hatte jedoch keine Folge.

Die Adresse enthielt die Worte: „Der Tag, an welchem die Versammlung eröffnet wurde, ist derselbe, der einst Allerhöchstdieselben vom Felde des Sieges in das jubelnde Vaterland zurückgeführt.“ Hierüber erhob sich eine inhaltschwere Debatte: Der Herr Prälat von Schmid machte die grammaticalsche Bemerkung: „dasselbe Wort, sogleich wiederkehrend (derselbe Tag, der Allerhöchstdieselben), verursache einen äbeln Laut, und es könnte dafür gesetzt werden: „der nämliche Tag.“ Hierauf erwiderte der Abgeordnete Jahn schlagend: „der nämliche Tage gebe einen ganz andern Sinn; derselbe Tag bezeichne die Wiederkehr des Tages, der nämliche Tag aber sey der 13. Juli 1814, an dem der König seinen Einzug gehalten habe. — Diese wichtigen Differenzen wurden dadurch ausgeglichen, daß man sich allseits vereinigte, statt „Allerhöchstdieselben“ „Allerhöchst Sie“ zu setzen.

Eine dritte wichtige Erörterung war noch zurückgeblieben. Am Schlusse der Adresse hieß es: „Wöge der Blick Eurer Majestät unsere Bestrebungen wohlwollend begleiten und in uns die Vertreter nicht bloß der Rechte des Volks, sondern eben so sehr seiner Liebe, erkennen!“ Der Prälat von Schmid machte hiegegen den Einwurf, daß man wohl der

Vertreter der Rechte des Volks, aber nicht seiner Liebe seyn könne. Die Liebe Anderer gestatte keine Vertreter, wohl aber Ausleger. Dolmetscher. — Der Abgeordnete Zahn meinte dagegen: „Auch die Liebe könne man als ein Recht ansprechen, und er möchte diesen Ausdruck nicht gerne missen.“ — Vizekanzler von Kutenrieth: „Wir sind die Boten des Landes, könnte man nicht setzen: Boten der Liebe?“ — v. Thcobald: „Oder: Verkünder seiner Liebe?“ — Uhlant: „Das Wort kann nicht wegsallen, sonst fällt der Gegensatz weg.“ — Zahn: „Es liegt eine gewisse Kühnheit in der Fassung, welche durch die Wärme entstanden ist.“ — Weisshaar: „Es ist allerdings etwas Poetisches in obiger Wortverbindung, aber in einer Adresse dieser Art kann dieß wohl Statt finden.“

Durch obige Gründe überzeugt, nahm Prälat v. Schmid seine vorgeschlagene Berichtigung zurück, und die Vertretung der Liebe blieb demnach. Was mich betrifft, so wunderte ich mich sehr über die Genauigkeit und Schärfe, womit die constituirende Versammlung schon bloße Ceremonien, Gegenstände erörterte, und schöpfte daraus die glänzendsten Hoffnungen auf die gründliche Discussion des Wesentlichen — der Verfassung selbst. Hierauf gestützt, prophezeigte ich der constituirenden Versammlung eine jahrelange Dauer; sie dauerte aber nur ein paar

Monate, weil es doch schicklich war, daß die Verfassung zum Geburtstage des Königs als constitutives Angebinde fertig sey. Sie kam auch bis dahin richtig zu Stande und wurde, in reichen Cassian gebunden mit Goldschnitt, an den Stufen des Thrones unterthänigst überreicht.

Ich hatte mit einigen Wenigen, es waren ihrer vielleicht fünf bis sechs, gegen die Wahl des Abgeordneten Weishaar zum Präsidenten gestimmt. Unter dieser höchst unansehnlichen Opposition befand sich auch der Bauer Thierer, Deputirter von Geislingen. Es ist nicht so äbel, Leute zu wählen, die gar nichts im Staate sind, nicht einmal Schultheiß oder Gemeinderath. Dieser Thierer hielt zwar keine Reden, stimmte aber immer nach seinem besten Wissen und Gewissen. Im Jahr 1824 wurde er nimmer gewählt, weil er ohne Zweifel sich nimmer wählen lassen wollte, und an seine Stelle trat als Deputirter des Oberamts Geislingen Smel in der ältere, der in Freudenstadt durchgefallen war. Damals schon gingen den Leuten die Augen auf, aber die Zunge war noch geknebelt. Der Herr von Weishaar mußte sich in Leonberg wählen lassen, weil er in Stuttgart durchfiel. Wo werden wohl diese Weiden diesmal gewählt werden? Inzwischen haben sie sich die verfloßenen zwölf Jahre wohl befunden und das Land 80,000 Gulden oder etwas mehr gekostet.

Man konnte mir meine, obwohl höchst unwirksame, Opposition nicht verzeihen, und war sehr erbost darüber. Sie dauerte jedoch nur kurze Zeit; in drei Sitzungen hatte ich den Nachschuß der Moralität und Intelligenz der Versammlung und schweig, denn reden, um zu reden, ist langweilig und unwirksam. Nach der ersten Sitzung kam eine ehrliche Haut zu mir und sagte: „Nehmen Sie sich in Acht; Sie haben Feinde; ich hörte im Schloßhose einen Deputirten mit großer Erbitterung von Ihnen sprechen.“ Er nannte mir diesen Deputirten; ich will ihn aber hier nicht nennen, weil er ein ehrenwerther Mann ist, und damals, wie so viele Andere, nur verblendet war. Später kam er zur Einsicht und trat aus der Kammer.

Die Notabilitäten der konstituierenden Kammer empfingen die üblichen Aufwartungen. Ich fand mich, mit einem Duzend anderer, bei der präsidirenden Durchlaucht ein. Von dieser Audienz, die einen hochförmlichen Zuschnitt hatte, weiß ich nichts zu berichten, das der Mühe werth wäre. Herren von Weisshaar machte ich natürlich auch die Aufwartung; er wohnte bei dem Herrn Oberamtspfleger Greiner, der seitdem das Unglück gehabt hat, einen kleinen Kassenrest von etwa 60,000 fl. (ich weiß die Summe nicht genau) zu machen, und sich nunmehr im Zuchthause befindet. Damals war er ein

angesehener Mann und schien in sehr vertrauten Verhältnissen mit Herrn von Weishaar zu stehen. Wer kann einem Echelm ins Herz sehen? — Der Herr Bischof von Evara gehörte auch unter die Notabilitäten der Versammlung. Wir waren außer fünf bis sechs, die ihn zugleich die Aufsicht machten. Sr. Eminenz war mehr als höflich und fast jählich. Die Nührung in Stimme und Haltung war unverkennbar; beinahe hätte er uns den Segen erteilt. In Ermangelung dessen fehlte es aber nicht an schmelzhaften Ausdrücken: „das Schöne, ja das Schönste und Angenehmste einer solchen Versammlung ist es, sagte der Herr Bischof, daß man so viele würdige und ausgezeichnete Männer kennen lernt.“ Wir blähten uns alle gebührend, die Herren Curule und Jeggle, welche mit anwesend waren, wie es mir schien, am tiefsten.

Sieben sänbische Commissarien traten mit den Bevollmächtigten der Regierung zusammen, die Verfassung zu entwerfen. Der Präsident und Vicepräsident wurden durch Acclamation gewählt. Der dritte gewählte Commissär war der Freiherr von Barnhäler. Von der Versammlung beglückwünscht, erwiederte er, daß er diesem großen Juraunen durch Treue und Liebe für das Vaterland zu entsprechen suchen werde. Er ist jetzt Finanzminister. Die vier anderen Commissarien waren: Jahn; Theobald,

Gmelin und Durlhardt. Ein Neu-Würtemberger mußte doch auch gewählt werden. Die Kammer zeigte sich in diesen Wahlhandlungen sehr gut disciplinirt, und der politische Beobachter konnte sich abstrahiren, daß Großes von ihr zu erwarten sey.

Am Sonntag den 26. Juli machte ich, da keine Sitzung war, eine Lustpartie in den Ketschenriedischen Badgarten zu Cannstadt. Ich war sehr vergnügt. Ich Unglücklicher wußte noch nicht, welcher harte Schlag gegen mich gefallen war! Ich traf einige Bekannte; sie sahen mich mitleidig an; doch damals merkte ich nicht darauf, und erst hinterher wurde mir die Sache klar. Es fragte mich Jemand, wenn ich nicht irre, ein jetziger Obristleutnant und Oberkriegsrath oder gar Kriegsrathsdirector: ob ich schon wisse, daß... Er hielt inne. „Daß meine neuen Blätter niedergeschlagen sind?“ fragte ich. Er schien mir unmerklich die Achseln zu zucken und schwieg. Scheltet mehr über die Menschen; sie sind ja so mitleidig, und Niemand theilt gerne eine böse Nachricht mit. Ich hatte zufällig an diesem Tage den Schwabischen Merkur nicht gelesen; am andern Tage las ich ihn — und war gleichsam vom Donner gerührt!

Die Sitzung vom 27. Juli kam. Der Abgeordnete Seybold erhielt das Wort:

„Ich bin gezwungen, sagte er, auf einen Augenblick die Aufmerksamkeit dieser hohen Versammlung

für meine persönlichen Verhältnisse in Anspruch zu nehmen. Es wird wohl wenigen der verehrten Mitglieder unbekannt seyn, daß ich Herausgeber der neuen Stuttgarter Zeitung war. Am 15. des v. M. wurde das Convocations-Edict zur Ständeversammlung erlassen, um eine feste und geßliche Ordnung der Dinge einzuführen. Am 15. desselben Monats wurde die neue Stuttgarter Zeitung ohne alles richterliche Erkenntniß unterdrückt. Ich ließ hierauf ein neues Blatt erscheinen, in einer Form, welche den Interpretationen des Prescriptes, die aus dem königlichen Geheimenrathe hervorgegangen waren, nicht zu widersprechen schien. Die neuen Stuttgarter Hefte wurden herausgegeben, ohne daß die mindeste Einsprache dagegen von Seiten der Regierung geschah. Es sind bereits fünf Nummern erschienen. Durch einen Befehl vom 24. dieses sind auch diese neuen Blätter ohne allen richterlichen Spruch unterdrückt worden.

„Ich bin nicht gemeint, hiedurch eine Reclamation bei dieser hohen Versammlung zu machen; ich will ihre Stellung als constituirende Versammlung nicht gefährden und noch weniger, trotz des empfindlichen Verlustes, den ich durch diese Regirungshandlungen erleide, durch meine Privatangelegenheiten die günstigen Aussichten auf Herstellung einer guten Verfassung ähren. Zu seiner Zeit werde ich die Sa-

che nebst noch andern zur Sprache bringen. Inzwischen aber glaube ich die Versammlung darauf aufmerksam machen zu müssen, daß man bei den neuen Verhandlungen die Formen so fest stelle, daß sie keine solche Interpretationen mehr zulassen.

„Einen andern, meine Persönlichkeit betreffenden Vorgang, kann ich nicht eben so übergehen.

„Ich wurde im vorigen Jahre mit dem Charakter als Hauptmann aus k. k. Militärdiensten entlassen. Nunmehr haben sich Se. Majestät durch ein höchstes Dekret vom 23. dieses bewogen gefunden, mir den Hauptmanns-Charakter abzunehmen. Die Ernennungen bilden einen Theil der Prærogative. Die Ertheilung von Titeln gehört unzweifelhaft in die Kategorie von Gnadensachen, und so glaube ich allerdings, daß, wer sie ertheilt, sie auch nach Belieben zurücknehmen kann, insofern sie nicht *titulo oneroso* erlangt wurden, was bei mir nicht der Fall ist. In England und Frankreich tritt der Fall häufig ein, daß sich gegen diesen oder jenen die Ungunst des Hofes durch Zurücknahme von Gnadenbezeugungen öffentlich ausspricht. Dies ist aber dort an der Tagesordnung und Niemand achtet weiter darauf. Jedoch können wir unsere kleinen Verhältnisse nicht immer mit dem Maßstabe jener größeren Staaten messen. Eine solche Entziehung eines ehrenvollen Titels, ohne Benennung irgend eines Grundes, scheint

nach unserm Begriffen auf den, der diese Kränkung erduldet, ein gewisses nachtheiliges Licht zu werfen. Mein guter Name ist zwar hierdurch in Wahrheit nicht gefährdet, und das einzige Schmerzliche bei diesem Vorfall ist mir dieses, daß solches einem persönlichen Unwissen-*Er. Wajeslär* gegen meine Person anzudeuten scheint, den ich mir nicht verdient zu haben bewußt bin.

„Inzwischen sehe ich mich doch um der Schwachen willen genöthigt, in dieser hohen Versammlung die Frage aufzuwerfen: ob durch diesen Vorfall Jemand meine Ehre für gefährdet halte, indem ich sonst genöthigt wäre um eine förmliche Untersuchung vor den Schranken dieser hohen Versammlung zu bitten.“

Vice-Präsident: Vor allen Dingen wäre die Frage zu stellen: ob bei aller Theilnahme, welche wir für das geehrte Mitglied haben, in dieser Versammlung, welche nur eine constituirende ist, über diesen Gegenstand eine Berathung Statt finden könne?

Seybold: Die Frage ist nicht, ob sich die Versammlung über den Vorfall beraten soll, sondern nur: ob die Versammlung meine Ehre dadurch für gekränkt hält, denn in diesem Falle muß ich um feierliche Untersuchung bitten.

Vice-Präsident: Gerade diese Untersuchung ist es, welche die Versammlung nie verordnen, noch

weniger selbst pflegen kann, da sie, als constituirend, von den Staatsbehörden nicht einmal Auskunft zu verlangen im Fall ist.

Seybold: Ich werde nicht verstanden; ich mache keine Reclamation an die Kammer, ich will nur Antwort von ihr, ob sie meine Ehre für gefährdet hält.

Graf von Verkhingen: Privatim glaube ich dieses nicht, aber die Sache gebührt nicht hier.

Graf von Waldeck: Ein Beschluß kann hier wohl nicht gefaßt werden, aber jeder Einzelne kann sich entsprechend erklären, daß er die Ehre des Abgeordneten Seybold durch diesen Vorfall nicht für gefährdet halte.

v. Barubäler: Ich, für meine Person, mußte ganz besonders dagegen protestiren, wenn man es für entehrend erklären wollte, daß einem ein Titel genommen wird.

Graf von Waldeck und der Abgeordnete Schott schließen sich dieser Erklärung an.

Seybold: Die Erklärung, daß diese hohe Versammlung meine Ehre nicht für gefährdet halte, genügt mir. (Allgemeine Zustimmung.)

Der Verfassungs-Vertrag wurde durch Commissarien abgeschlossen. Das ist der rechte Gang: das Volk hat seine Wähler, diese wählen Stellvertreter und die Stellvertreter Commissarien oder einen Aus-

schuß. Der Ausschuß vertritt alsdann das ganze Land. Der städtischen Commissarien waren sieben — eine heilige Zahl. Mit ihnen traten vier Regierungs-Commissarien zusammen, das Werk des Verfassungs-Entwurfs zu vollbringen. Es ward in vier Wochen, oder etwas mehr oder weniger, vollbracht.

In der Sitzung vom 2. September wurde der Plenar-Versammlung der Verfassungs-Entwurf vorgelegt, nachdem sie zuvor den Beschluß gefaßt hatte, das ihr ehrenbreitigst überreichte Werk des Commissaraths Klüber in München: „Instruction für verpflichtete Landsknechte, Steinfeger, Umgänger, Siebener, Markter, Unterwäger oder Feldgeschworene,“ dankbar anzunehmen und als erstes Werk in ihrer zu gründenden Bibliothek niederzuliegen. Sodann begann der Commissions-Bericht mit dem ersten Capitel: „Von dem Königreiche,“ dem zweiten Capitel: „Von dem Könige, der Thronfolge und Reichsverwesung.“ Nachdem der Bericht über das dritte Capitel: „Von den allgemeinen Rechtsverhältnissen der Staatsbürger,“ verlesen war, brachte der Abgeordnete Schott eine Motion auf Oeffentlichkeit der Sitzungen zur Sprache. Sie wurde mit 67 gegen 38 Stimmen angenommen, erhielt aber die Unterstützung der Regierung nicht. Unter andern erklärten sich die Herren Weiskopf, Kutenrieth, Gmelin und der Herr Jodest von Meisernich.

Bin

Winnzburg gegen die Oeffentlichkeit der Sitzungen.

In der Sitzung vom 6. September wurde der Entwurf der Adresse an den König um Gewährung der Oeffentlichkeit der Sitzungen verlesen und berathen. Der Schluß desselben lautete, wie folgt: „Es ist der Wunsch, daß der Zutritt zu unseren Verhandlungen gestattet werden möchte. Indem wir nun Eure Königl. Majestät um die allergnädigste Gewährung dieses Wunsches durch Eröffnung der Gallerien allerunterthänigst bitten, stellen wir übrigens dem Ermessen Eurer Königl. Majestät die Ausführung desselben anheim, und ersuchen u.“

Um einen charakteristischen Maßstab dieser constituirenden Versammlung zu geben, wird es wohl am passendsten seyn, einen Auszug aus den Debatten über diesen Gegenstand mitzutheilen.

Schott: „Er sene gegen den Schlußsatz der Adresse, nach welchem die Ausführung des Wunsches dem Ermessen des Königs anheim gestellt werde, weil dadurch eine Gleichgültigkeit der Versammlung über den Erfolg ihrer Adresse ausgedrückt werde, und weil es sich vom selbst verstehe, daß die Regierung für die Ausführung sorgen werde.“

v. Wamböler: Wenn es sich vom selbst verstehe, so könne er nicht einsehen, warum man den Beisatz entfernt wünsche; es liege etwas Mildes darin.

v. Ow erklärt sich dafür.

Fürst v. Hohenlohe, Kirchberg: Dieser Vorschlag sey um so notwendiger, als die Versammlung in einem fremden Locale, in dem Wittwenstiege der Königin, sich befinde, und man also nicht verlangen könne, daß, wie der Abgeordnete v. Theobald bemerkt habe, das Volk sich da versammle, wo die Stände selbst Wälle seyen.

Lang erklärt: Man wende sich, eben weil man kein Recht habe, durchaus an die Gnade des Königs, und man würde befürchten dürfen, dem Könige verdächtig zu werden, wenn man diese Bitte unterlasse, weil von der Regierung aus bei der letzten Versammlung die Oeffentlichkeit verlangt worden sey, ja die letzte Linie der Adresse begehre mehr, als wirklich der ständische Beschluß mitbringe.

v. Varnbüler: Man seye zum Theil in der Eignung von der Idee ausgegangen, als ob man ein Recht zu Eröffnung der Gallerien habe; ob man nun gleich davon zurückgekommen sey, so sey es doch in der Discussion gesagt worden; darum finde er sehr passend, daß dem Ermessen des Königs die Ausföhrung selbst überlassen bleibe, um so mehr, als die Ausföhrung Schwierigkeiten unterliegen könnte.

Lang: Er theile ganz diese Ansichten; aber es sey besser und schulgerechter, simpliciter die Gnade des Königs anzurufen.

Graf v. Reischach: Wende man sich an die Gnade, so könne der Satz bleiben.

v. Barmhäuser: Er seye nicht dafür, um Gnade zu bitten, sondern dem Ermessen Sr. Königl. Majestät es anheim zu stellen, und das Wort „Gnade“ nicht zu gebrauchen.

Lang: Ihm scheine es, daß die Stände-Versammlung auch vom Volke verkannt werden könnte.

v. Barmhäuser: Die so oft wiederholte Furcht, bei dem Publikum in Ungnade zu fallen, scheine ihm der Stellung einer Stände-Versammlung nicht angemessen.

Lang: Er kenne keine Furcht.

Graf v. Schäsberg: Es könne keinen wichtigen Grund gegen die Eröffnung der Gallerien geben; die Adresse solle nur den Wunsch der Versammlung ausdrücken, daß die Gallerien auch schon bei dieser constituirenden Versammlung geöffnet werden.

Riderlen: Der Ausdruck „Gnade“ seye deswegen nicht consequent, weil es für 38 Mitglieder der Versammlung, die dagegen gestimmt haben, keine Gnade seyn werde.

Fürst v. Hohenlohe-Kirchberg: Man sollte die Adresse annehmen und zu wichtigeren Geschäften vorschreiten.

Graf v. Schäsberg: Der Wunsch des Volkes ist in dieser Beziehung der Versammlung nicht

bekannt, da öffentliche Blätter in dieser Beziehung bloß einen Glauben und kein Wissen begründen; da in denselben auch immer vom Wunsche des Volkes gesprochen wird, wo es doch gewöhnlich die Sprache eines Einzelnen ohne Namen ist. Nur Versammlungen können ein solches officiellcs augenblickliches Wissen begründen, welche aber herbeizuführen, mich Gott verbüten wolle, da es wohl bekannt ist, was solche in andern Ländern herbeigeführt haben.

v. Barnhäuser: Die Committée habe diesen Einwurf erwartet, sie selbst habe sich nach dem Ausdruck der Versammlung gerichtet; auch könne man nicht bergen, daß die öffentliche Meinung dafür seye.

Romberg: Der Wunsch der Mehrheit habe sich ausgesprochen.

Kiderlen: Mich schmerzt die Zeit, die bei Abwägung der Worte der Adresse an den König, der unser Vater ist, verloren geht. Wenn auch die Kinder nicht die geeigneten Worte reden, so wird es ihnen ihr Vater nicht verargen.

Graf v. Schaesberg: Die Kinder müssen sich beifügen, ihre Worte und ihr Benehmen in dem Sinne dieses Verhältnisses zwischen Vater und Kindern abzumessen.

Kettenmaier: Es scheine, als sey die Bitte nicht klar genug gefaßt, der Ausdruck „anheim ge-

stellt" sey zu allgemein und mehr für einen Weiber nicht geeignet.

Vize-Kanzler v. Tutenrietz: Wenn alle, die mit Hrn. Hehl gestimmt haben, mit denen, die dagegen gestimmt, zusammengestellt werden, so sey es eigentlich nicht Wunsch der Versammlung, sondern mehr ein Nachgeben derselben. Er sey für die Adresse.

Die Adresse wird noch einmal verlesen, sofort durch überwiegende Stimmen-Mehrheit unverändert angenommen und die Auffertigung beschlossen.

Wenn keine Sitzungen wären, pflegte ich nach Stuttgart zu verreisen, um mich allda wegen eines mir angeschuldigten Pressvergehens verhören zu lassen. Ich war demnach sonderbarerweise zu gleicher Zeit Constituent und Delinquent — ein Fall, der, meines Wissens, noch nirgends, als in unserm geliebten Vaterlande, vorgekommen ist. Heil ihm! Das Publikum glaubte ziemlich allgemein, daß ich wegen Verletzung einer hohen Nase in Untersuchung sey; dieß konnte aber wegen einer, allerdings trivialen und überflüssigen, moralischen Betrachtung aus Verlegenheit eines hohen Falles juridisch nicht geschehen, sondern die Fiskallage betraf die Aufnahme von Auszügen aus dem damals in den Rheingegenden in Umlauf befindlichen Katechismus für den Bürger und Landmann in die neue Stuttgarter Zeitung. Der hohe Gerichtshof zu Eßlingen verurtheil-

te mich deßhalb zu schwerwichtigem Festungsarrest und das Obergericht bestätigte diesen Spruch. Während ich mich auf der Festung Hohenasperg befand, um meine Strafe zu erleiden, wurde der Verfasser des Buchs, aus dem ich Auszüge aufgenommen hatte und darum verurtheilt worden war, Lieutenant Schulz zu Darmstadt, von einem Kriegsgericht, vor das man ihn gestellt hatte, freigesprochen. Ich sah dieß keineswegs als eine Fügung des Himmels, sondern als einen Irrthum menschlicher Gerechtigkeit an, und hob den Contrast in der Medication gebührend heraus. Der Herr Censor glaubte sich aber verpflichtet, die betreffende Stelle zu streichen. Ohne Zweifel handelte er hierbei im Geiste seiner Instruction, wie sich auch von dem Herrn geheimen Legationsrathe von Roser nicht anders erwarten läßt. Der Untersuchungsrichter war der, nun verordnete, Stadtdirector Fischer. Ehre ihm im Grabe! Er erfüllte seine Pflicht mit jener Zartheit, die der Gebildete dem Gebildeten schuldig ist. Ueberhaupt kann ich in meinem häufigen Conflict mit den Staatsbehörden die Urbanität der einzelnen Beamten nur rühmen. Einer nur, nur ein Einziger, steht mit ehernen Jügen in meinem Gedächtniß geschrieben, denn nichts thut weher, als der Tritt eines —, und wenn ihn je ein Gott in meine Hände gibt, so will ich, obwohl ein Marat von 1831, zwar keine

blutige Noche an ihm nehmen, aber doch das Uebermaß seiner Ehren flugen.

Die Regierungs-Commissarien zur Verathung des Verfassungs-Entwurfs waren: die Herren v. Maucser, v. Fischer, v. Schmidlin und v. Groos. Die ständischen Commissarien habe ich bereits früher genannt. Eine kurze Charakterschilderung derselben wird hier am Platze seyn. Es versteht sich von selbst, daß nur der öffentliche Charakter zur Sprache kommen kann, denn nur dieser unterliegt, in constitutionellen Staaten, der öffentlichen Kritik.

Der Herr v. Maucser! Sein politischer Charakter ist in öffentlichen Blättern theils zu hart getadelt, theils auf unwürdige Weise verunglimpft worden. Seine Rechtlichkeit war mir niemals verdächtig, aber nicht jeder rechtliche Mann ist zum Minister geeignet. Er will ohne Zweifel das Gute, aber es ist nur in seinem Sinne, auf seine Anordnung, nach seiner Vorschrift, und wo möglich durch ihn selbst geschehen. Es fehlt ihm an dem Genius einer schnellen Uebersicht, darum verliert er sich im Detail; aber wenn die Verfassung in die Fächer einer Tabelle zu bringen wäre, so bin ich gewiß, daß er jedes derselben heilig halten würde. Gegen die Form der Verfassung hat er sich, wenn ich ihn recht kenne, gewiß nie verfehlt, aber gegen den Geist derselben mag er oft genug angestoßen haben. Wenn wir seit

zwölf Jahren noch kein Gesetzbuch bekommen haben, so ist sicherlich nur das daran Schuld, daß uns Herr von Mauclet mit einem eigenen, einzigen, durchaus Württembergisch-Maucleterschen Gesetzbuche beglücken wollte. Wir werden sehen, ob es sich der Mühe lohnte, so lange darauf zu warten. Ein klein wenig mag das Vergnügen gesetzlicher Willkürlichkeit (wenn ich mich so ausdrücken darf) doch auch zu dieser Verzögerung beigetragen haben, denn obwohl ich Herrn v. Mauclet gewiß nicht für eigennützig halte, so scheint er mir doch in etwas eigenmächtig. Was den Vorwurf der Parteilichkeit betrifft, den man Herrn von Mauclet macht, so kann ich darüber in meiner Stellung nicht genugsam urtheilen; aber es sind mir Beispiele bekannt, die das Gegenheil zu beweisen scheinen.

Herr v. Fischer — der Mann mit dem klugen Gesichte! Da bin ich partiellisch, befangen; er hat mich durch seinen klaren, gesunden Verstand bestochen, bezaubert; ich könnte nichts Böses über ihn sagen, wenn ich auch etwas wüßte. Er war Expositionsman und ist Staatsrath geworden! Das würde ihm mancher Andere auch nachmachen, und er ist gewiß nicht der schlechteste der Staatsräthe. Eines nur kann ich ihm nicht verzeihen, daß er zu seiner Zeit für die geheime Truche geschrieben hat, obwohl ich selbst damals die alte Verfassung mit al-

sen ihren Mißbräuchen anbetete — Ich aber glaubte in meiner Einfalt an die geheime Truche und er gewiß nicht. Das ist der Unterschied. Doch ein Politiker kann nicht immer ganz anfrichtig seyn.

Herr von Schmidlin — rechtlich, wissenschaftlich, mit Geistesgaben ausgestattet, etwas pedantisch und leider auch ein Detailmann, was für keinen Minister taugt. Herr von Manker, der als Landvogt zu Calw Schmidlins Brauchbarkeit kennen lernte, scheint ihm seine Laufbahn eröffnet zu haben. Der würdige Mann hat sich buchstäblich zu Tode gearbeitet.

Herr von Groos — den kenne ich nicht näher und weiß blos mit der ganzen Welt, oder wenigstens mit halb Württemberg, daß er Hofmeister Sr. Majestät unsers regierenden Königs war.

Durch die Uebereinkunft mit den königlichen Herren Commissarien hatten sich die sieben ständischen Commissarien als die natürlichen Vertheidiger des Verfassungs-Entwurfs der Kammer gegenüber constituirt. Sie vertraten gleichsam die Stelle der Regierungs-Commissarien, welche nicht in der Versammlung erschienen. Herr von Weichhaar war die Seele dieser Commission. Herr von Weichhaar ist ein logischer Kopf, und Niemand besser, als er, wußte den Gang der Debatten zu verfolgen, sie festzuhalten oder ihnen eine andere Richtung zu geben,

und so sie in seinem Sinne zum erwünschten Ziele zu führen. Seiner Interpretation verdanken wir unter andern die Beibehaltung des dritten Artikels der Verfassungs-Urkunde, der uns bis auf diese Stunde noch der verfassungsmäßigen Pressfreiheit beraubt. Hr. Uhland, durch eine richtige politische Voraussicht geleitet, welche sich durch die bald darauf erfolgenden, die Pressfreiheit unterdrückenden Beschlüsse des Bundestags bewährte, wollte den Artikel 3. auf den Umfang des Paragraphen: „Das Königreich Württemberg ist ein Theil des deutschen Bundes“ beschränkt wissen. Herr von Weißhaar erklärte jedoch das Wort „organisch“ (organische Beschlüsse der Bundesversammlung) als durchaus beruhigend, da die „organischen Beschlüsse“ entweder bloß die äußern Verhältnisse der deutschen Staaten in ihrer Gesamtheit zum Auslande, oder, wenn sie auf das Innere wirken, bloß das wechselseitige Verhältniß der Stände unter sich zum Gegenstande hätten.“ Herr Kanzler von Aurenrieth machte hierbei, Gott weiß warum, die gehaltreiche Bemerkung: „Ein organischer Körper bestehe aus einzelnen Theilen, sey aber zu einem Ganzen verbunden.“ Nach dem Schluß der Sitzung hörte ich mehrere der ständischen Herren Commissarien sich dazu gratuliren, daß dieser folgenschwerer Artikel so leicht und glücklich durchgegangen

ten. Diese Interpretation des Herrn von Weisbaaer, welche sich durch die Bundesbeschlüsse gleich drei Wochen hernach als nichtig bewies, kostete uns nichts weiter, als — die Pressfreiheit, die uns der Art. 28. der Verfassung zugesichert hatte. Der Carlebad-Congreß war damals bereits versammelt; die Beschlüsse, die von ihm ausgehen mußten, waren schwerer zu errathen, und doch entbiethete man sich nicht, uns eine ebemere Pressfreiheit zu schenken, die nach wenigen Tagen ein Bundesbeschluß uns wieder entzog!

Innerhalb acht Tagen war bereits über die Hälfte des Verfassungsentwurfs von der constituirenden Versammlung angenommen. Die Kapitel und Paragraphen gingen im Galepp durch. Das war aber immer noch zu langsam. In der Sitzung vom 15. Sept. äußerte sich der Deputirte Kiderle n (von Ulm) in folgender Art:

„Wir haben nun (nach Kapiteln gerechnet) mehr „als die Hälfte des commissariischen Vorschlags durch- „gangen; es ist nach meiner Ansicht der heiligste und „wichtigste Theil desselben. Was war das Resultat? „Einschaltung und Aenderung ganz weniger „Worte. Ich kann nicht beurtheilen, ob die er- „rungenen wenigen Worte der vielen Worte „werth sind, die gesprochen, geschrieben und gedruckt „wurden; aber das glaube ich jetzt voraussetzen zu

„dürfen, daß, wenn man bei dem Heiligsten und
 „Wichtigsten entweder überzeugt oder über-
 „stimmt wurde, es auch bei dem minder Heiligen
 „und Wichtigen ferner der Fall seyn — folglich,
 „daß es im Wesentlichen bei dem In-
 „halte des commissarischen Vorschlags
 „bleiben werde.“

Das war aus dem Herzen gesprochen, und in
 der That konnte auch der Blindeste einsehen, daß die
 ganze Verhandlung bloße Form sey und keine wesent-
 liche Veränderung des Verfassungs-Entwurfs herbei-
 führen werde. Um diese Zeit hielt der Carlsbader
 Congreß keine folgenreichen Sitzungen. Es gingen
 verschiedene Gerüchte über dessen Verhandlungen.
 Unter andern hatte man auch das Gerücht verbreitet,
 daß er mit seinem Veto zwischen den Abbruch des
 württembergischen Verfassungsvertrags treten würde.
 Diese Sage, mochte man sie nun selbst glauben oder
 nicht, wurde von den Leitern der constituirenden Ver-
 sammlung geschickt benutzt, um die Verhandlungen
 noch mehr zu beschleunigen und die ebedies schon
 schwächere Kammer noch mehr einzuschüchtern.

Nachdem Herr Riederlen, wie oben zu sehen,
 den ersten Anstoß gegeben hatte, erhob sich der Ab-
 geordnete Fischer in seiner ganzen Länge und begann
 pathetisch: „Die Zeit eilt und kehrt nimmer zurück.“
 Das Resultat seines Vortrags war, aus den noch

übrigen Kapiteln des Verfassungsentwurfs bloß die wichtigsten Punkte zur Discussion aufzuheben, die übrigen Artikel stillschweigend anzunehmen und die Dauer der Sitzungszeit zu vermehren. „Laßt uns einig seyn fürs Vaterland, rief der Redner am Schlusse aus, laßt uns nicht vergessen, daß die Zeit nie so lothbar war, als jetzt. Unsere verlorren Minuten könnten unsere Enkel mit unglücklichen Stunden und Jahren bezahlen.“ — Die Rede fruchtete, wir haben die Verfassung im Sturmschritt errungen, ehe das Veto aus Carlsbad eintraf. Wie glücklich waren wir nicht in den letztverfloßenen zwölf Jahren! Wäre die Verfassung nicht zu Stande gekommen, so wäre der Herr Weisshaar nicht Präsident geworden, wir hätten keinen Ausschuß gehabt, auch keine Pressfreiheit, wie mit der Verfassung, und auch keinen Credit, was immer ein Vortheil ist, weil man dann keine Schulden machen kann.

Herr Schott ließ sich auch einschüchtern; er gehörte damals noch ein wenig zu den Altgläubigen. Später hat er wohl eingesehen, daß eine Verfassung, die nicht auf der vollen Unabhängigkeit des Staats ruht, eine Chimäre ist. Wenn der Carlsbader Congress die Abschließung der Verfassung hindern oder verbieten konnte, so konnte er auch die Vollziehung der Verfassung, wenn sie bereits abgeschlossen war, in ihren wesentlichsten Theilen hemmen. Dies erfolgte

te auch, und zwar vier oder fünf Tage nach dem Abschlusse des Verfassungs-Vertrags. Die Pressfreiheit wurde ihr entzogen, und mit ihr das Leben, denn ohne freie Presse ist jede Verfassung ein bloßes Gerichtenwesen, das der Willkür das Siegel der Gerechtigkeit aufdrückt.

Herr Schott wollte aber durchaus eine Verfassung haben, und zwar eine vertragmäßige, damit Württemberg hervorleuchte vor allen Staaten Deutschlands, die sich bloß geschenkter Constitutionen rühmen können. „Mit jeder Minute steigt die Zeit im Preise, rief er aus. Oeffentliche und Privatnachrichten stimmen darin überein, daß den staatsrechtlichen Verhältnissen unseres deutschen Vaterlandes in den nächsten Tagen eine genauere Bestimmung bevorstehe. Unter den Rechten Württembergs steht das Recht des freien Vertrags seiner Verfassung oben an. Uns ist der glückliche Versuch geworden, diesen Vertrag zu erneuern. Ein Entwurf liegt vor uns, hervergegangen aus den gemeinschaftlichen freien Beratungen königlicher und ständischer Commissarien, ein Entwurf, der, ohne den nöthlichen Vorrechten der Krone nahe zu treten, dem Volke mehr Rechte sichert, als irgend eine Verfassung des festen Landes von Europa u. s. w.“ — Es verblendet waren damals selbst die

Weslen! Wenige Jahre darauf erkannte der wackere Schott seinen Irrthum und trat aus einer Kammer, in welcher er nichts zur Wohlfahrt des Landes zu wirken vermochte.

Der Herr Vicekanzler von Autenrieth äußerte die Ansicht, daß man sich doch vor Uebereilung hüten und den Gang der Debatten nicht über die Gebühr beschleunigen solle. Ich wunderte mich über die Aufrichtigkeit und vernünftige Ansicht des ehrenwerthen Mitglieds, denn eine Verfassung, die man gleichsam der Zeit abziehen muß, um nicht durch hemmende Ereignisse von Außen an deren Abschließung gehindert zu werden, ist gewiß um nichts besser und vielleicht in mehrfacher Beziehung noch schlimmer, als gänzliche Verfassungslosigkeit. „Es sey doch sonderbar,“ fügte Herr v. Autenrieth hinzu, „daß man auf bloße Gerüchte so vielen Werth lege.“

Hier senkte der Herr Präsident v. Weishaar gleichsam tief auf und sprach im Tone eines Propheten: „Es sind keine Gerüchte im gewöhnlichen Sinne, dafür haste ich Ihnen.“ — „Und wollten Sie im zweifelhaften Falle es darauf ankommen lassen?“ — fragte Herr v. Barnhäuer, indem er einen Nachdruck auf seine Worte legte. — v. Autenrieth (unbedenklich): Ja! — v. Pistorius: Eken die Möglichkeit der Gefahr muß Jedem die Sache so nahe legen, daß die möglichste

Verschleimung des Geschäftes bezweckt werde. — v. Huttenrieth: „Dann wäre es das Kürzeste, dem König den Verfassungsentwurf zur Revision zu übergeben.“ — War das Ernst? War es Ironie? Ich glaube, es war Ernst, oder ich müßte den Herren Kanzler v. Huttenrieth nicht kennen. Im übrigen sprach er in prophetischem Geiste, denn am letzten Ende bewilligte die Regierung von dem abgeschlossenen Verträge, was ihr beliebt, und das andere strich sie weg. So wurde er auch angenommen.

Große Versammlungen gähelt man häufig wie kleine Kinder. Es bedarf dazu nur des Einverständnisses einiger weniger ausschlossener, rücksichtsloser Menschen, welche die Feilen und Schwachen an sich ziehen, und durch einen Anschein von Kraft, die nicht vorhanden ist, der regellosen Majorität imponiren, die keinen Centralpunkt hat. Diese Bemerkung ist allgemein, und die Geschichte der neueren Zeit bestätigt sie nur allzusehr. Der Papst, womit man die constituirende Versammlung schreckte, war der Carlsbader Congress. Es fehlte nicht an kräftigen und jeder Verachtung unzugänglichen Menschen in dieser Kammer, aber an Einheit der Opposition. Selbst die Tüchtigsten erhoben nur leise ihre Stimme gegen diese seltsame Art von Terrorismus, wodurch man die Versammlung schreckte. Statt jeden äußern Einfluß, wie sich geziemte, mit Ent-

rückung von sich zu weisen, erschnpften sie sich in leerem Kloten. „Ich vermag, sagte ein Mitglied, dem es durchaus nicht an Charakter fehlte, kaum die schmerzlichen Gefühle zu äußern, die mich seit der Mittheilung quälen, daß wir durch den Drang von Umständen gehindert werden sollen, die bisherige Verhandlungsweise unserer so sehnlich gewünschten Verfassung fortzusetzen.“ Was hätte man nach diesem Eingange erwarten sollen? Natürlich eine förmliche und feierliche Protestation gegen jeden fremden Einfluß, eine Appellation an den festen Willen der Kammer, jeden fremdartigen Umtrieben kräftig zu begegnen. Wohinter verschanzte sich aber der Redner: „Sollten wir nicht, sagte er in kläglichem Tone, in dem festen Willen unseres Königs die Bürgschaft finden, daß wir unser ruhig begonnenes Werk rüstig sollten fortsetzen und endigen können?“ Welche Schwäche und Inconsequenz! Die Persönlichkeit des Königs soll bei parlamentarischen Verhandlungen nie zur Sprache gebracht werden.

In der Sitzung vom 16. Sept. kam die Frage zur Abstimmung:

„Soll der Antrag, die bisherige Verhandlungsweise über jeden einzelnen Paragraph zu debattiren, verlassen, und sollen nur diejenigen Punkte berathen werden, welche die Versammlung als Hauptpunkte erkennen wird?“

Viele Mitglieder gaben motivirte Abstimmungen. Es ist sonderbar und fast spasshaft, daß sie eigentlich auf nichts begründet waren, als auf nicht klar ausgesprochene Winke einer von Carlsbad drohenden Gefahr, welche die mit der Regierung in Verbindung stehende Parthei gegeben hatte. So begründete der Abgeordnete Hehl seine bejahende Abstimmung auf folgenden Vordersatz: „Es nicht zu verkennen, daß sich der Vollendung des Werkes, zu dem wir berufen wurden, ungünstige äußere Umstände entgegenstellen zu wollen scheinen.“

Der Hausrath war indessen gar zu grob gelegt, als daß nicht die Mehrheit selbst dieser Versammlung ihre Selbstständigkeit hätte retten sollen. Ich will damit jedoch nicht sagen, daß irgend Jemand gegen seine Ueberzeugung gehandelt hätte; vielleicht waren diejenigen, welche den Vorschlag einbrachten und unterstützten, von dessen Nothwendigkeit vollkommen überzeugt. Von dem Abgeordneten Schott, dessen Redlichkeit mir niemals verdächtig war, setze ich dieß in jedem Falle voraus; ebenso von noch andern, die mir genauer bekannt sind. Einige der Gegner des Antrags äußerten sich energisch genug: So der Deputirte Keller von Neresheim, der unter anderem sagte: „Wir ist es nach manchen Erscheinungen in den zehn Tagen unserer Verathung durchaus nicht befremdend, wenn man jetzt die Ge-

schäftsform vom 6. Sept. verlassen will und auf eine neue Form anträgt, die eigentlich nichts ist, als der Vorschlag: die noch übrigen Commissionsvorschläge im Ganzen anzunehmen. Ich habe nichts dagegen, wenn die Kammer aus ängstlicher Besorgniß im Galopp jetzt schwere Pflichten abzuhan glauben und solches zweckgemäß finden will, aber dazu einstimmen kann ich nicht, wenn anders — einen geprüften Vertrag frei zu schließen, noch jetzt der hohe Zweck unseres Daseyns bleiben soll.“

Der Abgeordnete Krehl stimmte verneinend mit dem Beisage: „Sollten uns auch Gefahren drohen, so werden mich diese doch nicht bestimmen, gegen meine Ueberzeugung zu sprechen.“

Der Vorschlag wurde mit 70 gegen 46 Stimmen abgewiesen, gleichwohl aber der Gang der Debatten so sehr beschleunigt, daß der Verfassungsentwurf angenommen war, bevor noch acht Tage vergingen. Man könnte fast wörtlich behaupten, daß der Herr Präsident von Weishaar die Kammer durch Hunger zur Uebergabe gezwungen habe, denn die Sitzungen dauerten vom Morgens acht Uhr bis Abends fünf Uhr und sechs Uhr. Für ein so langes Fasten sind nicht die Mägen aller Deputirten eingerichtet.

Es ist fast ein Libell auf das Princip einer un-

abhängigen und unparteiischen Rechtspflege, daß das Abolitionsrecht in die Verfassung aufgenommen wurde, das dem König die Befugniß ertheilt, noch ehe das Vergehen oder Verbrechen untersucht oder über die Bestrafung erkannt worden ist, alles Verfahren gegen den Beschuldigten einzustellen und niederzuschlagen. Natürlich kommt dieses Abolitionsrecht nur vornehmen Sündern zu Statte, wo man den Scandal der Untersuchung und Bestrafung vermeiden will. Daß es im Laufe der verfloffenen zwölf Jahre in Anwendung gebracht worden ist, kann ich nicht mit Gewißheit versichern. Doch habe ich einige Fälle solcher Art von ziemlich glaubwürdigen Personen erfahren, und wenn man die Akten der Gerichtshöfe nachschlagen wollte, so könnten sie vielleicht darüber eine Auskunft geben, welche bei einer künftigen Aenderung der Verfassung zu bekenhen wäre.

Die Mehrzahl des hohen Adels war aus leicht zu errathenden Gründen für die Beibehaltung des Abolitionsrechts in der Verfassung. Der Prälat Abel, ein redlicher Mann, wie es deren wenige gibt, der stets furchtlos nach innerster Ueberzeugung sprach, brach dem Abolitionsrecht den Stab in folgender Rede: „Das Abolitionsrecht, oder ein Recht, alles Verfahren gegen einen Beschuldigte

ten einzustellen und niedergzuschlagen, noch ehe das Verbrechen untersucht oder über die Bestrafung erkannt worden ist, scheint ganz gegen das Wesen eines gut organisirten Staates, in welchem das Gerichtsverfahren durch nichts gehemmt werden darf, und wo überhaupt nur das Gesetz entscheiden soll. Entweder ist der Angeklagte schuldig oder ist er unschuldig. Im einen Falle wird ein Schuldiger freigesprochen, im andern durch die Anwendung des Abolitionsrechts Verdacht auf einen Unschuldigen geladen, denn wer die Anwendung desselben suchen oder auch nur sich gefallen lassen wird, der erregt dadurch den Verdacht, als habe er das wirklich gethan, dessen Ier beschuldigt wird, denn wer seiner Unschuld sich bewußt ist, wird auf Untersuchung dringen. Kann nun ein Regent ein Recht ausüben wollen, durch dessen Ausübung er entweder einen Schuldigen der Strafe entzieht oder einen Unschuldigen dem Verdachte der Schuldhaftigkeit aussetzt. Endlich werden Manche ungeschweiger sündigen, weil sie hoffen, im Fall einer Anklage den Regenten überzeugen zu können, daß sie nur um seinerwillen und für ihn gelitten hätten. Besonders wird Derjenige, der wirklich durch einen die Verfassung nicht achtenden Regenten zu einer verfassungswidrigen Handlung aufgefordert wird, durch dieses Abolitionsrecht sich gesichert glauben und um

so ungesteuert sich zur Verletzung der Constitution brauchen lassen.“

Das Ergebniß dieser Debatte war der Beschluß: den König in einer besondern Adresse oder bei Uebergabe des Resultats der Gesamtberatungen zu bitten, daß er auf das der Krone zustehende Abolitionsrecht Verzicht leisten möge. Die Antwort der Regierung hierauf war folgende: „Die aus Veranlassung der Bestimmungen des §. 92 an mich gebrachte Bitte der Ständeversammlung, dem mir zustehenden Abolitionsrechte zu entsagen, habe ich mit geneigtem Willen aufgenommen. Da indessen, nach dem Dafürhalten der entschiedenen Mehrheit meines Geheimraths, Fälle eintreten können, in welchen der Regent zum wahren Wohle (!) der Staatsangehörigen von jenem Rechte Gebrauch machen kann, so behalte ich mir vor, der obersten Justizstelle hierüber noch Gutachten abzufordern, und sodann der nächsten Ständeversammlung meine deshalb gefaßte Entschließung zugehen zu lassen.“

In diese Entschließung im Laufe der verfloßsenen 12 Jahre erfolgt? Hat die Ständeversammlung die Regierung daran gemahnt? So viel ich weiß, ist hierin nichts geschehen. Doch möchte ich es nicht verbürgen, denn die Verhandlungen der württembergischen Kammer hatten so wenig Interesse für mich — und

darin wird wohl die Mehrzahl des Publikums meine Gesinnungen getheilt haben — daß ich in der Regel nicht die geringste Notiz davon nahm.

Der Artikel über die Pressfreiheit ging ganz leicht durch. Der Abgeordnete Seybold wünschte den Zusatz, daß die Presse nach Wesen und Form für frei erklärt werden solle. „Ich könnte Beispiele anführen, sagte er in der Begründung seines Antrags, welche diesen Zusatz vollkommen rechtfertigen und klar beweisen würden, daß das Wesen der Pressfreiheit durch Beschränkung der Form obllig vernichtet und deren wohlthätige Wirkungen gänzlich aufgehoben werden können; aber ich habe mir zum Gesetze gemacht, den ruhigen Gang der Unterhandlungen auf keine Weise durch Aufdeckung obiofer Vorfälle zu stören, besonders wenn von Verhältnissen die Rede ist, deren Opfer ich selbst geworden bin. Ich halte es aber für meine Pflicht, diese hohe Versammlung auf die Wichtigkeit der vollen Pressfreiheit, welche die einzige Bürgschaft unserer Verfassung ist, aufmerksam zu machen, indem dadurch manche Gebrechen und Mängel des vorliegenden Verfassungsentwurfs, die vielleicht in unserer Lage nicht zu vermeiden waren, wieder ins Gleichgewicht gebracht werden könnten. Ich begnüge mich, des hohen Wertes der Pressfreiheit hier bloß im Allgemeinen zu erwähnen, denn eine Eingliederung ihrer

wohlthätigen Wirkungen auf das öffentliche Leben würde ein schwer zu rechtfertigendes Mißtrauen in die Einsichten dieser hohen Versammlung verrathen."

Vizepräsident Weishaar erwiderte hierauf: „Ich glaube, daß durch diesen Vorschlag nichts gewonnen würde. Der Grundsatz besteht, aber durch ein Gesetz muß noch bestimmt werden, worin der Mißbrauch bestehe.“

Seybold: Es ist hier nicht vom Mißbrauche der Pressfreiheit die Rede, sondern von Sicherung des Rechts der freien Presse. Mein Antrag ist vielleicht ein Pseudonum, aber man kann nicht vorsichtig genug seyn, da bereits so odiose Interpretationen über das Recht der freien Presse stattgefunden haben.

Weishaar: Sind diese geschehen, so folgt daraus nicht, daß sie auch künftig geschehen werden (?), oder daß sie, wenn sie geschehen, nicht gehoben und keine Mittel dagegen gefunden werden können.

Seybold: Wird das Pressgesetz ganz so bestehen bleiben, wie es gegeben ist?

Weishaar: Es kann aus innern Gründen, weil es unvollkommen ist und keine Strafbestimmungen hat, nicht bestehen bleiben. Es muß daher bald ein neues gemacht werden. Ist dieses verfassungsmäßig zu Stande gekommen, alsdann hoffe (!) ich, wird von Interpretationen des

Geheimenraths gar nicht mehr die Rede seyn. Uebrigens verstehe ich den Ausdruck gar nicht, denn die Pressfreiheit selbst ist eine Form.

Seybold: Wenn j. V. Zeitungen aufgehoben und zu einem Regale gemacht werden wollen, wird alsdann das Pressfreiheitsgesetz so bestehen, wie es die Regierung praktisch gehandhabt hat?

Weishaar: Nur von dem Richter kann das Gesetz angewendet werden.

Seybold: Zugegeben, daß der Satz nichts nützt, so kann er doch wenigstens nichts schaden.

Weishaar: Schon der Zeitverlust ist Schaden (!). Uebrigens glaube ich nicht, daß der Zusatz etwas nützen wird.

Seybold (ironisch): Ich glaube es selbst nicht und gebe demnach die Motion auf.

Die Motion fand in der Kammer keine Unterstützung, obgleich sie sehr wesentlich war. Der Antragsteller ließ sie deshalb auch fahren. Wäre die Presse nach Wesen und Form verfassungsmäßig für frei erklärt worden, so hätte j. V. die Regierung sich nicht das Recht der Privilegien-Ertheilung für Zeitungen anmaßen können. Es lagen bei der Erörterung dieses Gegenstandes bereits Beispiele genug vor, wie sehr die Regierung durch die Beschränkung der Form das Wesen der Pressfreiheit selbst beschränkt hatte, aber die Versammlung

schien sie fast absichtlich ignoriren zu wollen. So waren nach einander durch Cabinettsbefehl die neue Stuttgarter Zeitung, die Stuttgarter Hefte, die deutschen Jahrbücher, als der Regierung mißfällig, unterdrückt worden. Als mir der Herr Polizeiminister den letzten dieser Cabinettsbeschlüsse, der die deutschen Jahrbücher unterdrückte, bekannt machte, gab er mir zugleich den wohlgemeinten Rath, im Gnadenwege die Erlaubniß zur Herausgabe eines Blattes unter einem neuen Titel nachzusuchen, wobei er mir zu versichern gab, daß diese Bitte nicht abgeschlagen werden würde. Ich meinte jedoch, ich sey in meinem guten Rechte und demnach nicht gesonnen, die Gnade der Regierung anzusuchen. Der Verlust, den ich durch die Unterdrückung meines Blattes erleide, sey zwar allerdings empfindlich genug, aber ich werde ihn als ein einzelner Mann (ich war damals noch unverheirathet) wohl zu verschmerzen wissen. Nur thue es mir leid, daß durch diese Handlung der Willkühr die Existenz einer mir verwandten Familie gefährdet würde. Das Haupt dieser Familie war jedoch nicht so scrupulös und wußte im Gnadenwege das Privilegium für ein neues Blatt zu erlangen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Regierung jeden Augenblick befugt sey, dasselbe ohne richterliches Erkenntniß niederzuschlagen. So entstand die Ne Sat

zeitung, der einer der Herren Minister selbst den Namen schenkte. Nur auf vieles Bitten und in Rücksicht auf jene verwandte Familie ließ ich mich bewegen, die Redaction dieses Blattes zu übernehmen. Es machte Glück und ertrug in einigen Jahren einen rohen Ertrag von nahe an 28,000 Gulden. Es wurden keine Kosten gespart, dem Blatte Gehalt zu geben. Man verwendete an Honorar für außerordentliche Mitarbeiter und Correspondenten jährlich zwischen fünf- und sechstausend Gulden. Durch die ungemeine Strenge der Censur, durch Verbote in Preußen, Hessen, Frankreich mußte das Blatt nach und nach wieder sinken. Kosten und Mühe waren vergebens aufgewendet. Die Regierung schien sich wenig darum zu kümmern, daß ein Privateigenthum, welches zugleich die Industrie belebt und Geld ins Land brachte, durch ihre Maßregeln zu Grunde ging. Wie stand es nun um die Hoffnungen des Herrn v. Weishaar, daß von gehässigen Interpretationen des Geheimraths nimmer die Rede seyn würde? Ist das neue Pressegesetz, das der Herr v. Weishaar in Kurzem zusagte, innerhalb der letzten zwölf Jahre erfolgt? Der Versuch, die Pressefreiheit auf festere Grundlagen zu stellen, war ja nach Herrn von Weishaar's Ansicht ein bloßer Zeitverlust! Und in der constituirenden Versammlung erhob sich keine Stimme

für die freie Presse und in der constituirten Kammer innerhalb zwölf Jahren, meines Wissens, eben so wenig! Wir haben aber gesehen und leider schmerz-
 lich erfahren, was diese Verfassung war und ist ohne
 Pressefreiheit. Hatten wir doch zwei Präsidenten der
 beiden Kammern und einen Ausschuß! Was wollten
 wir weiter? Das war freilich wesentlich und für
 die Präsidenten und Mitglieder des Ausschusses auch
 einträglich, als die Pressefreiheit! Wann werden
 doch endlich diesem bedröhten Volke die Augen auf-
 gehen, daß es einsehe, was zu seinem Frommen
 dient und wo es seine wahren Freunde zu suchen hat!

In dem Artikel „von Ausübung der Staats-
 gewalt“ machte der Abgeordnete Schott nach
 dem §. 88. (jetzt §. 93. der Verfassung) den Zusatz.

„die Rechtspflege ist öffentlich; die nähere Aus-
 führung dieses Grundsatzes ist ein Gegenstand
 der Gesetzgebung.“

Das ehrenwerthe Mitglied sagte unter anderm zur
 Begründung seines Antrags: „Öffentlichkeit der
 Rechtspflege war von jeher Gesetz in Württemberg,
 sie ist durch kein anderes Gesetz ausdrücklich aufges-
 hoben, sondern nur seit 1806 (da das Land durch
 das souveräne Königthum bezwungen wurde) still-
 schweigend suspendirt. Es ist kein neues, sondern
 ein altes deutsches und württembergisches Recht,
 das ich hier zurückfordere; es ist ein Grundgesetz.

das nach meiner Ansicht in keiner Verfassungsurkunde von 1819 fehlen darf. Oeffentlichkeit der Rechtspflege ist ein Grundpfeiler der Verfassung, denn ohne sie ist die Unabhängigkeit der Gerichte nur zufällig."

Herr v. Weishaar erklärte, daß die gemeinschaftliche Commission keineswegs gegen die Oeffentlichkeit der Rechtspflege sey. Um aber den Grundsatz der Oeffentlichkeit praktisch anwenden zu können, sey ein ganz veränderter Proceßgang erforderlich. Man müsse demnach vorerst die bisherigen Formen ganz abändern. Aus diesem Grunde stimme er gegen die Aufnahme des vorgeschlagenen Zusatz-Paragraphen.

Herr v. Dw: Durch die Aufnahme dieses Paragraphen wird aber die nächste Kammer aufgefordert werden, auf die Durchsicht der Proceßordnung Bedacht zu nehmen.

Herr Weishaar: Winkeln brauchen wir einer künftigen Versammlung nicht zu geben (!?). Eben so wenig gehört irgend ein Satz in die Verfassungsurkunde, welcher erst durch die Gesetzgebung ausgeführt werden soll.

Herr Schott: Der Grundsatz der Oeffentlichkeit der Rechtspflege gebührt in jede Verfassung, denn er ist der Grundpfeiler aller Freiheit und Unabhängigkeit. Deshalb lege ich einen großen Werth darauf, daß der Grundsatz selbst in die Verfassung

aufgenommen werde und nicht der Willkühr der künftigen Gesetzgebung überlassen bleibe.

Der Zusatz-Paragraph wurde von vielen Seiten, namentlich von den Deputirten Uhl and, Lang und Thierer, unterstützt und zuletzt durch allgemeine Zustimmung zum Beschlusse erheben. Sucht ihn nun in der Verfassungsurkunde — ihr werdet ihn nicht finden! Die Regierung ließ diesen Paragraphen in der Verfassung nicht zu und verwies die Sache auf die künftige Gesetzgebung. Herr Weiskhaar machte, wie immer, den Advokaten der Regierung und suchte die Kammer durch die Aussicht auf baldige Erlangung der Öffentlichkeit im Wege der Gesetzgebung zu beruhigen. „In Beziehung auf die öffentliche Rechtspflege, sagte er, womit wir auf die Gesetzgebung verwiesen sind, habe ich schon bei unseren Verhandlungen zu beweisen gesucht, daß mit dem Ausspruche dieser Form noch gar nichts gewonnen ist, weil diese Öffentlichkeit ohne bedeutende Abänderung der Proceßordnung und Gerichtsverfassung nicht ausgeführt werden kann. Uebrigens ist die Aussicht zu Erlangung der öffentlichen Rechtspflege durchaus nicht getrübt, da der Gegenstand nur auf die Gesetzgebung verwiesen ist.“ — Es sind seitdem zwölf Jahre verflossen — und wir haben die Öffentlichkeit der Rechtspflege im Wege der Gesetzgebung noch

nicht erlangt! Wäre der von dem Deputirten Schott vorgeschlagene Zusätz-Paragraph in die Verfassung aufgenommen worden, so hätten wir sie als ein Recht anprechen können. Die Entbehrung dieses wesentlichen Rechts, das eine der besten Bürgschaften einer freien Verfassung ist, haben wir größtentheils den beruhigenden Interpretationen des Herrn v. Weishaar zu danken. Dieser Mann hat eine unerhörte Last von Dankbarkeit auf die Schultern des würtembergischen Volkes geladen — wann wird doch der Tag kommen, an dem wir diese Schuld abtragen können!

Der Abgeordnete K e g l e r wollte zwischen dem §. 28. u. 29. den im königl. Verfassungsentwurf von 1817 enthaltenen §. 65. eingeschaltet wissen, der also lautet:

„Jeder Staatsbürger und jede Gemeinheit hat das
 „Recht, sowohl bei der höchsten Staatsbehörde,
 „als bei der Ständeversammlung, begründete
 „Anträge zu Abkaffung oder Abänderung be-
 „stehender Gesetze und Verordnungen, so wie
 „zur Einführung neuer einzureichen.“

Herr Weishaar machte dagegen die Einwendung: „Die gemeinschaftliche Commission habe geglaubt, es werde der Verfassungsurkunde übel anstehen, ein Recht, das keinem Zweifel unterworfen sey, besonders anzunehmen und etwas auszusprechen, was jeder Staatsbürger schon früher habe. Er stimme um so mehr gegen diesen

Vorschlag, da der vorgeschlagene Paragraph rein illusorisch (!) abgefaßt sey, indem er nur von begründeten Anträgen spreche, wobei es also von dem Ermessen der Regierung abhängt, ob sie die Anträge für begründet halte oder nicht.“ — Welche Sophistik! Wenn sich das Recht der Petition von selbst versteht, so verstehen sich auch alle andere in der Verfassung enthaltenen Rechte von selbst. Und welche Interpretation eines begründeten Antrags! Der Satz will offenbar nichts anderes sagen, als daß die Antragsteller ihre Anträge zu begründen hätten, und nicht, daß die Regierung verpflichtet seyn solle, sie für begründet zu halten. Auf solche Weise spielte Herr von Weichard mit Worten, und eine solche Verhöhnung ihres Ansehens ließ sich die Kammer gefallen! Gleichwohl wurde dieser Zusatz-Paragraph nur mit 56 gegen 52 Stimmen verworfen.

Die Civilliste besteht verfassungsmäßig für die ganze Regierungszeit eines jeden Königs. Mehrere Abgeordnete sprachen gegen diese Bestimmung; die Civilisten, meinten sie, müsse sich nach den Umständen richten und nach denselben erhöht oder vermindert werden können. Der Kanzler von Antenorich machte den zweckmäßigen Vorschlag, den Satz: „auf die Regierungszeit eines jeden Königs“ regelmäßig, so daß die künftigen Kammern nicht durch die Worte der

der Verfassung gebunden seyen. Das war sehr vernünftig. Und was antwortete man ihm? „Würde nicht angenommen werden“ sind die eigenen Worte des Herrn von Weishaar. Wenn also die Regierung bestimmt erklärt, daß sie etwas nicht annehmen würde, so ist dieß ein Grund für die Kammer, von einem zweckmäßigen Beschlusse abzugehen und sich dem Willen des Gouvernements zu fügen! Und eine solche Regit ließ sich die Kammer gefallen! Die Folgen derselben haben wir jetzt zu tragen. Die Ewigkeit kann nur im Wege der Petition vermindert werden, und was davon etwa nachgelassen würde, wäre als ein G. adengefchenk Sr. Majestät an das bedürftige Volk anzusehen.

Gegen die dreijährlichen Landtage erhob sich der Abgeordnete Schreiber: „Die in dem §. 251 des Entwurfs von 1817 enthaltene Zusicherung, sagte er, hat den Erwartungen des Volkes entsprochen. Die neuern Ansichten der Commission, aus welchen dreijährliche Landtage hervorgegangen, stimmen mit den Ansichten und Wünschen des Volkes nicht überein. Warum sollen, fragt man mit Recht, die wichtigsten Angelegenheiten des Staats nur alle drei Jahre zur Berathung gebracht werden, wo es dann immer schwerer ist, wahrgenommene Uebrechen in der Staatsverwaltung zu heben? Gewiß wird es nie an hinreichendem und würdigen Stoffe zu jährlichen

Landtagen fehlen, und gewiß wird dadurch das Ansehen der Ständeversammlung nie gefährdet werden. Weit eher wird dieß der Fall seyn, wenn die Kammer nur alle drei Jahre zusammenkommt und die Geschäfte sich so häufen, daß sie entweder die Sitzung ungebührlich in die Länge ziehen, oder vielleicht gar nicht einmal alle erledigt werden können. Gewiß wird der jährliche kurze Zeitaufwand dem Volke und seinen Vertretern niemals lästig werden, wohl aber der Monate lang dauernde, erst nach drei Jahren erfolgende Zusammentritt. Zudem gewähren die jährlichen Landtage den Nutzen, daß sie die Bestellung eines Ausschusses überflüssig machen."

Riderlen, Uhl and und Andere erklärten sich mit diesen Ansichten einverstanden. Viele Deputirte, worunter sich auch Herr Schott befand, der vielleicht jetzt in dieser Beziehung seine Ansicht geändert hat, legten vielen Werth auf Beibehaltung des Ausschusses und wollten lieber die jährlichen Landtage, als den Ausschuss fahren lassen. Sie hielten den Ausschuss, da durch dessen Fortdauern die Repräsentation nicht unterbrochen werde, für eine Bürgschaft des Bestehens der Verfassung selbst. Was nützte denn aber im Jahre 1806 das Bestehen eines Ausschusses? Der König jagte ihn fort, nahm die Landtagescasse an sich und hob die Verfassung auf. Dieß wird jedesmal wieder geschehen, so oft die Zeit

umstände der Regierung die nöthige Macht dazu in die Hände geben. Wenn die Bürgschaft des Volkes der Verfassung nicht im Volke selbst liegt, so kann man sie nirgends anders hincinlegen.

Herr v. Varnbüler, sowie der größte Theil des Adels, war sehr für den Ausschuß; er schien ihm für die sicherste Bürgschaft der Verfassung zu halten; er sah ihn als das Organ an, das die Regierung zur Einberufung des Landtages bewegen könne, wenn sie es etwa unterlassen wollte. Herr Dekan Panetier erwiderte schlagend: Die jährliche Verwilligung der Abgaben ist ein besseres Mittel, die Regierung zu zwingen. Wenn die Steuern nicht bewilligt sind, so sind sie geschwundig. Man kann allerdings gegen diejenigen, welche alsdann die Bezahlung geschwundiger Steuern verweigern, Gewalt brauchen, aber durch ebendiese Gewalt kann man auch den Ausschuß fortjagen."

Herr v. Varnbüler sagte in prophetischem Geiste: „Der Fall kann eintreten, daß das Volk selbst keinen Landtag mehr wünscht, den es nur als eine kostspielige Einrichtung ansehen könnte.“ Dieser Fall ist wirklich eingetreten. Und warum? Diese Warum beantworten die Lehrverfassungen zwölf Jahre genügend.

Der Herr Fürst v. Hohenlohe-Kirchberg wendete gegen die jährlichen Landtage deren gro

Kosten ein. Der Abgeordnete Kessler meinte aber, die Kosten des Landtags würden sich nicht so hoch belaufen, als die des Hoftheaters. Hierauf erwiederte Ez. Durchlaucht nichts.

Der Deputirte Widmann zeigte sich sehr erbittert gegen alle Ausschüsse. Sie bildeten, meinte er, in der Mitte einer freien und gleichen Volks-Versammlung eine Art Aristokratie, die nach und nach das Ruder der Geschäfte an sich reiße. In den Jahren 1815 — 1817 sey er Mitglied der Ständerversammlung gewesen, und habe sich über das Geheimthun der Ausschüsse gegen die übrigen Mitglieder der Kammer sehr geärgert, und um so mehr, da er, um den Inhalt einer Anschlag-Verhandlung zu erfahren, sich an den Herrn Kaufmann Neuberken habe wenden müssen, der doch bekanntlich kein Mitglied der Ständerversammlung gewesen sey.

Trotz alles dessen blieb es bei den dreißigjährigen Landtagen mit einem permanenten und besondern Ausschuss.

Am Schlusse des Landtags erfolgte ein Ultimatum der Regierung, durch das mehrere wesentliche Zusätze, welche die konstituierende Versammlung dem Verfassungsentwurfe der Commissarien beigelegt hatte, mit einem Federzuge weggestrichen wurden.

Dabin gehören: 1) das Recht, Waffen zu tragen. Ueber das Recht, Waffen zu tragen, heißt es

im §. 23. der Verfassung, wird ein Gesetz die nähere Bestimmung geben. Dieses Gesetz ist bis jetzt, so viel ich weiß, noch nicht erfolgt. Konnte es innerhalb der letztverfloffenen zwölf Jahre nicht gegeben werden, und gereicht es nicht der Regierung und der Kammer gleichmäßig zum Vorwurfe, daß ein die Verfassung ergänzendes Gesetz in diesem langen Zeitraume nicht erlassen worden ist? 2) Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, welche der künftigen Gesetzgebung vorbehalten wurde und bis jetzt noch nicht erfolgt ist. 3) Die Abschaffung des Abolitionsrechts und einige andere weniger wesentliche Punkte.

Als über die Annahme des Verfassungs-Entwurfs im Ganzen beraten wurde, gab Herr v. Weichhaar die größte Hoffnung und seinen Ausdrücken nach fast bestimmte Zusicherung, daß die Abschaffung des Abolitionsrechts und die Oeffentlichkeit der Rechtspflege im Wege der Gesetzgebung in kurzer Zeit erlangt werden würden. Beides ist nicht erfolgt, und der Abgeordnete Schott hatte sehr recht, als er dieser letztern in folgenden Worten eine Art Leichenrede hielt: „Mit tiefster Bekümmerniß, sagte er, sehe ich den Grundfah der Oeffentlichkeit der Rechtspflege aus der Verfassungs-Urkunde entfernt. Mit freudigem Muthe hätte ich dieselbe unterzeichnet, denn ich betrachte die Oeffentlichkeit der Rechtspflege als die erste und fast einzige Bürgschaft der Verfassung, als das Mit-

tel, das Vertrauen des Volkes in die Verfassung und die Staatsverwaltung zu gründen, zu befestigen und zu erhalten, als den Punkt, von dem das neue constitutionelle Volksleben ausgehen sollte."

Viele Abgeordnete, namentlich die H. Hrn. Schreiber, Voss, Riberken, Thierker, und selbst Mitglieder der Adelsbank, wie z. B. Graf v. Salm, Baron v. Erain, und v. Lw schloßen sich dieser Erklärung des Herrn Schott an. Sie blieb ohne Erfolg, zur Lehre und Warnung für künftige Kammern: daß sie niemals sich mit vagen Zusicherungen der Regierung begnügen, sondern um jeden Preis auf bestimmten Bewilligungen beharren sollen.

Die Verfassung, so wie sie von der gemeinschaftlichen Commission entworfen und von der Regierung modificirt war, wurde von allen Deputirten einstimmig angenommen. Die Meisten gaben motivirte Abstimmungen, von denen ich hier einige anführen will:

Herr v. Weichhaar: Ja, ich stimme ein, ich stimme ein aus voller Ueberzeugung, aus ganzem Herzen, von ganzer Seele. Ich verehere die hochherzigen Gesinnungen, mit welchen der König dieses Geschäft begonnen und bis hierher geführt hat. Sein Volk wird ihn dafür segnen. Unfern spätesten Nachkommen noch wird die Rückkehr des Gedurts

festes unser Königs ein heiliges Volk so fest seyn. Gott erhalte den König! Gott segne den König! Gott erhalte und segne das Vaterland!

Serbold: Wenn diese Verfassung nach allen Theilen gehandhabt und die Gesetzgebung mit ihr in Einklang gebracht wird, so bin ich ganz damit zufrieden — Ja!

Schreiber: Die große Noth des Volkes, das durch Annahme der neuen vertragmäßigen Verfassung Verminderung der übergroßen Lasten zu erzielen hofft, und das ich in Beziehung seiner Hoffnung, die Gott in Erfüllung bringen wolle, nicht betrüben will, verlangt meine Beifälligung, und deswegen — Ja!

Reyh: Ja! — und mögen, wenn die Verfassung in's Leben tritt, und die künftige Gesetzgebung, auf welche so Vieles zur Verbesserung ausgelegt worden ist, in Thätigkeit kommt, die Lasten des Volks, unter welchen es leidet, durch zweckmäßige, mit der Würde des Regenten vereinbare, Einsparnisse erleichtert, alle Steuerfreiheit aufgehoben, die Abgaben möglichst gleich vertheilt, das wichtige Recht der freien Wahl der Ortsvorsteher den Gemeinden zurückgegeben, Handel und Gewerbe nicht durch hohe Zölle und andere Plackereien gehindert, die Lasten der auf Kosten der erwerbenden Klasse lebenden Staatsdiener und Angestellten verkleinert, das stehende Heer ge-

mindert, der Geschäftsgang vereinfacht und die vielen Verwaltungskosten vermieden werden.

Rapp: In Hinsicht der innern und äußern Lage Deutschlands und des Dranges der Umstände — Ja!

Kreht: Ich sage Ja!, aber nicht darum, weil ich mit dieser Verfassungs-Urkunde die Rechte meines Vaterlandes hergestellt glaube, aber ich sage Ja! weil ich der Nothwendigkeit nachgebe, und weil ich die Ueberzeugung habe, daß diese Rechte solange in der Idee fortleben werden, bis sie die Noth der Zeit wieder in's wirkliche Leben zurückrufen wird.

Gewerlein: Ich finde in dieser Verfassung kein meinem Vaterlande zustehendes Recht gekränkt, ja, ich finde in so vielen Bestimmungen den reichlichsten Ersatz für etwa noch übrige Wünsche, ich finde die Form eines freien, selbstständigen Vertrags so gekehrt, ich bin so fast überzeugt, daß diese Verfassung, wenn sie durch würdige, feste und gewissenhafte (?) Männer vertreten und fortgebildet wird, des Glück meines Vaterlandes für alle Zeiten begründet, daß ich mit vollkommener Ueberzeugung die Verfassung annehme und gewiß bin, daß nicht nur jeder unserer Nachkommen, sondern bald, vielleicht nur zu bald (?) die Mitwelt unser Vornehmen segnen werden.

Schott: Um dem Volke einen Rechtszustand zu geben — Ja!

Uhlant: Der König hat seine Erklärung gegeben, wir geben die unsre. Ich kann Ja oder Nein sagen, ich sage Ja! Mancher wird Manches vermissen, aber das Wesentlichste besteht, vor allem jener Ursatz unseres alten Rechts: der Vertrag. Nochmals — Ja!

Ich habe die Schattenrisse der königlichen Commissarien geliefert, es ist billig, daß ich ihnen die Holzschnitte der ständischen Commissarien beifüge: Fürst von Zeil-Trauchburg, Doctor Weishaar, General von Theobald, Doctor Smellin, Freiherr von Wernbüler, Doctor Burkhart, Jurist Zahn. Da sind sie alle Sieben, und jetzt wären wir eigentlich zu Ende, aber wir müssen erst anfangen.

Der Herr Fürst von Zeil-Trauchburg ist Fürst zu Zeil oder Trauchburg; der liebe Gott und die Kenner der vaterländischen (!) Geographie mögen wissen, ob es solche Orte gibt und wo sie liegen — ich — der Himmel verzeihe mir meine Unwissenheit! — weiß es nicht und will es auch nicht wissen. So etwas dunkel schwebt es mir vor, daß sie in der Nähe des Bodensees, oder daß der Bodensee in ihrer Nähe liegt — ich möchte aber nicht

darauf schwören. Der Herr Fürst von Zeil-
Trauchburg war ehemals reichsunmittelbar und ist
jetzt württembergisch-mittelbar. Ein gewisser Hoff-
mann, wenn ich nicht irre, hat vor einigen Jah-
ren einen genealogischen Almanach der fürstlichen
und gräflichen Häuser in Deutschland herausge-
geben — dort werden ohne Zweifel die Wißbezie-
rigen das Nähere über diese hochfürstliche Linie finden
können. Wie gut ist es doch für uns Ignoranten,
daß es so viele gelehrte Leute gibt! Der Herr Fürst
war damals etliche fünfzig Jahre alt, hatte, wie
ich mehrmals mit Vergnügen bemerkte, einen Ap-
petit, den sich mancher Jüngere vergeblich wünschte,
und tanzte, wie mir die Gattinen einiger Deputirten
versicherten, noch recht brav.

Dem Herrn Doctor Weishaar habe ich nie
tanzen sehen; dagegen war er der Mann, der es
verstand nach seiner Perle tanzen zu lassen; ich war
so einfältig, nicht mitzutanzten — das hat mir im
Lauf der Jahre viel geschadet.

Das Leben ist nur ein Orchester,
Wir sind die Instrumente Wein!

Herr Weishaar ist ein logischer Keyf und be-
sitzt einen reichen Schatz positiven Wissen; es konnte
ihm daher nicht schwer fallen, eine aus solchen Ele-
menten zusammengesetzte Versammlung zu leiten.
Er hat damals seine Rolle mit Geschick und Erfolg

gespielt; wenn er aber heute wieder aufträte, so würde seine politische Abulisterel, selbst in der württembergischen Deputirtenkammer, wenig Glück mehr machen, aus dem einfachen Grunde, weil wir inzwischen um fünfzehn Jahre älter geworden sind. Ohne zu behaupten, daß er gegen seine Ueberzeugung gehandelt habe, darf man ihm doch Glück wünschen, daß, auf eine fast wunderbare Weise, seine Privatinteressen mit seinen politischen Meinungen sich immer in einer so angenehmen als Nutzenbringenden Harmonie verschmolzen haben. Es gibt ungeschickte Leute, die es nie bis zu einer solchen politischen Virtuosität zu bringen vermochten, und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich selbst zu diesen politischen Tölpeln gehöre. Das geschieht mir ganz recht, und wenn es mir einmal einfällt, gescheider zu werden, so will ich den Herrn Exminister von Weishaar auf seinem Landgute, wo er 3000 Gulden Pension in philosophischer Ruhe verzehrt, besuchen, um mich von ihm in die Geheimnisse der geheimen Politik einweihen zu lassen. Es scheint mir der höchste Grad politischer Perfektibilität, sein Gewissen mit seinem zeitlichen Vortheil in segensreichen Einklang zu bringen. Dummkopf, der ich bin!

General von Thersbald war ein Doctrinär, ehe man noch in Deutschland Herrn Rojer Solarb und seine Schule kannte. Wenn die Theorien fest

schen, ist er zufrieden; arglos genug glaubt er, daß das Wahre, einmal als solches erkannt, nothwendig seine Anwendung in der Praxis finden müsse. So wenigstens war er damals; ich müßte mich aber sehr irren, oder die Erfahrungen der Zeit haben ihn von seinem Glauben zurückgebracht.

Doctor Gmelin, welcher, mit Weichhaar und andern, in den Jahren 1816 und 1817 zu der altwürttembergischen Opposition gehörte, ist jetzt Obergerichtsrath und Ritter des Kronenordens. Er ist einer der consequentesten Politiker, die ich kenne, und wenn er beharrlich für den ständischen Ausschuss gestritten hat, so geschah es gewiß nur zum Besten des Landes. Um so mehr ist die Hingung des Himmels zu bewundern, der in seiner ewigen Gerechtigkeit gewollt hat, daß Herr Gmelin, zum Lohne für seine Vaterlandsliebe, seit fünfzehn Jahren beharrliches Mitglied des Ausschusses bleiben sollte. Wer rechnen kann, multiplicire die Zahl 15 mit jährlichen 1800 Gulden, und er wird eine runde Summe finden, die, neben der Gnade Gottes, nicht zu verachten ist. Jede jährliche 2200 Gulden Entschädigung und siehe das Fact. Herr Gmelin machte mir einmal in einer politischen Discussion den Vorwurf, ich wolle zu viel erreichen; er hingegen begnüge sich mit dem, was möglich sei. Ich weiß

nicht, ob er Alles erreicht hat, was möglich war; so viel aber ist gewiß, daß ich nichts erreicht habe.

Herr von Varnbüler, ein consequenter Aristokrat, mit mehr wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, als man in diesem Stande zu finden gewohnt ist. Man kann ihm nicht den Vorwurf einer blinden Ergebenheit für die Regierung machen; er hat so ziemlich seine eigenen Grundsätze, wenn auch nach den Umständen modificirt, vertheidigt. Ob er alle die Detailkenntnisse besessen hat, die der Posen eines württembergischen Finanzministers erfordern mag, weiß ich nicht; im Uebrigen glaube ich, daß ihn seine Rechtslichkeit für eine solche Stelle empfehlend, werth machte. Je mehr dieser Mann durch sein aristokratisches Wesen, auch im Umgang, etwas Abstoßendes für mich hatte, das leicht zu ungünstigen Urtheilen verleiten kann, um so mehr Gerechtigkeit, nach bestem Wissen und Gewissen, glaube ich ihm schuldig zu seyn.

Doctor Burkhardt, ein rechtlicher Mann, so weit ich ihn kannte; er hatte seine Wahl zum ständischen Commissär der Ansicht zu danken, daß auch ein Neu-Württemberger Mitglied der Commission seyn müsse. So gewissenhaft suchte man alle Interessen zu befriedigen.

Justiz Rath, so benannt, um ihn von seinem Bruder, dem Doctor der Medicin, zu unterscheiden,

ein vielseitig gebildeter, ehrenwerther, uneigennützi-
ger Mann. Schade, daß er nicht so viel Charakter,
als Moralität, besaß! Ich fürchte mich fast ein we-
nig, etwas mehr zu sagen, denn seine Söhne sind
empfindlich, wenn es sich von einer Kritik ihres
seligen Vaters handelt — aber die historische Treue
wird Wahrhaftigkeit! Ich muß es wagen, obgleich
sie meine politischen Freunde und, noch mehr, meine
schwäbischen Vetter sind. Herr Zahn war ein vor-
trefflicher Privatmann, aber ein schwacher Politiker
— herrschsüchtig und eitel, das sind zwei Capitalfeh-
ler im öffentlichen Leben! Gewissenhaft und rechts-
lich, wenn es sich von materiellem Vortheil handelte,
aber den Forderungen der Gerechtigkeit nicht unzugänglich!
Das wußte Herr von Maucel — wohl aus eigen-
er Erfahrung. Nicht umsonst ergriff er damals
mit seiner gewinnenden Vertraulichkeit, die ihm eigen
ist, seine Hand und führte ihn, ihn vor allen der
Erste, an die festliche Tafel. Silber, Gold, Edel-
steine, der wackere Zahn hätte sie mit Verachtung
zurückgewiesen — aber die Hand des Ministers! Man
ließ ihn gelten — in kleinen Dingen; man machte
ihn zum Vicepräsidenten — er mochte sich selbst über-
reden, daß nicht mehr zu erlangen möglich war,
als die Zeit gewährte; aber ich mußte mich sehr ir-
ren, oder sein eigenes Gewissen machte ihm nicht
selben den stillen Vorwurf des Mangels an Strenge

Consequenz. Friede seiner Asche — wir sind alle Menschen!

Der große Paulus aus Heidelberg hatte sich in Stuttgart eingefunden, vielleicht um den politischen Mentor der constituirenden Versammlung zu spielen — der selige Gaupp war sein gelehriger Lehramt. Herr Weishaar cultivirte ihn, er ist ein höflicher Mann, wenn er die Leute brauchen kann; aber ich zweifle keinen Augenblick, daß er den gelehrten Professor bei weitem übersah. Die Regierung scheint ihn für einen furchtbaren Mann gehalten zu haben, der leicht bösen Saamen ausstreuen könnte, denn sie hielt es gerathen, ihn aus dem Lande zu weisen. Dafür rächte sich Herr Paulus in einer sehr zahmen Flugschrift, worin er der Regierung ein Compliment über die ausnehmende Höflichkeit macht, womit solcher Akt der Expulsion vollzogen worden. Seine politischen Freunde wären über diese Verbanung fast empfindlich geworden, aber die Zeiten waren der Empfindlichkeit nicht günstig. Herr Paulus ließ seine Flugschrift unter die Mitglieder der constituirenden Versammlung austheilen, und ich hörte manchen derselben rühmen: es sey ein sehr guter und lebenswerth moderater Aufsatz. Welche Satisfaction für den philosophischen Professor!

Wenn mir die Debatten der constituirenden Versammlung auch kein großes Interesse einflößten, so

belustigten. sie mich doch nicht selten. Sie waren bisweilen höchst naiv. Herr Canzler Mutenrieth wollte der Verfassung einen Paragraphen einfügen, der „Befreiung von ungeseglichen Jagdschreken und Sicherstellung gegen Wildschaden“ gewähre. Ich wohne bei Bedenhausen, sagte das ehrenwerthe Mitglied, und habe oft mit Bedauern Männer aus Oberschwaben als Jagdschreker gesehen. Spittler sagt: daß die wilden Schweine von jeher eine große Rolle in der württembergischen Verfassung gespielt haben. — Herr Weisshaar fand diesen Satz für eine Verfassungsurkunde zu speciell und meinte, wenn der Staat die Rechte des Einzelnen überhaupt schütze, so müsse er sie (sogar) auch gegen wilde Schweine vertreten. — Herr von Theobald fürchtete sich vor der „sensiblen Wirkung“, welche dieser Satz im Auslande machen würde. Der Streit wurde etwas lebhaft, denn der Herr Vicekanzler der Universitäts Tübingen wollte durchaus die Verfassung gegen die Eingriffe der wilden Schweine verwahrt wissen. Am Ende beruhigte er sich doch mit dem feierlichen Versprechen des Vicepräsidenten, daß die künftigenstände die Verfassung, wie überhaupt, so insbesondere auch gegen die wilden Schweine schützen würden.

Der §. 73. sicherte die Wiederherstellung der abgesonderten Verwaltung des evangelischen Kirchenguts zu. Ich kann nicht glauben, daß es
der

der Regierung jemals mit dieser Zusicherung Ernst gewesen ist; aber ich entschuldige sie, daß sie zu diesem Macchiavellis'm ihre Zuflucht nahm, denn die Abschließung des Verfassungs-Vertrags hätte an diesem einzigen Punkt scheitern können. Dieser Paragraph ist bis auf diese Stunde noch nicht vollzogen, aus dem einfachen Grunde, weil dessen Vollziehung eben so unmöglich, als unnöthig ist. Herr Guhl machte damals schon im Namen seiner Committenten den vernünftigen Vorschlag, das ehemalige Kirchengut bloß auf dem Papier in quantitate et qualitate wieder herzustellen und mit der sich ergebenden Summe den Aufwand für Kirchen und Schulen zu bestreiten. Gegen diesen Antrag erhoben sich die Verfechter der Kirchenguts-Partei, worunter auch Zahn und Schott gebrauchten, wie gereizte Löwen. Herr Schott meinte, die §§. 75. und 78. seyen die Kleinodien des Verfassungs-Entwurfs. Jetzt verlangten auch die neuwürttembergischen Deputirten die Wiederherstellung ihrer alten Kirchengüter. Wo sollte man da anfangen und enden? Herr Weissbaar, der die mächtige Partei des Kirchenguts zu schonen hatte, kam sehr ins Gedränge und wußte sich bloß durch ausreichende Antworten zu helfen. Nun trat auch der Herr Bischof von Evara auf, um dem heiligen Vater zu Rom seine Rechte als Oberhaupt der katholischen Kirche zu wahren. Er schlug zum §. 74. den Zusatz vor:

„Eine besondere Uebereinkunft mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche bestimmt das Verhältniß derselben zum Staate.“ Herr Weishaar antwortete antwortend: daß diese Fassung beschweigen nicht zulässig sey, weil man noch nicht wisse, in welcher Form das, was man in Rom verhandle, werde gegeben werden: ob als Declaration, Uebereinkunft oder Concordat. Der Herr Bischof meinte aber, auf den Namen komme nichts an, und überdies habe man in Rom gegen ihn geäußert, daß man mit einem protestantischen Fürsten kein eigentliches Concordat abschließen könne. Herr Weishaar mochte die Nothwendigkeit des Nachgebens einsehen und der Zusatz wurde angenommen. Ueberhaupt führte die Bestimmung des Verhältnisses der Kirche zum Staate, die lebhaftesten und hartnäckigsten Debatten herbei. Man konnte nicht verkennen, daß in dieser Frage das persönliche Interesse eine große Rolle spiele.

Ich muß noch einmal auf Herrn von Mauer zurückkommen. Man hat ihn der Herrschsucht beschuldigt, ich glaube mit Unrecht, wenn man einen billigen Unterschied zwischen regner und regenter macht; ich weiß im Deutschen keine passenden Ausdrücke für diese beiden Worte zu finden. Das regner kann ohne alle Silentation grübeln; man begnügt sich mit dem Besitze der Macht und übt sie gleichsam *in cognito* aus; man ist zufrieden,

wenn nur das geschieht; was man will, und was man für zweckmäßig oder dienlich hält. Ein Anderes ist das regenter. Es tritt überall in den Vordergrund, fordert die Blicke des Menschen heraus, leitet sie auf sein Ich und ruft ihnen zu: Schi, das bin ich, Alles geht von mir aus; ich bin der Mächtige und möchte gerne der Allmächtige seyn. Kein Federzug geschieht ohne mich, alle Decrete laufen durch meine Hand. Herr von Maucelér war vor zwanzig Jahren Landvogt in Casw. Die Landvögte hatten bekanntlich nichts, oder so viel oder so wenig als nichts zu thun. Das ließen sich die meisten gerne gefallen; ich habe einige gekannt, die sich mit dem dolce far niente so gut zu befrecunden wußten, als ein neapolitanische Pazzarone. Nicht so Herr von Maucelér! Das erlaubte ihm sein Drang nach Thätigkeit, son envie de regenter, nicht. Er zog Alles in sein Amtegebiet, was ihm zu erreichen möglich war; er stand früh um fünf Uhr auf, um Geschäfte zu erledigen, die (leider!) nicht vorhanden waren. Das kann einen thätigen Mann zur Verzweiflung bringen. Diese seine Geisteswunden hatten fast eine kleine Revolution in der Landvogteistadt Casw hervorgerufen. Nichts ist dem Spicabürger heiliger, als die althergebrachten Mißbräuche. Er besünder sich so wohl dabei, und läßt lieber ein Recht, als einen Mißbrauch fahren. Man besünder in der

Stadt Talm der Gebrauch oder Mißbrauch, daß die Bäcker mit einander abwechselten und deren zwei oder drei allwöchentlich Fastenbregel backen. Da versammelten sich nun Abends die verschiedenen Gewerbeleute und aßen Fastenbregel und tranken Wein. Es war gleichsam ein Bann, denn wer nicht kam, um die Bannbregel zu essen und den Bannwein, der wenigstens schlecht war, zu trinken, wurde in die Wuth der Bäckerzunft erklärt, und man kaufte nichts mehr von ihm oder ließ nichts mehr bei ihm machen. Das war allerdings ein Mißbrauch, über den sich manche, die, halbgezwungen, daran theilnehmen mußten, selbst beklagten; aber wer will die Leute hindern, Bregeln zu essen und Wein zu trinken, wo es ihnen beliebt, oder wo sie aus Rücksichten es thun zu müssen glauben? Herr von Mauceler machte verschiedene Versuche, diesen Mißbrauch abzuschaffen, aber er war einsichtsvoll und billig genug, um zu erkennen, daß in diesem Falle die Anwendung von Gewalt weder rathsam, noch gerecht war. Dieses Beispiel beweist, wie eifrig sich Herr von Mauceler in Verfolgung der Mißbräuche jeglicher Art immer gezeigt hat, und wenn bisher die etwa noch bestehenden Mißbräuche in der Rechtspflege und Staatsverwaltung noch nicht abgeschafft sind, so liegt die Schuld davon sicherlich nicht an seinem Willen, sondern bloß an dem Mangel der Erkenntnisse ihres Daseyns.

Das Land ist beizubehalten, wenn es diese Ansicht mit ihm theilt.

Nachdem ich die Physiognomie der constituirenden, Versammlung erkundet hatte, hielt ich es für das Vernünftigste, der Sache ihren Lauf zu lassen und mich möglichst wenig in die Debatten zu mischen; es ist mir nichts verhaßter, als der politische Detailhandel. Man scheint aber dieses mein Stillischweigen für ein aufdröhrendes gehalten zu haben, denn das Gerücht wurde verbreitet, ich sey von Oesterreich befohlen, um den so ersetzten Verfassungsvertrag scheitern zu machen. O, über das Unglück, wenn mir Bösewicht dieses gottlose Attentat gelungen wäre — dann hätten wir in den letzten fünfzehn Jahren keine Verfassung gehabt!

Ende gut, Alles gut! Das wohlgelungene Verfassungswerk wurde durch ein Verfassungsfest und einen Verfassungstanz festlich begangen. Da setzte ich mich bescheiden ganz unten an die Tafel, weit weg von Herrn von Mauller und Zahn, in die Nähe eines Hofoberforstmeisters und eines Kammerherrn oder Kammerjunkers, welche am untern Ende präsidirten. Einige meiner ehrenwerthen Herrn Collegen, welche solche Pracht und Herrlichkeit noch nie gesehen hatten, waren ganz verblüfft und hätten fast mit den Bedienten complimentirt. Nach aufgebobener Tafel war eine ziemlich Begeisterung der

merkbar, die ich auf Rechnung des Patriotismus
schreibe, Eis-Punsch und Caffee dämpften sie ein
wenig. Am Abend Verfassungsball. Die patrioti-
sche Freude stieg so hoch, daß der Goliath der kon-
stituirenden Versammlung sich in den Schawl einer
Dame wickelte, und beckenhohe Sprünge machte.
Ich dachte, als Contrast, an Gullivers Lilliputier,
die um rothe, grüne und blaue Bänder über das
Seil springen, und ich war ein Prophet, denn die-
ser Goliath trägt jetzt ein rothes Band in seinem
Knopfloch. *Vive la nation!*
